

Zeitschrift

BIOS

für Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

2/2021

(34. Jahrgang)

ISSN: 0933-5315

Wolf Kaiser

Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden

Vera Blaser und Sonja Matter

Die Formation eines politischen Subjektes.

Die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen

in der Schweiz im ausgehenden 20. Jahrhundert

Barbara Stauber

Praxeologisieren – Situieren – Relationieren.

Zum methodologischen Gewinn machttheoretischer

Überlegungen für eine reflexive Übergangsforschung

Klaus Kraimer

Annotationen zum Theorie- und Forschungsprogramm

der Objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns

PROJEKTBERICHTE:

Marcel Mierwald

Schmelztiegel Ruhrbergbau?

Die Integration türkischer „Gastarbeiter“ mit Oral-History-

Interviews im Schülerlabor erforschen

Alicia Gorny

„Von der Geisterjagd“.

Möglichkeiten der Sichtbarmachung und Partizipation

von Aktivist:innen in der Kunstinstallation „Geister“

LITERATURBESPRECHUNG:

Dorothee Schmitz-Köster

Unbrauchbare Väter. Über Muster-Männer,

Seitenspringer und flüchtende Erzeuger im Lebensborn

(Dorothee Neumaier)



BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Herausgeber*innen: Bettina Dausien (Wien), Almut Leh (Hagen) und Alexander v. Plato (Neuenkirchen)

Beirat: Betina Hollstein (Universität Bremen), Albert Lichtblau (Universität Salzburg), Ingrid Miethe (Justus-Liebig-Universität Gießen), Gerhard Riemann (Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg), Simone Scherger (Universität Bremen), Hannes Schweiger (Universität Wien), Andrea Strutz (Universität Graz)

Redaktion: Bettina Dausien, Almut Leh,
Alexander von Plato
Postanschrift: Institut für Geschichte und Biographie
der FernUniversität in Hagen, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen
E-Mail: bios@budrich.de

BIOS erscheint halbjährlich mit einem Jahresumfang von ca. 320 Seiten. Abonnementskündigungen müssen drei Monate vor Jahresbeginn erfolgen, anderenfalls verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.

Das digitale Angebot, alle Informationen zum Abonnement sowie zu Einzelausgaben finden Sie auf <https://bios.budrich-journals.de>.

Bestellungen bitte an den Buchhandel oder an:
Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171 79491 50, Fax: +49 (0)2171 79491 69
E-Mail: bios@budrich.de – www.budrich.de
ISSN: 0933-5315 – ISSN Online: 2196-243X
Anzeigenpreisliste BIOS-Mediadaten-2023 vom 01.01.2023
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

BIOS wird ausgewertet/indiziert in SSOAR.

© Verlag Barbara Budrich GmbH Opladen, Berlin, Toronto

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenden Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionelle Hinweise

Für die Einsendung von Manuskripten bittet die Redaktion um Beachtung redaktioneller Hinweise. Sie finden diese auf: <https://bios.budrich-journals.de>.

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 2/2021 (34. Jahrgang)

Wolf Kaiser

Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden.....137

Vera Blaser und Sonja Matter

Die Formation eines politischen Subjektes.

Die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen in der Schweiz im
ausgehenden 20. Jahrhundert164

Barbara Stauber

Praxeologisieren – Situieren – Relationieren.

Zum methodologischen Gewinn machttheoretischer Überlegungen für eine
reflexive Übergangsforschung189

Klaus Kraimer

Annotationen zum Theorie- und Forschungsprogramm der

Objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns210

Projektberichte

Marcel Mierwald

Schmelztiegel Ruhrbergbau?

Die Integration türkischer „Gastarbeiter“ mit Oral-History-Interviews
im Schülerlabor erforschen231

Alicia Gorny

„Von der Geisterjagd“.

Möglichkeiten der Sichtbarmachung und Partizipation von
Aktivist:innen in der Kunstinstallation „Geister“260

Literaturbesprechung

Dorothee Schmitz-Köster: Unbrauchbare Väter. Über Muster-Männer, Seitenspringer und flüchtende Erzeuger im Lebensborn (Dorothee Neumaier)	275
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	279

Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden

Wolf Kaiser

Ist es nicht dumm, dass ich mir einen Schritt vor dem Tod Sorgen mache, was mit meinem Tagebuch passieren wird? Ich wünschte, es würde nicht kläglich in einem Ofen oder auf einer Müllhalde landen. Ich möchte, dass jemand es findet, sogar ein Deutscher, und es liest. Ich möchte, dass das, was ich geschrieben habe und was im Vergleich zu dem, was ich zusammen mit meinen Verwandten und Freunden erlebt habe, ein Tropfen auf den heißen Stein ist, ein wahres Zeugnis und treues Abbild unserer Zeiten wird (Yad Vashem Archive O.3/3382, Item ID 3556672).¹

Diese Sätze schreibt die 17-jährige Miriam Chaszczewicka am 22. September 1942 im Ghetto von Radomsko, einer kleinen Stadt in der Nähe von Tschenstochau, in ihr Tagebuch. Drei Tage zuvor hat sie erfahren, dass im Generalgouvernement², auch in den meisten Orten in der Umgebung ihrer Heimatstadt, viele tausend Juden in Viehwaggons deportiert und ermordet werden. Angesichts dieser Vorgänge kann sie nicht mehr hoffen, persönlich Zeugnis ablegen zu können; so wünscht sie sich, dass ihr Tagebuch das leisten kann, was ihr selbst versagt sein wird. Dieser Wunsch macht deutlich, dass sie – anders als die meisten anderen jugendlichen Tagebuch-Autorinnen und -Autoren – nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Nachwelt schreiben möchte.³ Ihre Erwartung, wie so viele andere in ihrer Umgebung den Tod zu finden, sollte nur zu bald Wirklichkeit werden. Am 24. Oktober meldeten sie und ihre Mutter sich auf einer

-
- 1 Die nicht publizierten Tagebücher werden verkürzt mit Archiv- und Signaturangabe zitiert, eine vollständige Angabe findet sich im Quellenverzeichnis. Hier und im Folgenden sind Eintragungen aus Tagebüchern vom Autor – zum Teil mit Hilfe vorliegender Übersetzungen in englischer Sprache – in das Deutsche übersetzt worden, da sie in so vielen verschiedenen Sprachen verfasst worden sind, dass vermutlich nur wenige Leser in der Lage wären, alle Zitate in den Originalsprachen zu verstehen. Soweit die Originalsprachen dem Autor nicht geläufig sind, ist die Übersetzung anhand der Ursprungstexte von Sprachkundigen überprüft worden. Manche Namen sind in den Verzeichnissen der Archive anders geschrieben als in den enthaltenen Unterlagen. So findet sich das hier zitierte Tagebuch im Archiv von Yad Vashem unter Miriam Khashchevatski, also in der englischen Transkription des Jiddischen mit männlicher Endung; auf dem den Tagebuchseiten vorangestellten Informationsblatt dagegen steht Miriam Chaszczewicka in polnischer Transkription mit weiblicher Endung; polnische Autoren transkribieren den Namen auch Chaszczewicka. Bei der Drucklegung von Tagebüchern wurden häufig nicht die Namen verwendet, die die Autorinnen oder Autoren beim Verfassen der Tagebücher trugen, sondern diejenigen, die sie zum Zeitpunkt der Drucklegung angenommen hatten. In manchen Fällen wurden statt der offiziellen Vornamen Rufnamen gewählt, zum Beispiel Heniek statt Hersz.
 - 2 So nannten die Nationalsozialisten das besetzte Polen, soweit es nicht in das Reich eingegliedert worden war.
 - 3 Tagebücher von Kindern und Jugendlichen weisen nur in wenigen Fällen Merkmale auf, die Lynn Z. Bloom als Indizien nennt, dass private Tagebücher als an die Öffentlichkeit adressierte Dokumente zu lesen seien (Bloom 1997: 28 ff.).

Polizeiwache, nachdem sie sich, um der Deportation zu entgehen, eine Woche lang in einer Toilette versteckt und seit Tagen nichts mehr zu essen hatten. Sie wurden nach Tschentochau gebracht und von dort wahrscheinlich in das Todeslager Belzec, wo die Ankommenden umgehend mit Motorabgasen ermordet wurden. Ihr Tagebuch ist in das Archiv von Yad Vashem gelangt, aber ihr Wunsch, ihre Aufzeichnungen sollten gelesen werden, ist bis heute nicht in Erfüllung gegangen.⁴ Ihr Tagebuch ist noch nicht vollständig und textgetreu veröffentlicht worden.⁵

Im Folgenden wird zunächst dargelegt, welche Art von Texten hier als Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden berücksichtigt worden sind und welche aus verschiedenen Gründen nicht herangezogen wurden. Es folgen Hinweise, wie solche in vielen verschiedenen Sprachen verfassten Diarien aufgefunden und rezipiert werden können, wenn sie nicht gedruckt vorliegen. Sodann wird erörtert, was Tagebücher als historische Quellen mit anderen Selbstzeugnissen wie Memoiren und Zeitzeugeninterviews gemein haben und worin sie sich wesentlich unterscheiden. An einigen Beispielen wird gezeigt, wie Tagebücher aufgrund der zeitlichen Nähe zwischen dem Erleben und der Niederschrift des Erlebten sowie der Offenheit des Erwartungshorizonts Einblicke in die unmittelbaren Reaktionen der Betroffenen und ihre unterschiedlichen Deutungen des Geschehens gewähren. Angesichts solcher Erkenntnismöglichkeiten, wie sie nur Tagebücher und Briefe bieten, wird der Frage nachgegangen, warum die Zahl der überlieferten Diarien regional unterschiedlich groß und insgesamt sehr viel geringer ist als die der Memoiren und Interviews, in denen Überlebende rückblickend von ihren Erfahrungen berichtet haben. Es wird untersucht, wie die Entscheidung für eine bestimmte Form des Tagebuchs von den Lebensbedingungen der Autorinnen und Autoren, aber auch von ihren Motivationen abhing. Die Vielfalt der Motivationen wird anhand von Tagebucheinträgen verdeutlicht, die das Bedürfnis zu schreiben explizit reflektieren. Sodann wird die Besonderheit der hier untersuchten Tagebücher dadurch hervorgehoben, dass die Auseinandersetzung der Verfasserinnen und Verfasser mit der akuten Bedrohung ihres Lebens durch die Judenmörder beispielhaft dokumentiert wird. Abschließend wird die Bedeutung benannt, die Holocaust-Tagebüchern heute in der individuellen Lektüre, in der Forschung und in der Lehre zukommen kann.

Abgrenzungsprobleme

Es gibt noch viel zu entdecken, auch wenn inzwischen zahlreiche Tagebücher aus der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft in verschiedenen Sprachen publiziert worden sind. Allein in deutscher Sprache sind etwa 50 Tagebücher junger Jüdinnen und Juden veröffentlicht worden, die während des Holocaust in verschiedenen Ländern

4 In der Anthologie *Der papierene Freund* (Kaiser 2022: 281 ff.) sind Auszüge in deutscher Sprache enthalten, doch konnte nicht der gesamte Text aufgenommen werden.

5 Stefania Heilbrunns Buch *Kinder aus Staub und Himmel: Ein Tagebuch aus der NS-Besatzungszeit während des Holocausts* ist dem Vorwort zufolge „vom Tagebuch von Miriam Chaszczejewacki inspiriert“, kann aber sicherlich nicht als Veröffentlichung ihres Tagebuchs gelten. Die englische Originalausgabe *Children of Dust and Heaven. A Diary from Nazi Occupation through the Holocaust* ist zuerst 1978 in Pacific Palisades, CA. erschienen (Heilbrunn 1978). Die nur als E-Book erhältliche deutsche Ausgabe ist offensichtlich lediglich automatisch übersetzt (Kindle Edition, 2016). Die auf der Website des Regionalmuseums von Radomsko unter dem Namen Miriam Haszczewicka veröffentlichten Auszüge aus dem Tagebuch weichen erheblich vom Original ab, vgl. http://muzeum.radomsko.pl/wordpress/wp-content/uploads/pdf/likwidacja_getta_radomsko.pdf (24.2.2023). Offenbar liegt ihnen Stefania Heilbrunns Buch zugrunde.

Europas gelebt haben (Kaiser 2022: 599 ff.). Bevor man eine genaue Zahl nennen kann, müsste man zunächst abgrenzen, welche Texte zu den Holocaust-Tagebüchern gehören und welche nicht. Die Abgrenzung ist jedoch in mehrfacher Hinsicht schwierig. Sollten etwa Aufzeichnungen einbezogen werden, die erst nach der Befreiung der Autoren entstanden, aber als Tagebücher veröffentlicht worden sind? Am ehesten kämen hier wohl die Versuche in Betracht, Aufzeichnungen während der Zeit der Verfolgung, die verlorengegangen sind oder nur aus stichwortartigen Notizen bestanden, zu rekonstruieren bzw. auszuformulieren. Ein Buch, dessen deutsche Ausgabe den Titel trägt *Wann wird diese Hölle enden? Das Tagebuch der Mary Berg. Das Mädchen, das das Warschauer Ghetto überlebte* (Berg 2019), ist so entstanden. Die Autorin hieß Miriam Wattenberg. Sie konnte wegen der amerikanischen Staatsbürgerschaft ihrer Mutter im März 1944 mit ihrer Familie in die USA ausreisen. Kurz danach begann sie mit Hilfe des Journalisten S.L. Shneiderman ihre in einer von ihr selbst erfundenen Kurzschrift verfassten Notizen zu entziffern und auf Polnisch auszuformulieren.⁶ Susan Pentlin, die Herausgeberin einer englischen Neuausgabe, die der deutschsprachigen zugrunde liegt, bezeichnet den Text als „Tagebuch-Erinnerungen“ (Berg 2019: 19). Eine von der Autorin kurz nach der Befreiung aus dem Gedächtnis vorgenommene Rekonstruktion weitgehend verlorengegangener Tagebucheinträge liegt mit dem Buch von Mascha Rolnikaite vor: *Ich muss erzählen. Mein Tagebuch 1941-1945* (Rolnikaite 2002).⁷ Schwer einzuschätzen ist auch die Authentizität von Tagebüchern, die für die Veröffentlichung verändert worden sind, wenn das Original verloren gegangen ist. So ist das handschriftliche Original des Tagebuchs von Éva Heyman nicht mehr auffindbar. Éva ist am 6. Juni 1944 im Alter von 13 Jahren aus dem Ghetto von Nagyvárad (Großwardein, heute Oradea in Rumänien) zusammen mit ihren Großeltern mütterlicherseits nach Auschwitz deportiert und dort am 17. Oktober ermordet worden. Ihrer Mutter Ágnes Zsolt ist es gelungen, zusammen mit ihrem zweiten Ehemann, dem prominenten Schriftsteller Béla Zsolt, der Deportation zu entgehen. Sie gelangten über Budapest mit dem Kasztner-Zug Ende Juni 1944 ins Austauschlager Bergen-Belsen und konnten von dort in die Schweiz ausreisen. Ágnes Zsolt hat Évas Tagebuch nach der Befreiung bekommen und es 1947 unter dem Titel *Éva lányom* [Meine Tochter Éva] veröffentlicht (Zsolt 1947). Es ist umstritten, ob diese Publikation den ursprünglichen Text des Tagebuchs wiedergibt oder dieser von Ágnes Zsolt erheblich verändert worden ist.⁸ Da das Original nicht

6 Die Autorin nannte sich Mary Berg, um in Polen zurückgebliebene Verwandte und Freunde nicht zu gefährden. Shneiderman übersetzte das Manuskript ins Jiddische und publizierte es in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Der Morgen*. Noch im Herbst 1944 erschienen englische Übersetzungen in amerikanischen Zeitungen und vom 22. September 1944 bis zum 19. Januar 1945 eine deutsche Übersetzung als Fortsetzungsreihe (*Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto*) in der New Yorker Exil-Zeitung *Aufbau*, vgl. <https://archive.org/details/aufbau101944germ/page/n597/mode/1up?view=theater> (14.2.2023).

7 Zur Rekonstruktion Marianna Butenschön in ihrem Vorwort (Rolnikaite 2002: 7 ff.).

8 Alexandra Zapruder hat in einem Essay, den sie ihrer auf Englisch veröffentlichten Anthologie von Holocaust-Tagebüchern junger Autorinnen und Autoren hinzugefügt hat, die Vermutung geäußert, Ágnes Zsolt habe den Text nicht nur redigiert, sondern erheblich verändert, „rearranging parts of the text, strengthening weak passages, and wholly fabricating others in an attempt to ensure that the diary would be published and her daughter’s memory would be preserved“. Sie stützt diese Annahme auf ihre Lektüre der englischen Übersetzung, die „considerable inconsistencies in tone, style, and in a few cases content“ aufweise (Zapruder 2002: 445 f.). Ausgehend von der ungarischen Publikation hat Gergely Kunt vorgeschlagen, der Text könne sowohl als Tagebuch eines Kindes als auch als Erinnerungsbuch einer trauernden Mutter gelesen werden (Kunt 2010). Ohne Kunts Aufsatz zur Kenntnis zu nehmen, hat Gabriel Mayer Zweifel an der Authentizität des Tagebuchs dadurch zu zerstreuen versucht, dass er behauptet hat, sie

vorliegt, lässt sich die Authentizität der Veröffentlichung nicht daran überprüfen. Das ist nicht nur deswegen bedauerlich, weil der umstrittene Text die Grundlage des viel beachteten Instagram-Films *Eva's Story* bildet, sondern auch, weil abgesehen von in Budapest verfassten Aufzeichnungen meines Wissens kein weiteres Tagebuch eines jüdischen Kindes in seiner ursprünglichen Form überliefert ist, das auf ungarischem Staatsgebiet in der Zeit der deutschen Besetzung entstanden ist.⁹

Es stellt sich auch die Frage, ob Aufzeichnungen von Jüdinnen und Juden, die während der NS-Herrschaft, aber außerhalb des deutschen Machtbereichs entstanden sind, den Holocaust-Tagebüchern zuzuordnen sind. Das betrifft Tagebücher von Evakuierten, die im Inneren der Sowjetunion überlebt haben wie Lena Jedwab aus Białystok, die beim deutschen Überfall aus einem Jugendlager in Litauen nach Karakulino in Udmurtien in der Nähe des Urals verbracht wurde und dadurch überlebte, während ihre Verwandten und Freunde alle ermordet wurden, wie sie nach Kriegsende erfuhr. Ihr Tagebuch ist inzwischen in mehreren Sprachen erschienen (Jewab Rozenberg 1999, 2002, 2012, 2019). Sind die Aufzeichnungen derjenigen als Holocaust-Tagebücher einzubeziehen, die noch vor Beginn des systematischen Massenmords an den Juden fliehen konnten, darunter die Kinder und Jugendlichen, die nach den Novemberpogromen von 1938 durch den „Kindertransport“, die Evakuierung von Kindern ohne ihre Eltern, nach Großbritannien und in einige andere Länder, gerettet werden konnten? Zweifellos sind solche Tagebücher von der nationalsozialistischen Judenverfolgung geprägt, doch in welchem Maße sie sie reflektieren ist durchaus unterschiedlich. So finden die Verfolgung und Ermordung der Juden wie überhaupt die historischen Vorgänge im Tagebuch von Thea Gersten kaum Erwähnung. Sie war 1925 in eine religiöse jüdische Familie in Leipzig geboren worden. Da ihr Vater polnischer Staatsbürger war, übersiedelte die Familie im Juli 1939 nach Warschau. Von dort gelangte Thea mit ihrer Mutter noch im selben Monat nach London, während der Vater in Polen zurückblieb. Im Mittelpunkt von Theas Tagebuch steht die Liebe des – auch durch religiös grundierte Konventionen und Moralvorstellungen – stark gehemmten Mädchens zu ihrem Freund Philipp, den sie schon in Leipzig kennenlernte und in London wiedertraf, und ihre

beruhten lediglich auf der Lektüre der englischen Übersetzung (Mayer 2015). Agatha Schwartz hat eingeräumt, dass Ágnes und vielleicht auch Béla Zsolt das Tagebuch erheblich verändert haben könnten, sich aber aufgrund von Aussagen von Personen, die Éva kannten, dafür entschieden, den veröffentlichten Text für ein in erster Linie von ihr verfasstes Tagebuch zu halten (Schwartz 2015: 119 f.). Dagegen ist Gergely Kunt in einem weiteren Aufsatz aufgrund einer eingehenden Analyse zu dem Schluss gekommen, Évas Manuskript habe ihrer Mutter lediglich als Inspiration für das Buch *Éva lanyom* gedient, dessen Autorin sie selbst gewesen sei (Kunt 2016: 146 f.). Übrigens nennt auch die deutsche Übersetzung, die unter dem Titel *Das rote Fahrrad. Tagebuch* erschienen ist, Ágnes Zsolt als Autorin (Zsolt 2012).

- 9 Sheindi Ehrenwald hat 1944 in der damals zu Ungarn gehörenden Stadt Galánta Aufzeichnungen angefertigt. Sie konnte diese Aufzeichnungen verstecken, als sie Mitte Juni 1944 in das Frauenlager von Auschwitz-Birkenau deportiert wurde, und hat sie zwei Monate später auf den Transport in ein Arbeitslager im niederschlesischen Peterswaldau mitgenommen. Dort dienten ihr die stark beschädigten Notizen als Vorlage für Erinnerungen an die Geschehnisse seit der Besetzung Ungarns durch die Wehrmacht am 19. März 1944 bis zu ihrer Ankunft in Auschwitz. Diese Erinnerungen, die besonders eindrucksvoll über die Zugfahrt in das Vernichtungslager berichten, haben nicht die Form eines Tagebuchs, unterscheiden sich aber von Memoiren aus der Nachkriegszeit dadurch, dass sie noch vor der Befreiung auf die Rückseiten von Karteikarten der Fabrik geschrieben sind, in der Sheindi Ehrenwald Zwangsarbeit leisten musste. Darüber informiert der Kurator der Ausstellung *Deportiert nach Auschwitz* im Deutschen Historischen Museum Thomas Jander: *Zeugnis des Holocaust: Sheindi Ehrenwalds Aufzeichnungen*, vgl. <https://www.dhm.de/blog/2020/07/29/zeugnis-des-holocaust-sheindi-ehrenwalds-aufzeichnungen/> (24.2.2022).

allmähliche Distanzierung von der Religion. Erst im Dezember 1945 erwähnt sie „diese furchtbaren Berichte vom Kontinent“ und notiert am 18. Januar 1946: „Ich weigere mich, über den Verbleib meines Vaters zu spekulieren. Das bringt nichts.“ (Gersten 2001: 191 ff.).¹⁰ Es ist zu vermuten, auch wenn die Aufzeichnungen keinen direkten Hinweis darauf enthalten, dass diese Weigerung als Versuch der Verdrängung zu verstehen ist.

Das trifft ebenfalls auf viele zeitgenössische Tagebücher nichtjüdischer deutscher Autorinnen und Autoren zu, in denen sehr wenig oder gar nichts zur Verfolgung und Ermordung der Juden zu finden ist, es sei denn, es handelt sich um Aufzeichnungen führender Nationalsozialisten wie Joseph Goebbels und Alfred Rosenberg, die selbst zu den treibenden Kräften des Judenmords gehörten. Allerdings haben das Beschweigen, die Verdrängung oder Verleugnung durch deutsche Zeitgenossen einen anderen Hintergrund. Viele nichtjüdische Autorinnen und Autoren zeigen wenig oder gar kein Interesse am Schicksal der Juden,¹¹ oder sie weigerten sich, Informationen über deren Ermordung zu glauben. So notierte die 15-jährige Schülerin Lilo G. aus Berlin-Friedrichshagen am 31. August 1943 in ihrem Tagebuch: „Mutti erzählte neulich, die Juden seien in den Lagern zum größten Teil umgebracht worden, aber ich kann es nicht glauben. Daß sie aus Deutschland raus sind, ist gut, aber sie gleich zu ermorden!“ (Hammer 1992: 279).

Bemerkungen zur Judenverfolgung findet man fast nur in Tagebüchern von Menschen, die wegen ihrer Ehepartner oder Verwandten betroffen waren wie Tilly Cahn, geborene Schulze (Cahn 1999), und in Aufzeichnungen von Regimegegnern wie Friedrich Kellner (Kellner 2011) oder Anna Haag (Timms 2019). Auch in deren Tagebüchern sind solche Bemerkungen im Verhältnis zum Gesamtumfang der Aufzeichnungen nicht häufig, aber bemerkenswert, geben sie doch Auskunft darüber, was Deutsche zur Zeit des Zweiten Weltkriegs über den Judenmord wissen konnten (Kaiser 2020).

Schließlich kann man die Frage aufwerfen, welche Kriterien anzulegen sind, wenn man sich explizit auf junge Jüdinnen und Juden konzentriert. Alexandra Zapruder hat in einer Erläuterung der Auswahlkriterien bei der Zusammenstellung ihrer Anthologie von *Young Writers' Diaries of the Holocaust* zu Recht darauf hingewiesen, dass eine klare Altersgrenze hier wenig hilfreich ist (Zapruder 2002: 448 f.). Ob sich Autorinnen oder Autoren beruflich und familiär bereits als Erwachsene etabliert haben, hängt nicht allein von ihrem Lebensalter ab. Zudem ist zu bedenken, dass manche unter den gegebenen Umständen schon in sehr jungen Jahren eine erstaunliche Reife der Selbstreflexion und Urteilsfähigkeit erreicht haben, wie sie zu anderen Zeiten allenfalls von Erwachsenen zu erwarten ist.

10 Erst nach dem Tod ihrer Mutter 1964 hat Thea Gersten in deren Unterlagen eine Mitteilung vom 8.1.1946 an einen Cousin gefunden, dass der Vater am 20.1.1943 im Warschauer Ghetto festgenommen und nach Treblinka deportiert worden war.

11 Im Hinblick auf die Haltung der Mehrheit der nichtjüdischen Deutschen hat schon Marlis Steinert die „Reaktionslosigkeit und Gleichgültigkeit des deutschen Staatsbürgers gegenüber seinem jüdischen Nachbarn“ konstatiert (Steinert 1970: 238 f.), ein Befund, den Ian Kershaw (1979), Sarah Gordon (1984), David Bankier (1995) und Peter Longerich (2006) bestätigt, wenn auch unterschiedlich interpretiert haben.

Bibliographische Zugänge und sprachliche Herausforderungen

Man kann viele nicht publizierte Tagebücher finden, wenn man die Websites der Archive des United States Holocaust Museums in Washington D.C. (USHMM) und der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem durchsieht. Beide Archive stellen etliche Tagebücher auch digitalisiert zur Verfügung. Auch über die 16-bändige Dokumentation *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden* (Aly et al. 2008-2021) sind zahlreiche Tagebücher zu finden, denn diese Quellensammlung berücksichtigt neben Dokumenten der Täter Texte von Beobachtern, von Helfern und Rettern und vor allem auch von Opfern der Verfolgung und präsentiert so die unterschiedlichen Sicht- und Verhaltensweisen. Zwar sind nur Auszüge aus Tagebüchern abgedruckt, doch vermittelt die Dokumentation einen ersten Eindruck von den Texten und gibt hilfreiche Hinweise zum Aufbewahrungsort der Texte und zur Biographie der Autorinnen und Autoren.

Erhebliche Herausforderungen bei der Rezeption und Erforschung von Tagebüchern ergeben sich aus der Tatsache, dass solche Aufzeichnungen in vielen verschiedenen Sprachen verfasst worden sind. Um sich von einem Tagebuch, dessen Sprache man nicht beherrscht, einen ersten Eindruck zu verschaffen, kann man sich einer automatischen Übersetzung bedienen. Doch ist das Verfahren äußerst aufwendig, wenn der Text nur handschriftlich vorliegt. Die Originale weisen nicht selten Beschädigungen auf, durch die Textteile verlorengegangen oder unlesbar geworden sind. Und von ohnehin schwer zu entziffernden Texten in einer unbekannten Sprache eine Transkription anzufertigen, wenn die Orthographie viele Sonderzeichen aufweist oder eine andere als die lateinische Schrift verwendet wird, ist so gut wie unmöglich. Es ist hilfreich, dass einige Tagebücher auf der Website des USHMM Lesenden, die der Originalsprache nicht mächtig sind, durch Übersetzungen in das Englische zugänglich gemacht worden sind.

Tagebücher als historische Quellen

Selbstzeugnisse haben für die Auseinandersetzung mit dem Holocaust in den letzten Jahrzehnten große Bedeutung gewonnen. Einige Memoiren wie die von Primo Levi (Levi 1947) und Ruth Klüger (Klüger 1992) sind viel rezipiert worden. In der medialen Darstellung stehen Zeitzeugeninterviews im Mittelpunkt (Sabrow/Frei 2012), und in der pädagogischen Vermittlung werden zunehmend videographierte Interviews mit Überlebenden verwendet¹². Die historische Forschung dagegen zieht vor allem Tagebücher heran.¹³ Seltener wird auch auf Protokolle von bald nach der Befreiung geführten Gesprächen mit Überlebenden zurückgegriffen.¹⁴ Memoiren, Interviews und Tagebücher

12 Beispielhaft die von der USC Shoah Foundation betreute Website IWitness: <https://iwwitness.usc.edu/home> (14.2.2023).

13 Besonders einflussreich Friedländer (1998, 2006); zur Verwendung von Überlebendenberichten in der Forschung Browning (2013); zu Autobiographien, Memoiren und Zeitzeugeninterviews Stephan (o. J.). Zur pädagogischen Verwendung unterschiedlicher Arten von Selbstzeugnissen Kaiser (2018).

14 Einen solchen Quellenbestand haben zum Beispiel Joanna Tokarska-Bakir und Avner Greenberg für ihren Aufsatz verwendet (Tokarska-Bakir/Greenberg 2010: 11 ff.). Gesprächsprotokolle aufgrund von Interviews mit Überlebenden wurden in mehreren Ländern von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern jüdischer Organisationen angefertigt, in besonders großer Zahl von der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen. Diese Kommission hat zwischen 1944 und 1948 im Rahmen eines speziellen Forschungsprojekts auch Kinder und Jugendliche befragt. Die in Form teilstandardisierter Leitfragen-Interviews durchgeführten Befragungen wurden von Erwachsenen protokolliert. Nur in Ausnahmefällen enthalten

können verwendet werden, um Informationen über historische Geschehnisse zu sammeln, die ohne die Mitteilungen der Betroffenen nicht rekonstruiert und dokumentiert werden können, oder um vorhandene Dokumente zu deuten und Berichte über bestimmte historische Vorgänge zu bestätigen oder in Frage zu stellen. Die Schilderung von Ereignissen und die Beschreibung von Gegebenheiten muss aber, wo immer möglich, mit Quellen anderer Art abgeglichen werden.

Wenn Tagebücher herangezogen werden, ist zu berücksichtigen, dass die Wahrnehmungsmöglichkeiten der verfolgten Juden insbesondere in Ghettos und Lagern in besonderem Maße beschränkt waren. Zugleich waren viele gerade wegen der auferlegten Beschränkungen und der Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, besonders bemüht, alle zugänglichen Informationsquellen zu nutzen.¹⁵ Dabei wurden ihnen auch Gerüchte und aus der Not geborene Phantasievorstellungen als Informationen angeboten. Solche Erwartungen und Einschätzungen werden in den Tagebüchern nicht selten aufgegriffen, aber in der Regel mit skeptischen Kommentaren versehen. So schreibt Hersz („Heniek“) Fogel im März 1942 im Ghetto von Łódź:

Die politischen Neuigkeiten sind hervorragend, angeblich ist Hitler tot und es gibt einen Regierungswechsel, der Reichstag ist von Berlin nach Wien verlegt worden. Der Generalstab führt Friedensverhandlungen. Niederlagen an der sowjetischen Front, der Krieg kann jetzt jeden Tag vorbei sein. Möge Gott alles wahr werden lassen, was die Juden sagen!!! (Fogel, 2019: 29).

Wenn es nicht um die Rekonstruktion historischer Vorgänge, sondern um die Erfahrungen geht, die die von den Verfolgungsmaßnahmen und Mordaktionen Betroffenen gemacht haben, um ihre damalige Verarbeitung und Bewältigung dieser Erfahrungen und um ihre Reaktionen darauf, sind Tagebücher und Briefe allen anderen Quellen vorzuziehen. Anders als Memoiren und Jahrzehnte später aufgenommene Video-Interviews zeigen Tagebuchnotizen, was die Betroffenen zur Zeit des Geschehens gefühlt und gedacht haben. Robert Moses Shapiro hat Tagebücher mit einem fotografischen Schnappschuss verglichen, um dadurch ihre Unmittelbarkeit zu unterstreichen (Shapiro 1999: 96). Treffender wäre wohl der Vergleich eines Tagebucheintrags mit einem Schnappschuss bzw. einer Fotoserie mit einem Tagebuch. Angesichts der seit der ersten Wehrmachtsausstellung (Heer 1996) geführten Diskussion um die Beweiskraft und Interpretationsbedürftigkeit von Fotos (Arani 2002) zeigt sich allerdings die Ambivalenz

die im Jüdischen Historischen Institut in Warschau aufbewahrten Dokumente auch von Kindern selbst aufgeschriebene Erinnerungen an das, was sie kurze Zeit zuvor erlitten hatten. Ähnlich ist die Zentrale Jüdische Kommission in München vorgegangen, die Überlebende in DP-Lagern interviewt, aber auch von überlebenden Kindern selbst verfasste Aufsätze gesammelt hat. Einige Beiträge sind in der 1946 bis 1948 erschienenen Zeitschrift *פינו לעצמנו חורבן* [*Von der letzten Vernichtung*] veröffentlicht worden, die inzwischen kommentiert in deutscher Übersetzung vorliegt (Beer 2020). Auf Initiative von Benjamin Tenenbaum wurden auch in Polen von mehr als tausend Kindern Aufsätze über ihre Kriegserlebnisse geschrieben (vgl. Cohen 2017). Eine Auswahl daraus hat Tenenbaum 1947 auf Hebräisch in Israel veröffentlicht (Tenenbaum 1947). Weitere Sammlungen hat Boas Cohen in einem Aufsatz zu Zeugenaussagen jüdischer Kinder in der Nachkriegszeit erwähnt (Cohen 2007). In deutscher Sprache sind 55 Interviewprotokolle aus der Sammlung des Jüdischen Historischen Instituts mit einem sehr informativen einführenden Aufsatz von Alfons Kenkmann und Elisabeth Kohlhaas veröffentlicht worden (Tych 2008).

15 Der 18-jährige Joseph Stripounsky hat die Tagebücher, die er 1940/41 nach seiner Flucht aus Belgien nach Frankreich in französischer Sprache führte, sogar ganz überwiegend dazu verwendet, politische und militärische Neuigkeiten zu notieren, die er vermutlich aus dem Radio erfuhr.

dieses Vergleichs. Ein Foto hält einen bestimmten, vom Fotografen gezielt oder zufällig gewählten Ausschnitt der gegenwärtigen Realität im Bruchteil einer Sekunde fest. Um es als historische Quelle verwerten zu können, ist es nicht allein notwendig, genau zu analysieren, was auf dem Foto zu sehen ist und was womöglich in der gewählten Perspektive gerade nicht zu sehen ist. Vielmehr müssen wie bei anderen Quellen auch die Absichten des Autors, hier des Fotografen, die intendierten Rezipienten und vor allem der Kontext der Entstehung mitberücksichtigt werden. Diese Postulate lassen sich analog auf Tagebucheinträge anwenden. Tagebücher unterscheiden sich aber von Fotografien in zweierlei Hinsicht. In ihnen können die Reflexionen des Autors explizit mitgeteilt werden, während die Überlegungen eines Fotografen, wenn er sich nicht in einem anderen Medium dazu geäußert hat, allenfalls vom Interpreten vermutet werden können. Und der Tagebuchautor verfügt über die Möglichkeit, seine eigenen Emotionen zum Ausdruck zu bringen, während das Foto zwar die Emotionalität des fotografierten Geschehens festhalten und beim Betrachter eine emotionale Reaktion auslösen kann, die Gefühle des Fotografen aber wiederum allenfalls indirekt erschlossen werden können. Ihnen gilt in der Regel auch nicht das Interesse des Betrachters, während der Leser eines Tagebuchs durchaus in erster Linie darauf aus sein kann zu erfahren, wie der Autor oder die Autorin auf das geschilderte Erlebnis emotional reagiert hat.

Auch wenn eine Tagebuchnotiz sehr zeitnah Eindrücke und Empfindungen wiedergibt, besteht ein gewisser zeitlicher Abstand zwischen dem unmittelbaren Erleben und der Niederschrift im Tagebuch. Der Akt des Schreibens setzt sogar eine gewisse physische und psychische Distanz voraus. Doch ist die Lage der Schreibenden in der Regel noch dieselbe wie zur Zeit des Erlebens. Auch haben sie meist eine präzise Erinnerung an die Ereignisse und ihre Empfindungen und Verhaltensweisen. Das gilt besonders bei extremen Erfahrungen, die sich stärker einprägen als alltägliche Vorgänge. So schreibt der nichtjüdische Arzt Zygmunt Klukowski am 21. September 1939 in Szczebrzeszyn in der Nähe von Zamość in sein Tagebuch:

Ich erlebte eine schreckliche, furchtbare Woche, in deren Verlauf ich nicht in der Lage war, mein Tagebuch zu führen. Ich schrieb lediglich Daten und einige Wörter ins Notizbuch, damit sie mir später helfen könnten, den Verlauf jeden Tages zu rekonstruieren. Auf der Grundlage dieser Notizen skizziere ich jetzt meine Erlebnisse der vergangenen Woche. Sie sind so schmerzlich, tragisch und erschütternd, und dazu noch so frisch, dass ich die kleinste Einzelheit so im Gedächtnis habe, als würde sie in dem Moment geschehen, in dem ich schreibe (Klukowski 2017: 75).

Auch wenn manche Tagebuchautorinnen und -autoren erst zu schreiben angefangen haben, nachdem sie schon längere Zeit unter der NS-Herrschaft gelitten hatten, und die vorherige Entwicklung in einem Rückblick schildern, bevor sie zu tagesaktuellen Eintragungen übergehen,¹⁶ schreiben auch diese in einer Situation, in der sie nicht wissen, wie und wann Diktatur und Krieg ein Ende finden und ob sie dieses Ende erleben

16 So beginnt Yitskhok Rudashevski sein Tagebuch mit einem im Sommer 1942 verfassten umfangreichen Bericht über die Ereignisse und seine Erlebnisse seit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941; vom 12. September 1942 bis zum 7. April 1943 folgen dann fast tägliche Eintragungen. Warum er das Tagebuch im Frühjahr 1943, sechs Monate vor seiner Ermordung am 5. oder 7. Oktober 1943 beendet hat, ist nicht geklärt (Rudashevski 2020).

werden. Die von Tag zu Tag vorgenommenen Eintragungen gelten der Gegenwart, aber sie sind auch von der Vergangenheit der Autorinnen und Autoren und ihren Vorstellungen von der Zukunft geprägt. Erfahrungen, aber auch weltanschauliche oder religiöse Orientierungen beeinflussen die Interpretation des Geschehens und die Erwartungen hinsichtlich des weiteren Verlaufs der Ereignisse. So interpretiert der in Belgien im Versteck lebende 16 Jahre alte Mosche Flinker, der aus einer jüdisch-orthodoxen Familie stammte und zugleich Anhänger des Zionismus war, die Verfolgung als Strafe Gottes und zugleich als Ankündigung der Erlösung. Am 26. November 1942 notiert er:

Das Elend ist bereits viel größer als unsere Sünden es gewesen sein können. Und was kann Gott damit beabsichtigen, dass Er dieses schreckliche Elend nicht verhindert? [...] Mir scheint, dass die Zeit der Erlösung nun wirklich gekommen ist. Das heißt, wir sind es nun mehr oder weniger wert, erlöst zu werden (Flinker, 2008, 18 f.).

Diese Erlösung werde nicht von den Engländern, sondern von Gott kommen (ebd.: 25). Ein friedliches Leben in Palästina, wie er es sich erhofft, werde aber nicht durch ein Wunder herbeigeführt werden, sondern brauche Staatsmänner, die die Juden in die Freiheit des Geistes führten und fähig seien, mit den Arabern zu sprechen (ebd.: 33 f.). Daran wollte er mitwirken und begann deshalb, Arabisch zu lernen (ebd.: 51). Er hat also aus seiner Zukunftserwartung, so spekulativ sie auch ist, durchaus praktische Konsequenzen gezogen. „Religiöse Betrachtungen“ anzustellen, wie Flinker seine Überlegungen nennt (ebd.: 25), lag dem ein Jahr jüngeren Yitskhok Rudashevski völlig fern. Sein Denken war durch die Haskala, die jüdische Aufklärung, geprägt; seine Hoffnungen setzte er in die Rote Armee und berichtete begeistert von einem sowjetischen Flugblatt mit einem Aufruf zu Partisanenaktionen, das ins Ghetto von Vilnius gelangt war. Er hielt aber auch nüchtern fest, dass es „nichts besonders Wichtiges von der Front“ (Rudashevski 2020: 86) enthalte. Er praktizierte sein Judentum nicht durch religiöse Lektüre, Reflexionen und Gebete, sondern durch die jiddische Sprache und seine begeisterte Teilnahme an der säkularen jiddischen Kultur, die in Vilnius auch im Ghetto gepflegt wurde. Die Orientierung der beiden jungen Diaristen ist also äußerst unterschiedlich. Doch haben sie ein ähnliches Schicksal erlitten: Yitskhok Rudashevski wurde im Wald von Ponar erschossen, Mosche Flinker in Auschwitz im Gas erstickt.

Tagebücher leuchten, wie man mit Reinhart Kosellecks Kategorien formulieren kann, den Erfahrungsraum der Zeitgenossen aus, und ihr Erwartungshorizont ist von dem bestimmt, was die Autorinnen und Autoren erfahren haben und in ihrer Gegenwart erleben (Koselleck 1979). Daraus resultieren in Holocaust-Tagebüchern Todesängste und Hoffnungen und das häufige Schwanken zwischen beiden Erwartungen. So unterscheiden sich diese Tagebücher fundamental von der Memoirenliteratur, die im Wissen um das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft und deren schreckliche Bilanz geschrieben ist und vor allem Aufschluss darüber gibt, wie das Geschehen später erinnert worden ist. Dasselbe gilt für Interviews, wobei in diesen die Auswahl und Gewichtung des Erzählten, eventuell auch Deutungen von den Fragen der Person beeinflusst sein können, die das Interview führt und dabei von einem schon zuvor bestehenden Erkenntnisinteresse und in vielen Fällen von einem vorformulierten, wenn auch variierbaren Fragenkatalog geleitet ist. Solchen Einwirkungen unterliegen Verfasserinnen und Verfasser von Tagebüchern nicht, auch wenn ihre Wahrnehmungen und Deutungen von

anderen Personen beeinflusst sein können. So stand die 16-jährige Pariser Jüdin Isabell Jesion offensichtlich unter dem Einfluss der von ihr verehrten katholischen Lehrerinnen, deren Zuwendung sie emotional dringend bedurfte. Am 2. Juni 1942 schreibt sie als Reaktion auf die angekündigte Kennzeichnung der Juden: „Ich bin doch nicht jüdisch, da ich nun mal die katholische Religion verehere, die mir Fräulein Munsch unbemerkt nahegebracht hat.“ (Ghetto Fighters House Archive, Catalog No.: 2131, Registry No. 10300R"M). Doch schon ein paar Tage später ist sie von dieser einschneidenden antijüdischen Maßnahme betroffen und kann sich dagegen innerlich nur wappnen, indem sie ihre eigenen Abwehrkräfte mobilisiert und die Anordnung mit sarkastischer Ironie kommentiert: „Seit Sonntag müssen alle Juden den gelben Stern tragen. Das ist lustig und vor allem sehr schmeichelhaft. Anscheinend verwechselt man uns mit Pestkranken, mit Leuten, denen man sich nicht nähern darf“, notiert sie am 9. Juni. Ihr Judentum in Frage zu stellen kam einer anderen Pariserin, Hélène Berr, gar nicht in den Sinn. Sie betont ihren Stolz und ihre Erbitterung, wenn sie am Abend des 8. Juni und am folgenden Tag in ihrem Tagebuch ihre Reaktion auf den gelben Stern beschreibt:

Mein Gott, ich habe nicht geglaubt, dass es so hart sein würde. Den ganzen Tag über hatte ich großen Mut. Ich ging mit hochoberhobenem Kopf und habe den Leuten so fest ins Gesicht geblickt, dass sie die Augen abwandten. Aber es ist hart. [...] im Nachhinein stiegen mir Tränen des Zorns und der Empörung in die Augen, ich musste den Blick auf etwas heften, damit sie versiegten (Berr 2009: 55 ff.).

Die Beispiele zeigen, dass sich die Deutungen und Reaktionen einzelner Autorinnen und Autoren, die dieselben Erfahrungen machen, erheblich unterscheiden können, sich vorschnelle Verallgemeinerungen also verbieten. Einige Orte und historische Situationen wie die Ghettos von Łódź, Warschau, Kaunas und Vilnius oder Theresienstadt sind in vielen Tagebüchern beschrieben, so dass man darin ein ganzes Spektrum von Deutungen und Reaktionen finden kann. An anderen Orten ist aber nur ein Tagebuch erhalten geblieben, so dass Vergleiche in Bezug auf die spezifische Situation am Ort nicht möglich sind.

Anzahl und Formen der überlieferten Tagebücher

Insgesamt gesehen ist die Zahl der überlieferten Tagebücher von Menschen, die Opfer der Verfolgung und des Massenmords an den Juden durch die Nationalsozialisten und ihre Helfer geworden sind, im Vergleich zu den vielen Memoiren von Überlebenden gering, ganz zu schweigen von den Tausenden Video-Interviews, die inzwischen zur Verfügung stehen. Das hat viele Gründe. Viele Betroffene hatten nur eingeschränkte oder gar keine Möglichkeiten, das, was sie erlitten, in einem Tagebuch festzuhalten. Das gilt vor allem für die Gefangenen der Lager, die ein hohes Risiko eingingen, wenn sie ein Tagebuch führten. Zwar gibt es Lagertagebücher, aber nicht in allen Lagern war es Gefangenen möglich zu schreiben (Laqueur 1992; Schröder 2020). Die vergleichsweise große Zahl von Tagebüchern aus Theresienstadt bildet eine Ausnahme. Sie konnten dort entstehen, weil Theresienstadt nicht nur ein Transitlager und damit eine Station auf dem Weg in die Vernichtung war, sondern auch ein Ghetto, das die Nationalsozialisten zur Täuschung der internationalen Öffentlichkeit benutzten. So konnte zum

Beispiel der 13-jährige Pavel Weiner dort ein umfangreiches Tagebuch verfassen, in dem es zunächst vor allem um Freundschaften und Konflikte zwischen Jugendlichen geht, bevor immer mehr Menschen aus seiner Umgebung, darunter auch sein Vater und sein Bruder, in den Tod deportiert wurden (Weiner 2012). Aber nicht nur in Theresienstadt, auch zum Beispiel in den Zwangsarbeitslagern Sömmerda¹⁷ und Hessisch Lichtenau, Nebenlagern des Konzentrationslagers Buchenwald, sind Tagebücher entstanden. Diese Tagebücher haben 1944 dorthin deportierte ungarische Jüdinnen geschrieben. Wie außergewöhnlich das war, geht schon daraus hervor, dass sie für die Tagebücher Materialien verwendeten, die sie in den Munitionsfabriken beiseiteschafften, in denen sie der deutschen Kriegsmaschinerie dienen mussten. Die zwölfjährige Marianna Szántó war aus Tiszafüred im Zentrum Ungarns nach Auschwitz deportiert und von dort mit ihrer Mutter zur Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik in das Arbeitslager Hessisch Lichtenau verbracht worden. Dort verfasste sie eine Art Tagebuch in Form von Gedichten, die sie auf Papierfetzen schrieb, die ihr ihre Leidensgenossinnen zu steckten. Unmittelbar nach der Befreiung hat sie diese Gedichte dann in ein Schulheft abgeschrieben und mit Buntstiften illustriert. Die ungarischen Jüdinnen und Juden, die nach Auschwitz deportiert und ermordet wurden, konnten allerdings in der Zeit nach der Besetzung Ungarns durch die Wehrmacht zumeist kein Tagebuch schreiben, weil die Ghettoisierung und Deportation so überraschend und schnell durchgeführt wurden, dass es keine Zeit und Gelegenheit für Reflexionen und Aufzeichnungen gab. Einige Transporte gingen jedoch nicht nach Auschwitz, sondern in das Transitlager Strasshof bei Wien. Der 18-jährige László Frenkel (der sich später Leslie Fazekas nannte) und seine Freundin Judit Felbermann wurden Ende Juni 1944 auf einen solchen Transport geschickt. Nachdem sie auf verschiedene Arbeitslager verteilt worden waren, schrieb László Frenkel ein Tagebuch in Form von Briefen an seine Geliebte, deren Aufenthaltsort er zunächst nicht kannte (Fazekas 2021).

In Ungarn wurden zudem Tagebücher von Juden verfasst, die zum Arbeitsdienst eingezogen waren, einem Wehrdienst ohne Waffen, bei dem viele durch schlechte Lebensbedingungen und harte Arbeit ums Leben kamen.¹⁸ Adolf Eichmann plante die Deportation sämtlicher Juden aus Ungarn. Doch ist es dem Eichmann-Kommando wegen des Vorrückens der Roten Armee nicht mehr gelungen, den Plan, auch alle Juden der ungarischen Hauptstadt zu deportieren, in die Tat umzusetzen. So konnten in Budapest während der Besetzung durch die deutsche Wehrmacht eine ganze Reihe von Tagebüchern ungarischer Jüdinnen und Juden entstehen. Die 16-jährige Éva Weinmann schildert, wie sie mit knapper Not dem Todesmarsch zur ungarisch-österreichischen Grenze und der Verhaftung und Ermordung durch Pfeilkreuzler, ungarische Faschisten, entgeht; sie verwendet ihr Tagebuch aber auch, um sich mit Erinnerungen an ihre Flirts und Tanzvergnügen in glücklicheren Tagen zu trösten. Sie hat überlebt, ist aber 1946

17 Im Archiv des USHMM finden sich Tagebücher von Ilona Braunstein Korach, Lilly Isaacs, Sari Ickovits, Clara Lefkowitz und Angela Schwartz, die alle in Sömmerda geschrieben worden sind.

18 Einen Einblick in die Lage zum Arbeitsdienst herangezogener Juden geben die wenigen Tagebuch-Notizen des 19-jährigen Gabriel Schutzengel aus einem Arbeitslager in Komárom (USHMM Accession Number: 2005.128.2). Schutzengel hat überlebt, weil sich für ihn, anders als für die in den besetzten Gebieten der Sowjetunion eingesetzten ungarischen Juden, eine Möglichkeit zur Flucht ergab und er sie genutzt hat. Vom Arbeitsdienst berichten auch die Tagebücher von Miklós Radnóti (Radnóti 1993), Tibor Kertész und Béla Trebitsch (vgl. Quellen).

an einer Leukämie gestorben, die unter der deutschen Besatzung nicht adäquat behandelt werden konnte (Weinmann 2004).

Ein Tagebuch zu schreiben war nicht nur in Lagern, sondern auch andernorts schwierig. Auch bei den Partisanen in Weißrussland sprachen Sicherheitsgründe dagegen. Die Kommandeure verboten, Ortsnamen und die Namen von Partisanen und Kommandeuren zu erwähnen. Wenn ein Tagebuch in die Hand des Feindes geriet, sollte dieser keine verwendbaren Informationen über die Partisanenabteilung finden. Das geht aus einer Notiz hervor, die der Stabschef der Partisanenabteilung, der sich die 16-jährige Ljalja Bruk nach ihrer Flucht aus dem Ghetto von Minsk angeschlossen hatte, in deren Tagebuch eingetragen hat (Bruk 2008: 40). Allerdings ist aus diesem Tagebuch sehr wohl etwas über das Leben und den Kampf der Partisanen zu erfahren. So schildert Ljalja am 23. September 1943, wie sie unter heftigem Beschuss durch die Deutschen an der Sprengung einer Bahnlinie mitgewirkt hat (ebd.: 33 ff.). Ihr zuvor im Ghetto entstandenes Tagebuch aber hatte sie aus Sicherheitsgründen vernichten müssen, als sie auf die sogenannte „arische Seite“ wechselte (ebd.: 9).

Einige eindrucksvolle Tagebücher sind im Versteck unter fast unvorstellbaren Bedingungen entstanden. So überlebte Melania Weissenberg, die sich heute Molly Applebaum nennt, mit ihrer Cousine auf dem Bauernhof von Wiktor Wójcik und seiner Schwester Emilia Kulaga buchstäblich unter der Erde. Mehr als ein Jahr lang mussten sie in einer im Boden des Stalls vergrabenen Kiste liegen, in der sie sich nicht einmal aufsetzen konnten. Dennoch zeichnete die 14-jährige Melania ihre Erfahrungen in einem Tagebuch auf, in dem sie ihre Dankbarkeit gegenüber ihrem Retter zum Ausdruck brachte, aber auch die Demütigungen, die sie erlitt, schonungslos festhielt. Sie führte ihr Tagebuch bis zur Befreiung weiter, die im Gebiet um Dąbrowa Tarnowska, der polnischen Kleinstadt, in deren Nähe sich Melania und ihre Cousine versteckt hielten, erst Mitte Januar 1945 erfolgte (Applebaum 2017: 1 ff.).

Günstiger waren die Bedingungen für das Verfassen von Tagebüchern in Deutschland, Österreich und den besetzten Ländern Westeuropas, in denen die Verfolgungsmaßnahmen sukzessive über einen längeren Zeitraum eingeführt wurden. Etliche Tagebücher aus dieser Region sind veröffentlicht worden, darunter die von Anne Frank (Frank 2013) und Victor Klemperer (Klemperer 1995), die weite Verbreitung gefunden haben. Doch gibt es noch immer Tagebücher sowohl aus der Vorkriegs- als auch aus der Kriegszeit, die nicht veröffentlicht sind. Das gilt zum Beispiel für das Tagebuch von Klaus Langer aus Essen, das seine langwierigen Bemühungen um die Ausreise aus Deutschland eindrucksvoll schildert. Auszüge sind, in das Englische übersetzt, in der erwähnten Anthologie enthalten, die Alexandra Zapruder erarbeitet hat (Zapruder 2002: 17 ff.). Während es dem 15-jährigen Langer am 3. September 1939 gelang, mit dem letzten Schiff, das deutsche Staatsbürger über die Ostsee bringen konnte, nach Dänemark und später von dort nach Palästina zu emigrieren, blieb Günter Marcuse die angestrebte Auswanderung versagt. Er nahm an einer landwirtschaftlichen Ausbildung im nichtzionistischen Auswandererlehrgut Groß Breesen teil, das Ende August 1941 von der Gestapo in ein Zwangsarbeiterlager umgewandelt wurde. In seinem Tagebuch beschreibt er das Leben der Jugendlichen dort, das zunehmend von der Angst bestimmt war, zum „Osteinsatz“ deportiert zu werden, wie die Verbringung in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz genannt wurde, um die Betroffenen zu täuschen. Ende Februar 1943 wurde er im Alter von 19 Jahren nach Auschwitz-Monowitz deportiert und starb dort am 23. März 1944.

Besonders viele Tagebücher sind in den Ghettos entstanden, die die Nationalsozialisten in den besetzten Gebieten Ostmitteleuropas und Osteuropas eingerichtet haben. Das gilt vor allem für diejenigen Ghettos, die längere Zeit existierten. In der äußerst beengten und bedrohten Lage, in der sich die Ghettobewohner befanden, hatten viele offenbar auch ein verstärktes Bedürfnis, die Verfolgungsmaßnahmen und die Besonderheiten des Ghettolebens aufzuschreiben und zugleich die eigenen Leiden und den Kampf ums Überleben, ihre Erwartungen, Sehnsüchte, Hoffnungen und Befürchtungen schriftlich festzuhalten. Das war ihnen so wichtig, dass sie die mit dem Führen des Tagebuchs verbundenen Risiken, bei dessen Konfiszierung durch die Gestapo oder andere Besatzungsbehörden sich und andere zu gefährden, in Kauf genommen haben. Es kam aber auch vor, dass Ghettobewohner ihr Tagebuch aus Sorge vor der Entdeckung selbst vernichteten. So hat Miriam Harel in einem Interview berichtet, sie habe ihr drei Jahre lang im Ghetto von Łódź geführtes Tagebuch verbrannt, als sie erfuhr, dass man eine Familie deportiert hatte, nachdem bei einer der Töchter ein Tagebuch gefunden worden war (Löw 2015: 146). Doch das war vermutlich eine Ausnahme.

Emanuel Ringelblum schätzte die Gefahr für Tagebuchschreiber im Warschauer Ghetto als gering ein. Er schrieb:

Die Deutschen interessierte nicht, was der Jude bei sich zu Hause tat. Und deswegen eben begann der Jude zu schreiben: Alle schrieben: Journalisten, Literaten, Lehrer, gesellschaftlich engagierte Menschen, die Jugend, ja selbst Kinder. Die meisten Schreibenden führten Tagebücher, in denen sie die tragischen Geschehnisse unter dem Gesichtspunkt ihres eigenen Erlebens betrachteten (zit. n. Leociak 2018: 40)

Viele so entstandene Tagebücher sind bei der Zerstörung der Ghettos vernichtet oder von ihren Autorinnen und Autoren mit in das Massengrab genommen worden, oder sie sind ihnen während der Deportation abhandengekommen. Auch deswegen ist die Zahl der überlieferten Tagebücher klein. Gelegentlich findet man konkrete Belege dafür, dass jemand Tagebuch geschrieben hat, aber von den Verfassern und dem, was sie geschrieben haben, ist außer ihrem Namen keine Spur geblieben. So erwähnt der 18-jährige Ilya Gerber, der im Ghetto von Kaunas Tagebuch geführt hat, am 18. Oktober 1942, dass er das Tagebuch einer Freundin, Lyusya Manevitsh, ausgeliehen hat, um seine eigenen Aufzeichnungen zur sogenannten „Großen Aktion“ zu überprüfen und zu ergänzen, bei der am 29. Oktober 1941 mehr als 9.200 Juden im IX. Fort umgebracht worden waren (Gerber 2021: 175). Lyusyas Tagebuch ist nicht überliefert. Mit Sicherheit sind sehr viel mehr Tagebücher geschrieben worden, als man heute in öffentlichen und privaten Archiven finden kann.

Die überlieferten Tagebücher haben sehr unterschiedliche Formen. Anita Meyer, die versteckt bei nichtjüdischen Gasteltern in Eindhoven lebte, hat täglich stichwortartige Notizen in einen Kalender eingetragen, die dem heutigen Leser eher dadurch, was sie aussparen, als durch ihren Inhalt etwas über ihre Lage verraten: Die 14-Jährige vermeidet alles, was verraten könnte, dass sie eine untergetauchte Jüdin ist, und erwähnt ihre Eltern vor der Befreiung kein einziges Mal. Der einzige Hinweis auf ihre Lage findet sich hinten in dem Kalender, den sie als Tagebuch benutzte: Dort machte sie Striche in Siebenergruppen, um wie eine Gefangene an der Zellenwand festzuhalten, wie viele Tage sie sich versteckte.

Dagegen erstrecken sie Sarah Fishkins tägliche Eintragungen meist über mehrere Seiten. Sie fügt gelegentlich Gedichte ein und formuliert ihre Erlebnisse und Überlegungen in einer Sprache, die reich an Adjektiven und Metaphern ist und konkrete Informationen oft vermissen lässt (Fishkin 2005).

Motivationen, Tagebuch zu führen

Die Unterschiede in der Form verweisen auf die unterschiedlichen Motive der Autorinnen und Autoren hin, ein Tagebuch zu führen, bzw. auf die verschiedenen Funktionen, die das Tagebuch für sie hatte. Zwar äußern sich nicht alle Autorinnen und Autoren über ihre Motive, doch sind Reflexionen über den Sinn und Zweck des Tagebuchschreibens häufig zu finden. Am 8. Juni 1942 schreibt die damals 15-jährige Ruthka Lieblich:

Im Allgemeinen beginnt jedes Mädchen im Alter von zwölf Jahren, Tagebuch zu schreiben. Warum eigentlich? Es gibt tatsächlich viele Gründe für diese Erscheinung. Wenn Mädchen in der Vorpubertät hören, dass ihre älteren Freundinnen in diesem Alter Tagebücher oder Poesiealben geführt haben, möchten sie sich wichtig fühlen, also versuchen sie, auch zu schreiben. Wenn es gut läuft, dann schreiben sie weiterhin, und wenn nicht, dann hören sie auf (Lieblich 1993: 92).

Und sie fährt fort: „Einige ernsthaftere Menschen führen Tagebücher, um ihre Gefühle auszugießen und auszudrücken. Aus Mangel an vertrauenswürdigen Freundinnen vertrauen sie sich dem Tagebuch an“ (ebd. 92). Damit spricht sie ein zentrales Motiv an. Viele Verfasserinnen betrachten ihr Tagebuch als eine Möglichkeit, ihre geheimen Gedanken und Empfindungen festzuhalten und sprechen es wie eine Person an, auch wenn sonst niemand so weit geht wie Isabelle Jesion, die sich von ihrem „heißgeliebten“ Tagebuch, ihrem „einzigen Freund“ auch immer wieder verabschiedet, wenn sie einen Eintrag beendet. Lena Jedwab, deren Tagebuch durch Gefühlsintensität und Rationalität zugleich gekennzeichnet ist, redet es einmal als „mein papierener Freund“ an (Jedwab Rozenberg 1999: 84). Die 16-jährige Irena Korec (später Peritz), die sich im Versteck ihrem Tagebuch zuwendete, weil sie den Eindruck hatte, nicht einmal von ihrer Mutter verstanden zu werden, bemerkt am 9. Mai 1944 allerdings bedauernd, dass ein solcher Freund ihr nicht antworten kann (vgl. Quellen).

Für Ruthka Lieblich können Tagebücher nicht nur Trost spenden und Vertrauenspersonen sein, sondern auch Mittel zur Beförderung der Selbsterkenntnis. Sie benennt ihre eigene Motivation, wenn sie schreibt: „Es gibt aber auch Mädchen, denen ein Tagebuch als Beweis ihrer eigenen Erfahrungen dient, das darauf zielt, ihre eigenen Gedanken aufzuschreiben, um der Kenntnis ihres eigenen Selbst willen.“ (Lieblich 1993: 92). Ihre Ambitionen gingen aber noch darüber hinaus. Für sie war das Schreiben auch eine Vorbereitung auf das Leben, das sie sich erträumte: „Geschichten oder Romane schreiben. Das Leben genießen und der Welt etwas von mir geben“, wie sie am 31. Dezember 1940 notiert (ebd.: 17).

Dagegen will Pavel Weiner, der mit 12 Jahren zu schreiben begann, die Härte seines gegenwärtigen Lebens im Ghetto Theresienstadt in seinem Tagebuch festhalten, da sie ihm eine realistische Wahrnehmung ermöglicht und ihn frühzeitig erwachsen werden lässt: „Terezin bietet die beste Gelegenheit, ein Tagebuch zu führen. Hier lernt man die

härtere Seite des Lebens kennen; man wird nicht von seiner Mutter verwöhnt. Man neigt dazu, die Dinge mit offenen Augen zu sehen.“ (Weiner 2012: 7). Pavel Weiner ist bewusst, dass er – obwohl seine Mutter auch in Theresienstadt war – weitgehend ohne die mütterliche Fürsorge aufwächst, die sonst Kinder seines Alters umgibt. Der 13-jährige Ephraim Sternschuss, der sich später Sten nannte, glaubte sogar, dass er seine Mutter beschützen müsse. Nach der Besetzung Ostgaliziens durch die Deutschen im Sommer 1941 beginnt er Tagebuch zu schreiben, weil er die schreckliche Vermutung, sein Vater sei ermordet worden, seiner Mutter ersparen will und sie doch zur Sprache bringen muss; zugleich beschließt er, seine Erlebnisse während des Krieges für später festzuhalten, obwohl er sich keineswegs sicher ist, dessen Ende zu erleben:

Mutter weiß nichts über Vaters Ermordung. Ich werde nicht derjenige sein, der sie informiert. Aber ich muss ausdrücken, was ich fühle. Ich werde dieses Heft vermutlich nicht mehr zum Lernen brauchen, also kann ich es für ein Tagebuch verwenden. Ich werde dort alles notieren, damit ich mich, wenn ich älter werde, an meine Jugend und an diesen Weltkrieg erinnere, in dem ich viel erlebe, wobei ich allerdings nicht weiß, ob ich ihn überleben werde (Sten 2018: 19).

Wie Ephraim Sternschuss stellen sich auch andere Autoren und Autorinnen vor, welche Funktion ihr Tagebuch für sie selbst nach dem Ende ihrer Leiden haben könnte. So notiert Sarah Fishkin am 19. Januar 1942:

Man behält alles bei sich, geheim, tief eingeätzt ins Gemüt. Manchmal scheinen fröhliche, glückliche Augenblicke zurückzukehren, Augenblicke, da ich die in diesem Tagebuch berichteten täglichen Erfahrungen nachlesen werde und nicht glauben wollen werde, dass es wirklich eine Zeit gab, in der wir in einem Ghetto eingesperrt waren, als die Freiheit weit weg war, als unsere Gedanken mit der Frage beschäftigt waren, ob der Moment der Befreiung jemals kommen werde. Ja, in so einer [späteren] Zeit wird dieses Leben unfassbar sein. Doch die starken Gefühle, die mit diesen Erfahrungen verbunden sind, werden bleiben, und sie werden von all dem Zeugnis ablegen, was wir ertragen haben (Fishkin: 2005, 166).

Miriam Chaszczewicka kommentiert am 15. August 1942 ihren Bericht über eine „lustige Geschichte“, eine harmlose Intrige, die sie angezettelt hat:

Oh Gott, ist das nicht albern? Um uns herum passieren all diese schrecklichen Dinge und wir machen ein paar unsinnige Streiche und beschäftigen uns mit den Kleinigkeiten des Alltags. Die Gefahr rückt immer näher. Überall wird nur ausgesiedelt und gemordet. [...] Wer weiß, ob ich überhaupt das Alter erleben werde, wenn ich mit Vergnügen die Erinnerungen aus meiner Jugend lesen werde? Wer weiß, was mit diesem Tagebuch passieren kann? Trotzdem will ich die Geschichte fortsetzen (Yad Vashem Archive O.3/3382, Item ID 3556672).

Obwohl sie die Diskrepanz zwischen der entsetzlichen Situation, in der sich alle Bewohner des Ghettos befinden, und den spielerischen Ränken der Jugendlichen durchaus

bemerkt, will sie nicht darauf verzichten, diese und die „Kleinigkeiten des Alltags“ festzuhalten und macht ihr Tagebuch so zum Zeugnis ihrer geistigen Selbstbehauptung.

Die meisten jugendlichen Autorinnen und Autoren führten ihr Tagebuch für sich selbst, in manchen Fällen angeregt durch Erwachsene, die ihnen wohl Möglichkeiten eröffnen wollten, ihre Erlebnisse zu verarbeiten. So schreibt der damals elfjährige Jerzy Feliks Urman am 27. Oktober 1943: „Da Onkel Emil sich geweigert hat, mir zu helfen, muss ich diesen schriftlichen Bericht über meine Erfahrungen der Hölle von Stanisławów allein beginnen. [...] vor drei Jahren z.B. hätte mich niemand dazu überreden können, meine Eindrücke festzuhalten.“ (Urman 2017: 101).

Einige Kinder und junge Leute aber schrieben für Familienmitglieder oder ihre von ihnen getrennten Partner.¹⁹ So lautet der erste Tagebucheintrag des 13-jährigen Peter Feigl am 27. August 1942: „Dieses Tagebuch ist für meine lieben Eltern in der Hoffnung verfasst, dass es sie beide in guter Gesundheit erwarten wird.“ (USHMM, Accession Number: 1992.59). Seine Eltern hatten ihn im Juli desselben Jahres in einem katholischen Sommerlager im Schloss von Montéléone am Rand der Kleinstadt Condom im Département Gers untergebracht. Dadurch entging er der Deportation und konnte später in die Schweiz entkommen. Seine Hoffnung aber, seine Eltern durch sein Tagebuch an seinen Erlebnissen teilhaben lassen zu können, war vergeblich. Sie wurden schon Anfang September 1942 deportiert und ermordet, ohne dass er damals davon erfuhr.

Mehr Glück hatten Laszló Frenkel, der ein Briefftagebuch für seine Geliebte schrieb, und Judit Felberman. Sie überlebten beide, kehrten nach Ungarn zurück und heirateten 1949. Dagegen fand der Versuch eines anderen Liebespaars, sich durch das Schreiben von Tagebüchern nah zu bleiben, obwohl sie gezwungen waren, sich zu trennen, ein tragisches Ende. Ellis Paraira (später Lehman-Cohen Paraira) und Barend Spier aus Scheveningen mussten im Sommer 1942 beide an verschiedenen Orten untertauchen, um den Deportationen zu entgehen. Da eine direkte Korrespondenz durch Briefe zu gefährlich war, schrieben sie ihre Erlebnisse und Liebesbeteuerungen täglich in ihre Tagebücher, in der Hoffnung, diese irgendwann austauschen zu können. Doch Barend beendete sein Tagebuch am 6. November 1942 und begann kein neues, weil es ihn und andere gefährdet hätte. Trotz aller Vorsicht gelang es ihm nicht zu überleben. Am 7. September 1943 wurde er in Amsterdam von Kollaborateuren, die Jagd auf untergetauchte Juden machten, um das von der deutschen Sicherheitspolizei gezahlte Kopfgeld zu kassieren (Liempt 2005), aufgespürt und wenig später über die Hollandsche Schouwburg und das Transitlager Westerbork nach Auschwitz deportiert, wo er am 8. Januar 1944 im Alter von 19 Jahren starb. Ellis blieb unentdeckt und wartete nach Kriegsende an einem verabredeten Ort vergeblich auf ihren Geliebten (Lehman-Cohen Paraira 2011).

Reaktionen auf den drohenden Tod und Folgen der traumatischen Erfahrungen

In vielen der hier untersuchten Texte werden Erfahrungen wie Konflikte mit den Eltern, Freundschaften usw. beschrieben, wie sie sich auch in Tagebüchern junger Menschen finden, die in einer anderen Zeit gelebt haben. Doch diese schrieben nicht unter der

¹⁹ Alexandra Garbarini widmet das vierte Kapitel ihres Buches über Holocaust-Tagebücher den „family correspondents“ (Garbarini 2006: 95 ff.), geht aber fast ausschließlich auf Eltern ein, die für ihre von ihnen getrennten Kinder schrieben.

Drohung, einem Massenmord zum Opfer zu fallen. Um die Besonderheit der hier untersuchten Tagebücher hervorzuheben, wird im Folgenden an ausgewählten Beispielen dargestellt, wie junge Jüdinnen und Juden in verschiedenen Ländern Europas auf diese Bedrohung reagiert haben.

In West- und Mitteleuropa ahnten viele, dass ihr Leben in höchster Gefahr wäre, wenn sie deportiert würden, doch sie waren nicht direkt mit Massenmordaktionen und dem unmittelbar drohenden Tod konfrontiert. Zwar schreibt Barend Spier am 16. September 1942: „Ich bin – geistig – voll und ganz darauf vorbereitet, nach Polen zu gehen. Und dabei, wie bereits erwähnt, völlig überzeugt, niemals zurückzukehren.“ (Lehman-Cohen Paraira 2011: 209) Dennoch spricht er in seinem letzten Eintrag vom 6. November, in dem er mitteilt, aus Sicherheitsgründen kein neues Tagebuch beginnen zu können, von Hoffnung und Zuversicht (Lehman-Cohen Paraira 2011: 309).

Selbst im Ghetto Theresienstadt glaubte Pavel Weiner noch am 28. September 1944, von seinem Vater und seinem Bruder nur für einige Monate getrennt zu werden, als sie sich in einen Transport einreihen mussten. Zwar verbreiteten sich im Ghetto erschreckende Gerüchte über das Schicksal der Deportierten, doch war noch nicht von Massenmord die Rede. Am 8. Oktober 1944 notierte Pavel: „Wir hören schreckliche Dinge über die Leute, die früher abgefahren sind. Es heißt, sie leiden in Birkenau unter Bombardierungen und es ist ihnen alles weggenommen worden.“ (Weiner 2012: 171) Erst als Gefangene aus mehreren Konzentrationslagern am 20. April 1945 in einem schrecklichen Zustand eintrafen, wurde ihm bewusst, wie groß die Gefahr für seinen Vater und seinen Bruder war (ebd.: 225). Und zwei Tage später erfuhr er von der Vergasung von Kindern und älteren Menschen. Er nannte diese Mitteilungen der Überlebenden aus den Lagern „Nachrichten [...], die wir nicht glauben können“ und reagierte darauf dennoch spontan mit dem Gedanken an Rache. Von dieser versprach er sich keineswegs Genugtuung; vielmehr fürchtete er, was er auf sich zukommen sah: „Wenn all das wahr ist, ist es an uns, die überleben, entsprechend Rache zu nehmen. Was uns erwartet, wird das Schlimmstmögliche sein – die Nachwirkungen des Krieges.“ (ebd.: 227)

Die Juden im östlichen Europa erfuhren sehr viel früher von den Massenmorden und sahen sich oft unmittelbar der Gefahr ausgesetzt, selbst umgebracht zu werden. Sheyna Gram war schon am 27. Juli 1941 Zeugin einer Mordaktion, der ein Großteil der jüdischen Einwohner der lettischen Kleinstadt Preiļi, in der sie lebte, zum Opfer fiel. Sie reagierte schockiert und war sich sofort darüber im Klaren, dass auch ihr Leben akut bedroht war. „Es ist schrecklich. Ein solches Ende haben wir nicht erwartet. Die wenigen, die übrig geblieben sind, erwarten jede Minute den Tod.“ (Gram 2008: 325) Sie hatte keine Chance zu fliehen oder sich gar zur Wehr zu setzen. Eine Woche später wollte sie am Tag der Trauer über die zweifache Zerstörung des Jerusalemer Tempels fasten, um sich ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Schicksalsgemeinschaft zu versichern und ihre Verbundenheit mit den Ermordeten zum Ausdruck zu bringen. Doch selbst dieses Bemühen scheiterte am Aufruf zur Zwangsarbeit:

Heute ist Tisha b'Av. Niemals habe ich diesen Tag beachtet. Überhaupt halte ich kein Fasten [...]. Doch nach dem großen Unglück, dem blutigen Sonntag, als so viele Unschuldige gefallen sind, beschließe ich, den ganzen Tag zu fasten. Um halb zwei kommt man, um mich zum Torfstechen zu registrieren. Die Mutter rät mir zu essen, weil ich sonst nicht arbeiten könne. Ich gehorche ihr [...] (Gram 2008: 327)-

Auch die Juden in den großen Ghettos des Baltikums mussten erleben, dass viele ihrer Mitbewohner schon in den ersten Monaten der deutschen Besatzung systematisch ermordet wurden. Doch dann trat eine Phase der relativen Ruhe ein, in der die Übriggebliebenen ihr Leben im Ghetto organisierten. Dazu gehörten auch kulturelle Veranstaltungen wie Konzerte und Theaterabende. Solche Aufführungen waren höchst umstritten. Herman Kruk, der Leiter der Ghetto-Bibliothek in Wilna, übte anlässlich einer an ihn ergangenen Einladung scharfe Kritik an der geplanten Aufführung „im Schatten von Ponar“, einem Waldgebiet nahe Vilnius, wo kurz zuvor Zehntausende erschossen worden waren, und notierte am 17. Januar 1942 in seinem Tagebuch, dass Mitglieder der jüdischen sozialistischen Partei Bund im Ghetto Flugblätter verteilt hatten, auf denen stand: „Auf einem Friedhof spielt man kein Theater.“ (Kruk 2002: 174) Ilya Gerber, dessen Vater mit der Leitung eines Polizeichors im Ghetto von Kaunas beauftragt war, fragte am 10. November 1942 polemisch, warum und für wen es diesen Chor geben sollte:

Warum? Um die verbitterte Öffentlichkeit zu amüsieren? Für wen? Für die Deutschen? Hebräische Lieder, synagogale Klagelieder, Jom Kippur Melodien, alles für die Deutschen? Für wen schaffen sie den Chor – für das Arbeitsamt? [...] Für die Leute, deren Freunde, Brüder, Schwestern und Nächste zum Fortgegangen sind? Für wen ...? (Gerber 2021: 200).

Dagegen befürwortete Tamara Lazerson im selben Ghetto solche Aktivitäten, auch mit einem Verweis auf Bemühungen in ihrer Familie, die Ghettoerfahrung literarisch zu verarbeiten. Am 11. Dezember 1942 notierte sie:

Zur Ablenkung werden im Ghetto Konzerte aufgeführt. [...] Es gibt einige ausgezeichnete Lieder und kleine Gedichte. Und so vergessen die Leute, wenn sie sich einen Abend lang in einer gänzlich anderen Welt wiederfinden. Die Leute aus den niederen Schichten regen sich schrecklich darüber auf, aber sie haben Unrecht. Viele Menschen schreiben im Ghetto. Mein Vater hat eine ganze Anzahl Epigramme über unser Leben geschrieben. Vitas [ihr Bruder, W.K.] hat einen Prosatext geschrieben, „Ein Tag im Ghetto“ (Lazersonaite 1997: 34).

Rutka Lieblich in der etwa 30 km südlich von Oświęcim gelegenen Kleinstadt Andrychów erwartete keine Kulturveranstaltungen, sondern den Hungertod, als sie mit ihrer Familie im Oktober 1941 zwangsweise ins Ghetto in einer heruntergekommenen Wohngegend umgesiedelt worden war. Sie tröstete sich mit dem Glauben daran, dass das jüdische Volk überdauern werde, so wie es sich oft in seiner Geschichte aus schwerster Erniedrigung wieder aufgerichtet hatte. Wortreich versuchte sie, sich Mut zu machen, indem sie eine zionistische Zukunftsgewissheit beschwor, die sich auf Religion, Tradition und Geschichte berief:

Jüdisches Volk – Ewiges Volk! [...] Die Macht des Gebets und der Reichtum von G'ttes Weisheit, der kraftvolle Geist, der bei den Juden und in ihrer Geschichte und Tradition so einzigartig ist, sind mächtige Waffen in der Hand eines angeblich schwachen Volkes, eingeschlossen und eingekerkert in Ghettos, um seinen Mut und Individualismus zu bezwingen. Aber diese Gefangenschaft ist

vergeblich, weil die Juden heroisch vorwärtsgehen, um ihr Ziel zu erreichen. Vergebens die moralischen Fesseln! Die Ghettos! Nicht einmal der Tod! Umsonst! Weil ihr starker Geist, der einzigartige jüdische Geist, nicht zerbrechen wird! Er hat die Fähigkeit zur „Regeneration“. Nach jedem neuen Geschoss kommt eine Wiederbelebung, damit man weiter kämpft und lebt. Ein helles großes Ziel erstrahlt vor dem jüdischen Volk: die „Befreiung“, Freiheit und Eretz²⁰! (Lieblich 1993: 55 f.).

Solches Pathos lag Miriam Chaszczewicka fern, obwohl auch sie einer zionistischen Jugendgruppe angehörte. Sie beneidete in ihrer, eingangs beschriebenen, ausgewogenen Lage eine bereits ermordete Freundin, weil ihr die wochenlange Todesangst erspart geblieben war. „Kann etwas schrecklicher sein als die Gewissheit, dass sich der Tod nähert? Der Tod bedroht uns unmittelbarer als das Schwert, das über Damokles' Kopf schwebt,“ notierte sie am 19. September 1942 (Yad Vashem Archive O.3/3382, Item ID 3556672). Aber sie bemühte sich auch um die Organisation von Widerstand: „Ich habe mit Szaja über die Organisation einer Kampfgruppe gegen die Deportation gesprochen. Wir sollten nicht zulassen, dass sie uns wie in anderen Ortschaften zur Schlachtbank führen.“ (ebd.). Doch die Möglichkeiten zu einem bewaffneten Widerstand waren äußerst beschränkt. Auch in Radomsko kam es nicht dazu. Als einzige Möglichkeit blieb der Versuch, sich zu verstecken, worauf sie sich seit dem 7. Oktober vorbereitete. 17 Tage später war auch dieser Versuch gescheitert.

Eliszewa Binder in Stanisławów, ebenfalls eine Anhängerin des Zionismus, erfuhr am 9. Juni 1942, dass achthundert junge Juden, darunter ihre Schwester, erschossen worden waren. Aufgrund dieser Nachricht war sie nicht nur überzeugt, selbst ebenfalls ermordet zu werden, sondern bezweifelte auch, ob das Leben nach dem Krieg die Leiden der Juden in der Gegenwart aufwiegen könne. Der Hoffnungslosigkeit konnte sie nur ihren Lebenswillen entgegensetzen. „Es ist hoffnungslos, und doch sagen sie, alles wird gut. Wenn das nur so käme! Ist das Leben, das künftige Leben nach dem Krieg so ein langes Leiden wert? Ich bezweifle es. Aber ich will nicht krepieren.“ (Binder 2008: 55).

Angesichts ihrer lebensbedrohlichen Lage erschien ihr das Schreiben schließlich als sinnlos. Sie notierte am selben Tag: „All dieses Geschreibsel hat in Wirklichkeit keinen Sinn. Tatsache ist, dass wir dies nicht überleben werden. Und die Geschichte wird davon ohne meinen erhellenden Bericht erfahren.“ (ebd.: 55)

Elszewas Binder ist tatsächlich wenig später ermordet worden, aber ihre Einschätzung der Bedeutung ihres Tagebuchs als historische Quelle hat sich als zu skeptisch erwiesen. Das Tagebuch wurde im Juli 1943 im Graben neben der Straße gefunden, die zum jüdischen Friedhof führt, auf dem viele Juden aus Stanisławów erschossen worden waren. Es ist neben dem Bericht von Juliusz Feuerman, der Chef der technischen Abteilung des Judenrats von Stanisławów war und das Geschehen aus dieser Perspektive schilderte,²¹ das wichtigste zeitgenössische Zeugnis davon, wie Juden die Situation im

20 Zionisten nannten Palästina, wo sie sich um die Errichtung einer jüdischen Heimstätte bemühten, Eretz Israel, das Land Israel.

21 Feuerman hat seinen höchst informativen Bericht vermutlich nach dem 1. Juli 1943 im Gefängnis verfasst, in das er wegen eines Fluchtversuchs eingeliefert worden war. Die Vielzahl der erwähnten Details und Namen legt nahe, dass er zur Schilderung der Ereignisse vor seiner Verhaftung auf tagebuchartige Notizen zurückgegriffen hat; es kann aber auch sein, dass er über ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis

Ghetto dieser bedeutenden Stadt Galiziens und die mit dem dortigen Massaker am 12. Oktober 1941 einsetzende systematische Ermordung der Juden des Generalgouvernements erlebt haben.

Auch Hélène Berr stellte sich die Frage, ob es Sinn habe, das Geschehen, das sie erlebte, in ihrem Tagebuch festzuhalten, kam aber zu der Überzeugung, dass sie verpflichtet sei, ihre Erfahrungen für die Zeit nach dem Krieg zu dokumentieren. Nach monatelanger Unterbrechung schrieb sie am 10. Oktober 1943 wieder in ihr Tagebuch:

Heute [...] wurde ich plötzlich von einem Gefühl überwältigt: dass ich die Wirklichkeit aufschreiben muss. [...] Und doch gibt es tausend Gründe, die mich am Schreiben hindern und die mich auch zu dieser Stunde schwanken lassen und die mich auch morgen und an den anderen Tagen davon abhalten werden. [...] Und manchmal lähmt mich auch das Wissen um die Sinnlosigkeit von all dem. Zuweilen zweifle ich und sage mir, dieses Wissen um die Sinnlosigkeit ist nur eine Form von Trägheit und Faulheit, denn all diesen Argumenten stellt sich ein wichtiger Grund entgegen, der, wenn ich mich von seiner Stichhaltigkeit überzeuge, entscheidend sein wird: Ich habe eine Pflicht zu erfüllen beim Schreiben, denn die anderen müssen Bescheid wissen. [...] Denn wie soll man die Menschheit anders heilen, als indem man ihr zuerst ihre ganze Fäulnis zeigt, wie soll man die Welt anders läutern, als indem man ihr das Ausmaß des Bösen, das sie begehrt, begreiflich macht? Alles ist eine Frage des Begreifens. Diese Wahrheit ist es, was mich ängstigt und quält. Nicht durch den Krieg wird man das Leid rächen: Blut schreit nach Blut, die Menschen verwurzeln sich in ihrer Bösartigkeit und in ihrer Blindheit. Könnte man den schlechten Menschen das Böse, das sie tun, begreiflich [Hervorh. im Original] machen, könnte man ihnen ein unparteiisches und vollständiges Bild dessen geben, was den Ruhm des Menschen ausmachen sollte! [...] Ich müsste also schreiben, um später den Menschen zeigen zu können, was diese Zeit gewesen ist. Ich weiß, dass manch einer gewichtigere Lehren zu erteilen und schrecklichere Dinge zu enthüllen haben wird. Ich denke an all die Deportierten, an alle, die im Gefängnis sitzen, an alle, die den großen Versuch des Fortgehens gewagt haben. Aber das darf mich keine Feigheit begehen lassen, jeder kann in seinem kleinen Bereich etwas tun. Und wenn er es kann, dann muss [Hervorh. im Original] er es auch (Berr 2009: 167 ff.).

Hélène Berr führte ihr Tagebuch weiter, obwohl ihr bewusst war, dass sie jederzeit deportiert und trotz ihrer Entschlossenheit, um ihr Leben zu kämpfen, den Mördern zum Opfer fallen konnte. Sie schreibt am 27. Oktober 1943:

Wenn ich „verschwinden“ schreibe, denke ich nicht an meinen Tod, denn ich will leben; soweit es in meiner Macht steht. Selbst deportiert, werde ich ständig daran denken zurückzukommen. Wenn Gott mir nicht das Leben nimmt und wenn, was so böse wäre und Beweis eines nicht mehr göttlichen Willens, die Menschen es mir nicht rauben. Wenn das geschieht, wenn diese Zeilen gelesen werden, wird man sehen, dass ich auf mein Schicksal gefasst war; nicht dass ich

verfügte. Am 12. Oktober 1943 und im Februar 1944 hat er noch zwei Nachträge geschrieben (Binder und Feuerman, 2015). Wann er ermordet wurde, ist unbekannt.

es im Voraus angenommen hätte, denn ich weiß nicht, wie weit mein körperlicher und geistiger Widerstand unter dem Druck der Wirklichkeit gehen kann, aber dass ich darauf gefasst war. Und vielleicht wird derjenige, der diese Zeilen liest, genau in diesem Augenblick zusammenzucken, so wie es mir immer ergeht, wenn ich bei einem seit langem verstorbenen Autor eine Anspielung auf seinen Tod lese (ebd.: 192).

Hélène Berr starb nach schweren Misshandlungen und einer Typhuserkrankung im April 1945 kurz vor der Befreiung im Konzentrationslager Bergen-Belsen.

Die wenigen, die die Massenerschießungen, Konzentrations- und Todeslager überlebten, hatten einen schwierigen Weg vor sich. Zehn Tage vor seiner Befreiung fing Ephraim Sternschuss an, sich darüber Gedanken zu machen. Am 6. Juli 1944, als die Deutschen noch in Łódź waren und er keineswegs sicher war zu überleben, notierte er:

Ich muss mich aufraffen und mit Mutter nach Polen gehen (wenn es ein Polen geben wird). Außerdem werde ich etwas lernen, vielleicht gelingt es mir, Abitur zu machen; ich werde Englisch lernen und gehen, wohin mich meine Füße tragen, in die weite Welt. Hier auf diesem Friedhof, der immer ein Schlachtfeld ist, will ich nicht bleiben (Sten 2018, 143).

Er konnte seine Pläne tatsächlich verwirklichen, musste aber Jahrzehnte später feststellen, wie tief das Trauma seiner Holocaust-Erlebnisse war. Deshalb hat er im Jahr 2000 sein Tagebuch in ungewöhnlicher Form publiziert. Anstatt wie manche andere Überlebende, zum Beispiel Molly Applebaum (Applebaum 2017: 39 ff.), neben dem Tagebuch auch Memoiren zu verfassen, hat er die Tagebucheinträge in etwa gleichem Umfang durch 1993 bis 1999 geschriebene Bemerkungen aus der Gegenwartsperspektive ergänzt. Dabei handelt es sich zumeist nicht um Erläuterungen zu den zitierten Tagebuchnotizen, sondern um Erinnerungen an den Besuch am Ort des Geschehens Anfang der 1990er Jahre, seine Empfindungen beim Übersetzen des Tagebuchs aus dem Polnischen in das Hebräische und vor allem Reflexionen über die Bedeutung der Erfahrungen, die er hatte machen müssen, für sein weiteres Leben und seine Psyche:

Welchen Schaden ich davongetragen habe, das habe ich viele Jahre später herausgefunden, als ich Łódź besuchte und mit den Kulissen meiner Kindheit und Jugend konfrontiert war. [...] Für Jahrzehnte habe ich diese Last auf meinem Rücken getragen und selbst meine Enkel können meine Bürde nicht leichter machen (Sten 2018: 23).

Tagebücher in der individuellen Lektüre, der Forschung und der Lehre

Die Lektüre der Holocaust-Tagebücher ist oft bedrückend, besonders in den Fällen, in denen die Leserin oder der Leser weiß, dass es sich um das letzte und häufig einzige Dokument handelt, das vom Dasein der Ermordeten zeugt. Auch die Texte von Autorinnen und Autoren, die überlebt haben, berichten von entsetzlicher Angst, Not und Gewalt, die nicht spurlos an ihnen vorübergegangen sind und sie ihr Leben lang belastet haben, wie die Aussage von Ephraim Sten belegt. Das zu lesen, ist schwer zu ertragen.

Aber wenn man verstehen will, was der Holocaust war, kann man sich nicht mit Fakten und Zahlen begnügen, sondern muss die Erfahrungen und Empfindungen seiner Opfer zur Kenntnis nehmen. Neben dem Entsetzen und Mitgefühl mit den Leidenden stellt sich bei der Lektüre der Tagebücher aber oft auch Bewunderung für den Lebenswillen, den Mut und die Kreativität der Verfolgten ein, die nicht nur Opfer waren, sondern sich, solange es ging, physisch und psychisch behaupteten und ihre Würde wahrten, nicht zuletzt, indem sie das Erlittene reflektierten und niederschrieben.

Gerade weil die Tagebücher diese zwei Seiten haben, weil sie die Verfolgung und das Leiden dokumentieren, aber auch von der Resilienz und Selbstbehauptung der mit dem Tode Bedrohten zeugen, sind sie nicht nur unverzichtbare Quellen für eine Holocaust-Forschung, die ihren Gegenstand in seiner ganzen Komplexität und in seiner über den historischen Vorgang hinausreichenden Bedeutung zu erfassen versucht. Sie bieten auch hervorragendes Material für pädagogische Bemühungen, dem schwierigen Thema gerecht zu werden. Sie ermöglichen, sich auf individuelle Schicksale zu fokussieren und dennoch eine Vorstellung von der Dimension des Verbrechens zu gewinnen, dem nach dem Willen der Nationalsozialisten sämtliche jüdischen Frauen, Männer und Kinder auf dem gesamten europäischen Kontinent zum Opfer fallen sollten. Zugleich können sie Einsichten vermitteln, wie unterschiedlich die Täter in den einzelnen europäischen Ländern vorgegangen sind und wie verschieden die Lage, die Handlungsmöglichkeiten und Reaktionsweisen der Opfer waren (Kaiser 2019). Wenn diese Tagebücher altersangemessen und in pädagogisch reflektierter Auswahl eingesetzt werden, erzeugt ihre Lektüre emotionale Beteiligung ohne Überwältigung und regt die intellektuelle Auseinandersetzung mit einem Geschehen an, dessen Bewältigung ein abgeschlossener und nicht abzuschließender Prozess ist.

LITERATUR

- Aly, Götz et al. (Hg.) (2008-2021): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945 VEJ, 16 Bde., Herausgegeben im Auftrag des Bundesarchivs, Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin und des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau, München, Berlin.
- Applebaum, Molly (2017): *Buried Words: The Diary of Molly Applebaum*, Montreal, Toronto.
- Arani, Miriam Y. (2002): „Und an den Fotos entzündete sich die Kritik“, Die „Wehrmachtsausstellung“, deren Kritiker und die Neukonzeption, Ein Beitrag aus fotohistorisch-quellenkritischer Sicht, in: *Fotogeschichte, Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie*, 22, Heft 85/86, 96-124.
- Bankier, David (1995): *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, Die „Endlösung“ und die Deutschen, Eine Berichtigung*, Übersetzt von Jürgen Spiegel, Berlin.
- Beer, Frank und Markus Roth (Hg.) (2020): *Von der letzten Zerstörung, Die Zeitschrift „Fun letstn churbn“ der Jüdischen Historischen Kommission in München 1946-1948*, Übersetzt von Susan Hiep, Sophie Lichtenstein und Daniel Wartenberg, Berlin.
- Berg, Mary (2019): *Wann wird diese Hölle enden?, Das Tagebuch der Mary Berg, Das Mädchen, das das Warschauer Ghetto überlebte*, Übersetzt von Maria Zettner, Herausgegeben von Susan Lee Pentlin, Zürich.
- Berr, Hélène (2009): *Pariser Tagebuch 1942-1944*, Übersetzt von Elisabeth Edl, München.
- Binder, Elza (Eliszewa) und Juliusz Feuerman (2008): *Dwa pamiętniki świadków i ofiar zagłady Żydów Stanisławowa*, Montreal.
- Binder, Elza (Eliszewa) und Juliusz Feuerman (2015²): *Two diaries of victims and witnesses of extermination of Jews of Stanislawow, With epilogue*, Montreal.

- Bloom, Lynn Z. (1996): "I Write for Myself and Strangers": Private Diaries as Public Documents, in: Suzanne L. Bunkers und Cynthia A. Huff (Hg.): *Inscribing the Daily, Critical Essays on Women's Diaries*, Amherst, Massachusetts, 23-37.
- Browning, Christopher (2013): Holocaust history and survivor testimony, Challenges, limitations, and opportunities, in: Ezra Mendelsohn, Stefani Hoffman und Richard I. Cohen: *Against the grain, Jewish intellectuals in hard times*, New York, 277-284. <https://doi.org/10.1515/9781782380030-019>
- Bruck, Ljalja (2008): Wenn Worte schreien und weinen, Tagebücher der Ljalja und Berta Bruck geschrieben in Belarus ab 1943, Übersetzt von Tamara Doroshkina, Bearbeitet von Alf Seippel, Herausgegeben vom Bildungs- und Begegnungswerk gGmbH Dortmund, Dortmund, 9-39. Online als PDF: http://zeitzeugenarchiv.gwminsk.com/sites/default/files/materials_for_teachers/wenn_worte_schreien_und_weinen.pdf.
- Cahn, Peter (Hg.) (1999): Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Max L. Cahn und Tilly Cahn aus den Jahren 1933 -1943, in: Dieter Rebentisch (Hg.): *Frankfurt am Main in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft*, Herausgegeben im Auftrag des Frankfurter Vereins für Geschichte und Landeskunde in Verbindung mit dem Institut für Stadtgeschichte, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Bd. 65, Frankfurt am Main, 182-221.
- Cohen, Boaz (2007): The Children's Voice: Postwar Collection of Testimonies from Child Survivors of the Holocaust, in: *Holocaust and Genocide Studies*, 21, Heft 1, 73-95. <https://doi.org/10.1093/hgs/dcm004>
- Cohen, Boaz und Gabriel N. Finder (2017): "I Will Not Be Believed", Benjamin Tenenbaum and the Representation of the Child Survivor, in: Joanna Beata Michlic (Hg.): *Jewish Families in Europe 1939 – Present, History, Representation, and Memory*, Waltham, Massachusetts, 116-208. Online als PDF: <https://library.oapen.org/bitstream/id/25c63c17-f750-49b5-8354-073ccee6d573/625676.pdf>.
- Fazekas, Leslie (2021): In Dreams Together, The Diary of Leslie Fazekas, The Azrieli Series of Holocaust Survivor Memoirs, Bd. 65, Montreal, Toronto.
- Fishkin, Jacob (2005): *Heaven and Earth, The Diary of Sarah Fishkin*, Brooklyn, NY.
- Flinker, Mosche (2008): „Auch wenn ich hoffe“, Das Tagebuch des Mosche Flinker, Mit einem Vorwort von Saul Friedländer, Übersetzt von Birgit Erdmann, Berlin.
- Fogel, Heniek (2019): *Dziennik [Tagebuch]*, Herausgegeben vom Jüdischen Historischen Institut, Warschau.
- Frank, Anne (2013): Gesamtausgabe, Tagebücher – Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus – Erzählungen – Briefe – Fotos und Dokumente, Herausgegeben vom Anne-Frank-Fonds, Übersetzt von Mirjam Pressler, Frankfurt am Main.
- Friedländer, Saul (1998, 2006): *Das Dritte Reich und die Juden*, 2 Bde., München.
- Garbarini, Alexandra (2006): *Numbered Days, Diaries and the Holocaust*, New Haven. <https://doi.org/10.12987/yale/9780300112528.001.0001>
- Gerber, Ilya (2021): *Diary from the Kovno Ghetto: August 1942-January 1943*, Herausgegeben von Lea Prais, Übersetzt von Rebecca Wolpe, Jerusalem.
- Gersten, Thea (2001): *Das Tagebuch der Thea Gersten, Aufzeichnungen aus Leipzig, Warschau und London (1939-1947)*, Leipzig.
- Gordon, Sarah (1984): *Hitler, Germans and the "Jewish Question"*, Princeton.
- Gram, Sheyna (2008): The Voice of Sheyna Gram, in: Joshua Rubenstein und Ilya Altman (Hg.): *The Unknown Black Book, The Holocaust in the German-occupied Soviet territories*, Übersetzt von Christopher Morris und Joshua Rubenstein, Bloomington, Ind., 322-328.
- Hammer, Ingrid und Susanne zur Nieden (Hg.) (1992): *Sehr selten habe ich geweint, Briefe und Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg von Menschen aus Berlin*, Zürich.
- Haszczewicka, Miriam: *Pamiętnik ze strasznego czasu*, in: Muzeum Regionalne W Radomsku (Hg.): *W Okupowanym Radomsku, Likwidacja Getta, 10 i 12 października 1942 r., Okolicznościowa jednodniówka*, 6-13. Online als PDF: http://muzeum.radomsko.pl/wordpress/wp-content/uploads/pdf/likwidacja_getta_radomsko.pdf

- Heer, Hannes (Hg.) (1996): Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Ausstellungskatalog „Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“, Herausgegeben vom Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg.
- Heilbrunn, Stefania (Hg.) (1978): *Children of Dust and Heaven, A Diary from Nazi Occupation through the Holocaust*, Pacific Palisades, California.
- Jander, Thomas (2020): Zeugnis des Holocaust: Sheindi Ehrenwalds Aufzeichnungen, 29. Juli 2020, <https://www.dhm.de/blog/2020/07/29/zeugnis-des-holocaust-sheindi-ehrenwalds-aufzeichnungen/> (24.2.2022).
- Jedwab Rozenberg, Lena (1999): 1945-1941 מלחמה-טאגבוך [Von zu Hause ausziehen, Kriegstagebuch 1941-1945], Paris.
- Jedwab Rozenberg, Lena (2002): *Girl with two landscapes, The wartime diary of Lena Jedwab 1941-1945*, New York.
- Jedwab Rozenberg, Lena (2012): *Sans feu ni lieu, Carnets d'Errance 1941-1945*, Paris.
- Jedwab Rozenberg, Lena (2019): *От дома к скитаниям: дневник военных лет 1941-1945*, Moskau.
- Kaiser, Wolf (2018): *Memories of survivors in Holocaust education*, in: Andy Pearce (Hg.): *Remembering the Holocaust in educational settings*, London, New York, 76-91. <https://doi.org/10.4324/9781351008648-5>
- Kaiser, Wolf (2019): *Tagebücher im Unterricht über die Shoah*, in: *Enseigner la Shoah = Didactica historica*, Schweizerische Zeitschrift für Geschichtsunterricht, 5, 125-130. <https://doi.org/10.33055/DIDACTICAHISTORICA.2019.005.01.125>
- Kaiser, Wolf (2020): „Geheime Reichssache“?, Was die Deutschen im Reich über den Holocaust wussten, Unterrichtsmodul 03, Herausgegeben vom Fritz Bauer Institut Geschichte und Wirkung des Holocaust, Frankfurt. Online als PDF: <https://www.fritz-bauer-institut.de/vermittlung-publikationen/detail/unterrichtsmodul-03>.
- Kaiser, Wolf (Hg.) (2022): *Der papierene Freund, Holocaust-Tagebücher junger Jüdinnen und Juden, Studien und Dokumente zur Holocaust- und Lagerliteratur*, Bd. 12, Berlin.
- Kellner, Friedrich (2011): „Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne“, *Tagebücher 1939-1945*, 2 Bde., Herausgegeben von Sascha Feuchert, Robert Martin Scott Kellner, Erwin Leibfried, Jörg Riecke und Markus Roth, Göttingen. <https://doi.org/10.5771/9783835321236>
- Kershaw, Ian (1979): *Antisemitismus und Volksmeinung, Reaktionen auf die Judenverfolgung*, in: Martin Broszat, Elke Fröhlich und Hartmut Mehringer (Hg.): *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 2: *Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt*, München, Wien, 281-348. <https://doi.org/10.1515/9783486709049-007>
- Klemperer, Victor (1995): *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Herausgegeben von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer, 2 Bde. Berlin.
- Klüger, Ruth (1992): *Weiter leben, Eine Jugend*, Göttingen.
- Klukowski, Zygmunt (2017): *Tagebuch aus den Jahren der Okkupation 1939-1944*, Herausgegeben von Christine Glaunig und Ewelina Wanke, Übersetzt von Karsten Wanke, Berlin.
- Koselleck, Reinhart (1979): *Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 757, Frankfurt am Main.
- Kruk, Herman (2002): *The last days of the Jerusalem of Lithuania, Chronicles from the Vilna Ghetto and the Camps, 1939-1944*, Herausgegeben von Benjamin Harshav, Übersetzt von Barbara Harshav, New Haven.
- Kunt, Gergely (2010): *Egy kamasznapló két olvasata [Zwei Lesarten eines Jugendtagebuchs]*, in: *Korall*, 10, Heft 41, 51-80. Zusammenfassung auf Englisch: <https://www.ceeol.com/search/article-detail?id=85120> (13.2.2023).
- Kunt, Gergely (2016): *Ágnes Zsolt's Authorship of her Daughter Éva Heyman's Holocaust Diary*, in: *Hungarian Studies Review*, 43, Heft 1-2, 127-153. <https://doi.org/10.5325/hungarianstud.43.1-2.0127>
- Laqueur, Renata (1992): *Schreiben im KZ, Tagebücher 1940-1945*, Übersetzt von Martina Dreisbach, Bremen.

- Lazersonaite, Tamara (1997): *Tamaras dienorastis* [Tamaras Tagebuch], Vilnius.
- Lehman-Cohen Paraira, Ellis und Shulamith Bitran-Lehman (2011): *De dagboeken van Bernie & Ellis, Een Scheveningse liefde in Oorlogstijd* [Bernies und Ellis' Tagebücher, Eine Scheveninger Liebe in der Zeit des Krieges], Amsterdam.
- Leociak, Jacek (2018): *Text and Holocaust, Die Erfahrung des Ghettos in Zeugnissen und literarischen Entwürfen*, Übersetzt von Lisa Palmes, *Eastern European Culture, Politics and Societies*, Bd. 13, Berlin.
- Levi, Primo (1947): *Se questo è un uomo* [Ist das ein Mensch?], Turin.
- Lieblisch, Ruthka (1993): *Ruthka, A Diary of War*, Übersetzt und herausgegeben von Jehoshua und Anna Eibeshitz, New York.
- Liempt, Ad van (2005): *Kopfgeld, Bezahlte Denunziation von Juden in den besetzten Niederlanden*, Übersetzt von Marianne Holberg, Berlin.
- Longerich, Peter (2006): „Davon haben wir nichts gewusst!“, *Die Deutschen und die Judenverfolgung*, München.
- Löw, Andrea (2015): *Tagebücher aus dem Ghetto Litzmannstadt: Autoren, Themen, Funktion*, in: Frank Bajohr und Sybille Steinbacher (Hg.): „... Zeugnis ablegen bis zum letzten“, *Tagebücher und persönliche Zeugnisse aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Holocaust, Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte*, Bd. 15, Göttingen, 142-163.
- Mayer, Gabriel (2015): *Linguistics and Translations of a Hungarian Holocaust Diary*, in: *Cultural and Religious Studies*, 3, Heft 1, 1-7. <https://doi.org/10.17265/2328-2177/2015.01.001>
- Radnóti, Miklós (1993): *Offenen Haars fliegt der Frühling*, *Tagebücher, Gedichte, Fotos, Dokumente*, Übersetzt von Hans Skirecki (Tagebücher) und Franz Fühmann (Gedichte), Herausgegeben von Siegfried Heinrichs, Berlin.
- Rolnikaite, Mascha (2002): *Ich muss erzählen, Mein Tagebuch 1941-1945*, Übersetzt von Dorothea Greve, Mit einem Vorwort von Marianna Butenschön, Berlin.
- Rudashevski, Yitskhok (2020): *Tagebuch aus dem Ghetto von Wilna Juni 1941 - April 1943*, Übersetzt und herausgegeben von Wolf Kaiser, *Studien und Dokumente zur Holocaust- und Lagerliteratur*, Bd. 9, Berlin.
- Sabrow, Martin und Norbert Frei (Hg.) (2012): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Geschichte der Gegenwart*, Bd. 4/Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 14, Göttingen. <https://doi.org/10.5771/9783835322455>
- Schröder, Dominique (2020): „Niemand ist fähig das alles in Worten auszudrücken“, *Tagebuchschreiben in nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1939-1945*, Göttingen.
- Schwartz, Agatha (2015): *Éva Heyman, the Hungarian Anne Frank: Writing Against Persecution and Trauma*, in: *Hungarian Studies Review*, 42, Heft 1-2, 117-134. Online als PDF: https://www.epa.hu/00000/00010/00050/pdf/EPA00010_hsr_2015_117-134.pdf.
- Shapiro, Robert Moses (1999): *Diaries and Memoirs from the Lodz Ghetto in Yiddish and Hebrew*, in: Robert Moses Shapiro (Hg.): *Holocaust Chronicles, Individualizing the Holocaust through Diaries and Other Contemporary Personal Accounts*, Hoboken, 95-114.
- Steinert, Marlis (1970): *Hitlers Krieg und die Deutschen, Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg, Eine Veröffentlichung des Instituts universitaire de hautes études internationales (IUHEI)*, Düsseldorf, Wien.
- Sten, Ephraim (2000, 2018²): *1111 ימים בחי' ועוד ארבע ימים בחי' [1111 Tage in meinem Leben und vier]*, Israel.
- Sten, Ephraim (2006): *1111 Days in My Life Plus Four*, Übersetzt von Moshe Dror, Takoma Park, Maryland.
- Stephan, Anke (o. J.): *Erinnertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quellen*, in: *Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas*, Bd. 10, München. <https://epub.ub.uni-muenchen.de/627/>
- Tenenbaum, Benjamin (Hg.) (1947): *אחד מעיר ושנימים : מבחר מאלף אבטוביגראפיות של ילדי ישראל בפולין*

- [Einer aus einer Stadt und zwei aus einer Familie. Eine Auswahl aus tausend Autobiografien jüdischer Kinder in Polen], Merchavia.
- Timms, Edward (Hg.) (2019): *Die geheimen Tagebücher der Anna Haag, Eine Feministin im Nationalsozialismus*, Übersetzt von Michael Pfigstl, Bad Vilbel.
- Tokarska-Bakir, Joanna und Avner Greenberg (2010): *The Unrighteous Righteous and the Righteous Unrighteous*, in: *Dapim: Studies on the Holocaust*, 24, Heft 1, 11-63.
<https://doi.org/10.1080/23256249.2010.10744397>
- Tych, Feliks, Alfons Kenkmann, Elisabeth Kohlhas und Andreas Eberhardt (Hg.) (2008): *Kinder über den Holocaust, Frühe Zeugnisse 1944-1948, Interviewprotokolle der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen*, Herausgeben im Auftrag der Zentralen Jüdischen Historische Kommission in Polen, Berlin.
- Urban, Jerzy Feliks (2017): 'I'm Not Even a Grown up': The Diary and Diary Fragments of Jerzy Feleks Urban, in: Anthony Rudolf (Hg.): *Jerzyk*, Übersetzt von Antonia Lloyd-Jones, Bristol, 101-121.
- Weiner, Pavel (2012): *A boy in Terezín, The private diary of Pavel Weiner, April 1944-April 1945*, Übersetzt von Paul (Pavel) Weiner und herausgegeben von Karen Weiner, Evanston, Illinois.
- Weinmann, Éva (2004): *Naplója, 1941, Okt. 10 - 1945, Január 19/The Diary of Eva Weinmann. 10 October 1941-19 January 1945*, Budapest.
- Weissenberg, Melania (2016): *Dziennik Melanii Weissenberg, 1942-1945* [Melania Weissenbergs Tagebuch], in: *Szczęście jest posiadać dom pod ziemią... Losy kobiet ocalałych z Zagłady w okolicach Dąbrowy Tarnowskiej* [Es ist ein Glück, ein Haus im Untergrund zu besitzen... Das Schicksal von Holocaust-Überlebenden in der Umgebung von Dąbrowa Tarnowska], Herausgegeben und eingeleitet von Jan Grabowski, Warszawa, 23-66.
- Zapruder, Alexandra (Hg.) (2002): *Salvaged Pages, Young Writers' Diaries of the Holocaust*, New Haven, London.
- Zsolt, Agnes (1947): *Éva lányom, Napló* [Meine Tochter Eva, Tagebuch], Budapest.
- Zsolt, Agnes (2012): *Das rote Fahrrad, Tagebuch*, Übersetzt von Ernő Zeltner, Wien.

QUELLEN²²

- Braunstein Korach, Ilona: Marti Korach Weiss collection, USHMM, Accession Number: 2010.255.1.
- Feigl, Peter: Peter Feigl papers, USHMM, Accession Number: 1992.59.
- Isaacs, Lilly: Lilly Isaacs diaries and photographs, USHMM, Accession Number: 1995.88.5.
- Ickovits, Sari: Sari Ickovits's diary and photographs, USHMM, Accession Number: 2009.18.1.
- Jesion, Isabelle: Isabelle Jesion: her wartime diary, Ghetto Fighters House Archive, Catalog No.: 2131, Registry No. 10300R"M.
- Kertész, Tibor: Letters written by Tibor Kertész to his wife Katalin Borbala Weisz (Briefstagebuch), Yad Vashem Archive O.75/1409, Item ID 7285660.
- Chaszczycka, Miriam: Diary of Miriam Khashchevatzki, Yad Vashem Archive O.3/3382, Item ID 3556672.
- Korec, Irena: Diary 1943-1944, Irena Peritz papers, USHMM, Accession Number: 1995.A.1064.
- Lefkowitz, Clara: Clara Lefkowitz Kempler papers, USHMM, Accession Number: 2010.171.1.
- Langer, Klaus, Archiv der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf. Sign. GED 300010.
- Marcuse, Günter: Diary kept by Günter Marcuse, Yad Vashem Archive, O.33-1033, Item ID 3542667.

22 Aus vielen der hier aufgeführten Tagebücher sind Auszüge in deutscher Sprache in einer jüngst publizierten Anthologie zu finden (Kaiser: 2022); sie enthält auch Übersetzungen aus bisher nur in anderen Sprachen gedruckten Diarien.

- Meyer, Anita: Diary, Archiv des Museum of Jewish Heritage - A Living Memorial to the Holocaust, Id. no. 501.91 und 504.91.
- Schwartz, Angela: Angela Schwartz diary, USHMM, Accession Number: 2017.515.1.
- Schutzengel, Gabriel: Gabriel Schutzengel papers, USHMM, Accession Number: 2005.128.2.
- Stripounsky, Joseph: Stripounsky family papers, USHMM, Accession Number: 2016.322.18.
- Trebitsch, Béla: Bela Trebitsch collection, USHMM Accession Number: 2011.184.1.

Zusammenfassung

Der Aufsatz befasst sich mit Tagebüchern junger Menschen in vielen Ländern Europas, die von den Nationalsozialisten und ihren Helfern als Jüdinnen und Juden verfolgt und von denen viele ermordet worden sind. Er erörtert, was Tagebücher als historische Quellen mit anderen Selbstzeugnissen wie Memoiren und Zeitzeugeninterviews gemeinsam haben und worin sie sich wesentlich unterscheiden. An einigen Beispielen wird gezeigt, wie Tagebücher aufgrund der zeitlichen Nähe zwischen dem Erleben und der Niederschrift des Erlebten sowie der Offenheit des Erwartungshorizonts Einblicke in die unmittelbaren Reaktionen der Betroffenen und ihre unterschiedlichen Deutungen des Geschehens gewähren. Angesichts solcher Erkenntnismöglichkeiten, wie sie nur Tagebücher und Briefe bieten, wird der Frage nachgegangen, warum die Zahl der überlieferten Diarien regional unterschiedlich groß und insgesamt sehr viel geringer ist als die der Memoiren und Interviews, in denen Überlebende rückblickend von ihren Erfahrungen berichtet haben. Es wird untersucht, wie die Entscheidung für eine bestimmte Form des Tagebuchs von den Lebensbedingungen der Autorinnen und Autoren, aber auch von ihren Motivationen abhing. Die Vielfalt der Motivationen wird anhand von Tagebucheinträgen verdeutlicht, die das Bedürfnis zu schreiben explizit reflektieren. Abschließend wird die Besonderheit der untersuchten Tagebücher dadurch hervorgehoben, dass die Auseinandersetzung der Verfasserinnen und Verfasser mit der akuten Bedrohung ihres Lebens durch die Judenmörder beispielhaft dokumentiert wird.

Die Formation eines politischen Subjektes

Die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen in der Schweiz im ausgehenden 20. Jahrhundert

Vera Blaser und Sonja Matter

Gehörlose Menschen waren in der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert einem ausgeprägten Anpassungsdruck unterworfen: Beispielhaft zeigt sich dies an der Sprachpolitik der Gehörlosenschulen, die es den Gehörlosen untersagte, in Gebärdensprachen zu kommunizieren. Das primäre Ziel war es, Gehörlose sogenannten „verkehrsfähig“ zu machen: Sie sollten in gesprochener Sprache kommunizieren, von den Lippen ablesen und sich auf diese Weise – so die Forderung – möglichst nahtlos in die „Normalgesellschaft“ integrieren (Blaser 2020: 43 ff.). Dass eine solche Integration für gehörlose Menschen vielfach nicht nur unmöglich ist, sondern auch mit weitgehenden Rechtsverletzungen einherging, wurde dabei schlicht ignoriert. Somit waren gehörlose Menschen in der Schweiz, wie in zahlreichen anderen europäischen Ländern, mit einem ausgeprägten Audismus konfrontiert, also der strukturellen Abwertung der Gebärdensprachen bei einer gleichzeitigen Aufwertung der gesprochenen Sprache (Bauman 2004: 239). Zwar waren gehörlose Menschen in der Schweiz bereits seit dem 19. Jahrhundert in Gehörlosenvereinen organisiert. Allerdings sprachen insbesondere hörende Expert*innen des Gehörlosenwesens den Selbsthilfevereinen vielfach die Kompetenz ab, für die Rechte der Gehörlosen selbstständig einzustehen. Die Frage, welche Formen der gesellschaftlichen Partizipation gehörlose Menschen wünschten, erhielt kaum Beachtung. Vielmehr bestimmten Hörende, welche Wege gehörlosen Menschen im familiären, kulturellen oder beruflichen Bereich offenstanden (Hesse et al. 2020: 237 ff.; Blaser/Ruoss 2019; Gebhard 2007: 70 f., 127 ff.).¹

Wie wir aufzeigen, formierte sich in den ausgehenden 1970er Jahren seitens Gehörloser verstärkt Widerstand gegen diese diskriminierenden Praktiken. Insbesondere seit den 1980er Jahren gelang es gehörlosen Menschen, wichtigen politischen Forderungen vermehrt zum Durchbruch zu verhelfen und damit die soziale und rechtliche Position von Gehörlosen zu verändern. Verschiedene politische Forderungen wurden erstmals aufgebracht, die bis heute von zentraler Bedeutung sind. So nahm der Vorstoß, die Gebärdensprachen als Landes- bzw. Minderheitensprachen anzuerkennen, seinen Anfang in den 1980er Jahren, ebenso wie der Anspruch, gehörlose Menschen nicht einfach als „Behinderte“ zu fassen, sondern als Mitglieder einer gesellschaftlichen Minderheit, die

1 In Anlehnung an den Sprachgebrauch des SGB-FSS verwenden wir den Begriff „gehörlos“. Gegenwärtig findet im deutschen Sprachraum eine kritische Auseinandersetzung um den Begriff statt. Favorisiert wird teilweise der Begriff „taub“, da die Bezeichnung „gehörlos“ auf einen „Menschen minus Gehör“ verweise. Der Sprachgebrauch ist gegenwärtig im Wandel und umstritten (vgl. dazu Saerberg 2018: 209).

über eigene Sprachen und Kultur verfügt (Ladd 2008; Padden/Humphries 1988, 2005). Zur mehrsprachigen Schweiz zählen die Deutschschweizer Gebärdensprache (DSGS), die *Langue des signes française* (LSF) und die *Lingua italiana dei segni* (LIS). In allen drei Sprachen bestehen im Weiteren regionale Dialekte (Boyes Braem 2009).

Im Nachfolgenden untersuchen wir die Transformationsprozesse im Schweizer Gehörlosenwesen, wie sie seit den ausgehenden 1970er und insbesondere in den 1980er Jahren, ähnlich wie in anderen europäischen Ländern, prägend waren. Im Mittelpunkt stehen dabei Interviews, die wir mit (ehemaligen) Aktivist*innen des Schweizerischen Gehörlosenbundes (SGB-FSS) geführt haben. Der SGB-FSS fungiert bis heute als Dachverband der Schweizer Gehörlosenvereine und ist damit der zentrale Akteur der Gehörlosen-Selbsthilfe. Mit dem Fokus auf leitfadengestützte, themenzentrierte Interviews untersuchen wir die historischen Umbrüche, die zu einer Veränderung von Subjektivierungsprozessen gehörloser Menschen führten. Diese veränderten Subjektivierungsprozesse waren – so eine These des Artikels – zentrale Voraussetzungen dafür, dass sich Gehörlose verstärkt für ihre politischen Rechte einsetzten und abwertende Zuschreibungen in Frage stellten. Neu begannen sie sich, im Zuge eines intensivierten transnationalen Austausches, als politische Subjekte zu begreifen, die für ihre Rechte selbst eintreten und kämpfen konnten. Wegleitend für unsere Untersuchung ist dabei ein poststrukturalistisches Verständnis von Subjektivierung, wie es insbesondere der französische Philosoph Jacques Rancière prägte. Rancière beschreibt Subjektivierung als einen Prozess, in dem sich diejenigen Menschen Anerkennung verschaffen, denen die Fähigkeit zur Mitsprache abgesprochen oder deren Existenz als Kollektiv geleugnet wurde (Rancière 2002: 49 ff.). Dabei versteht Rancière Subjektivierung nicht einfach als Resultat einer demokratischen Bewegung, sondern als Teil einer solchen, wie Todd May erläutert: „Subjectification, then, is not the result of a democratic politics but one of its elements. It is the element that is constituted by a collective *we* that is co-extensive with collective action. The *we* is neither the source of the action nor its outcome. It emerges alongside the ongoing activity, feeding and being fed by it.“ (May 2010: 79).

In den 1980er Jahren stand zunächst nur eine kleinere Gruppe von gehörlosen Aktivist*innen lautstark für ihre Rechte ein. Gleichwohl war ihr Aktivismus der Beginn einer Emanzipationsbewegung von Gehörlosen in der Schweiz, die sich – teilweise in Anlehnung an andere nationale und internationale soziale Bewegungen – gegen Diskriminierungen zur Wehr setzte und einen besseren Menschenrechtsschutz einforderte. Mit unseren Forschungsperspektiven schließen wir an Ansätze einer Disability History an, die von einem Verständnis von Behinderung als sozial und kulturell hervorgebracht ausgeht und unter anderem anstrebt, Menschen mit Behinderungen als selbstbestimmte Akteur*innen wahrzunehmen und zu untersuchen (Stoll 2017; Lingelbach/Schlund 2014; Bösl et al. 2010; Kudlick 2003). Die Perspektive von gehörlosen Menschen, das heißt, ihre Sicht auf ihre eigene Geschichte, ist in den herkömmlichen Archiven der Gehörlosengeschichte allerdings schwächer vertreten als jene von meist hörenden Fachpersonen. Die Oral History hat daher in der Gehörlosengeschichte einen besonders wichtigen Stellenwert (Atherton et al. 2001: 35; Pfau et al. 2021: 1; List 1993: 595) und trägt zu einer „multiperspektivischen“ Geschichtsschreibung bei (Wierling 2003: 88).

In einem ersten Teil erläutern wir die methodischen und theoretischen Prämissen, die für die Durchführung der Interviews wegleitend waren. Wir reflektieren insbesondere, wie wir als Hörende mit basaler Kompetenz in Deutschschweizer Gebärdenspra-

che Interviews mit Gehörlosen und Schwerhörigen führten, und diskutieren die Bedeutung von Dolmetscher*innen sowie den Einbezug von Rückmeldungen der Interviewten. In einem anschließenden Teil geben wir einen Abriss über historische Entwicklungen im Gehörlosenwesen und verorten die Aktivist*innen, mit denen wir Interviews geführt haben, im historischen Kontext. Im darauffolgenden Hauptteil untersuchen wir die historischen Umbrüche, die die Voraussetzung für veränderte Subjektivierungsprozesse und den Beginn einer Emanzipationsbewegung von gehörlosen Menschen bildeten. Mit diesem Forschungsinteresse wie auch der methodischen Herangehensweise verbindet sich das Bestreben, einen Beitrag zur Gehörlosengeschichte der Schweiz zu liefern, die bisher erst bruchstückhaft aufgearbeitet wurde (vgl. Hesse et al. 2020; Blaser 2020; Janett 2016), und den Blick insbesondere auf die Bedeutung von Gehörlosen-Aktivist*innen für die Besserstellung von gehörlosen Menschen in der Schweiz zu lenken.

1. Oral History und die Geschichte der Gehörlosigkeit: theoretisch-methodische Reflexionen

*1.1 Auswahl der Interviewpartner*innen*

Für den vorliegenden Artikel haben wir zehn Personen interviewt, die sich für die Emanzipation der Gehörlosen ab den späten 1970er Jahren und bis in die 1990er Jahre engagiert haben. Die Auswahl der Interviewpartner*innen geschah über die Bearbeitung gedruckter Quellen, namentlich zeitgenössischer Publikationen des SGB-FSS und des Schweizerischen Verbands für das Gehörlosenwesen (SVG). Zusätzlich wurden wir von einer Begleitgruppe, bestehend aus Vertreter*innen des SGB-FSS, auf wichtige Exponent*innen der Schweizer Gehörlosenbewegung hingewiesen und an diese vermittelt. Um aus einer kritischen Perspektive vergeschlechtlichte Mechanismen innerhalb der Gehörlosenbewegung beleuchten zu können, war uns außerdem ein möglichst ausgeglichenes Geschlechterverhältnis wichtig. Obwohl ein Großteil der in den schriftlichen Quellen am stärksten präsenten Figuren Männer sind, gelang es uns, vier prägende Frauen auszumachen und zu interviewen. Unsere Interviewpartner*innen sind zwischen 1941 und 1963 geboren und besuchten vier verschiedene Gehörlosenschulen in der Schweiz. Eine Interviewpartnerin ist in Südafrika, Kanada und den USA aufgewachsen und ausgebildet worden und kam erst als Erwachsene in die Schweiz. Neun Personen leben in der deutschsprachigen und eine in der französischsprachigen Schweiz. Von den zehn Personen sind neun gehörlos, eine Person ist schwerhörig.

Die Kontaktaufnahme erfolgte bei allen Gesprächspartner*innen via E-Mail. Wir informierten sie über unser Forschungsprojekt und unser Erkenntnisinteresse sowie das geplante Setting für das Interview. Alle angefragten Personen erklärten sich bereit für ein Gespräch. In den Gesprächen äußerten die meisten großes Interesse für unser Forschungsvorhaben, viele betonten zudem, dass es wichtig sei, die Erinnerung an die Gehörlosenbewegung zu dokumentieren. Insgesamt handelt es sich bei den von uns interviewten um Personen mit einem ausgeprägten historischen Bewusstsein sowie Interesse an der Sichtbarkeit ihrer Erfahrungen und Erlebnisse.

*1.2 Durchführung der Interviews und der Einbezug von Dolmetscher*innen*

Im Mittelpunkt unseres Artikels stehen leitfadengestützte, themenzentrierte Interviews (Gläser/Laudel 2009: 111 ff.), die viel Raum für lebensgeschichtliche Erzählung boten

(Breckner 2012: 136 ff.). Den Leitfaden strukturierten wir in drei Themenblöcke. Der erste Block fokussierte das Aufwachsen und die Jugendphase mit den Unterthemen Familie und Schulerfahrung; im zweiten Themenblock fragten wir nach der Politisierung und dem politischen Engagement wie auch nach den personellen Netzwerken und konkreten wichtigen Ereignissen; im dritten Block standen internationale Kontakte und Kongressteilnahmen der Aktivist*innen im Mittelpunkt. Die Themenblöcke umfassten offen formulierten Fragen zur Politisierung, zu Vorbildern und Mitstreiter*innen sowie zu den wichtigsten Zielen und Errungenschaften des Engagements unserer Gesprächspartner*innen.

Den Interviewleitfaden legten wir im Rahmen eines Workshops der Begleitgruppe des SGB-FSS vor, um sicherzustellen, dass er die wichtigsten Themen abdeckte. Die gehörlosen Kontaktpersonen beim SGB-FSS eröffneten uns als hörenden Forscherinnen wichtige Zugänge zur Gehörlosengemeinschaft. Gehörlose Menschen sind als sprachlich-kulturelle Minderheit mit eigenen Werten und Räumen zu verstehen (vgl. Padden/Humphries 1988, 2005; Ladd 2008), die wir erst im Begriff waren kennenzulernen. Daher war der Austausch mit dem SGB-FSS ein wichtiges Instrument des Zugangs zu Wissen aus der Gemeinschaft und zu den kulturellen Spezifitäten der Schweizer Gehörlosengemeinschaft (vgl. Pollard 1993: 32). Aufgrund der Rückmeldung der Begleitgruppe des SGB-FSS akzentuierten wir verschiedene Fragen unseres Leitfadens, indem wir thematische Schwerpunkte neu setzten.

Obwohl alle unsere Gesprächspartner*innen in oralistisch geprägten Schulen erzogen worden sind, sind Gebärdensprachen für die meisten die bevorzugten Sprachen und werden folglich vielfach als „Muttersprache“ bezeichnet. Wir verfügen über Grundlagenkenntnisse der Deutschschweizer Gebärdensprache und haben diese im Laufe des Projekts ausgebaut. Zwar ist dies als vertrauensbildendes Element und gewissermaßen als „Eisbrecher“ durchaus als wertvoll zu betrachten, da es unser Interesse an der gebärdensprachlichen Kultur glaubhaft unterstreicht. Allerdings reicht unsere Sprachkompetenz nicht aus, um komplexe Gespräche in Gebärdensprache zu führen. Daher waren wir für die Durchführung der Gespräche auf die Zusammenarbeit mit Dolmetscher*innen angewiesen. Bei den Gesprächen waren jeweils eine oder zwei Forscherinnen anwesend.²

Dolmetscher*innen werden in qualitativen Interviews insbesondere in der ethnologischen und anthropologischen Feldarbeit oft eingesetzt, deren Einwirkung auf das Interviewsetting wird jedoch nur selten ausführlich diskutiert. Ein Grund dafür liegt im hohen Stellenwert, den der Erwerb lokaler Sprachen in diesen Disziplinen noch immer hat (Borchgrevink 2003: 96). Dass allerdings die Präsenz von Dolmetscher*innen die Gesprächssituation verändert, steht außer Frage. Bogusia Temple argumentiert, dass mindestens drei zentrale Fragen zu klären sind, um sicherzustellen, dass trotz Übersetzung Gespräche geführt werden können, die einer Auswertung standhalten. Zunächst ist zu klären, wer die Dolmetscher*innen sind (unter anderem Bezug zur Community, über die geforscht wird, Erfahrung und Professionalität). Zweitens soll der Prozess der Übersetzung im Transkript sichtbar werden, wozu es verschiedene Möglichkeiten gibt (zum Beispiel empfiehlt Edwards *third person speech*, das heißt, die Dolmetscher*innen geben die Aussagen in der dritten Person wieder und nicht in der Ich-Form, vgl.

2 Bei drei Interviews war im Weiteren die Projektmitarbeiterin Rebecca Hesse beteiligt.

Edwards 1998: 203). Drittens muss geklärt werden, welche weiteren Maßnahmen getroffen werden, um ein valides Transkript anzufertigen, in dem sichergestellt ist, dass die Aussagen der Interviewpartner*innen möglichst gut repräsentiert sind (Temple 2013: 101). Wir lehnten uns an diese Ansätze an, entwickelten sie allerdings für die spezifischen Erfordernisse, Oral-History-Interviews mit gehörlosen Personen durchzuführen, weiter.

Für die Vermittlung von Gebärdensprachdolmetscher*innen nimmt in der Schweiz das Vermittlungsunternehmen Procom eine wichtige Rolle ein. Die dort angestellten Dolmetscher*innen haben einen Studiengang in Gebärdensprachdolmetschung absolviert und verfügen neben den Sprachkompetenzen auch über fundierte Kenntnisse der Gehörlosenkultur und der Schweizer Gehörlosengemeinschaft.³ Um ein möglichst vertrautes Klima zu schaffen, überließen wir den Interviewpartner*innen die Wahl der Dolmetscher*innen. Mit wenigen Ausnahmen hatten die Interviewten klare Präferenzen für die Dolmetscher*innen angegeben. Die anwesenden Dolmetscher*innen und die Interviewten kannten sich somit meist schon. Dieses professionelle und zugleich vertraute Setting – Gehörlose sind die Zusammenarbeit mit Dolmetscher*innen gewohnt – bewährte sich: Die Kommunikation lief in der Regel fließend. Als Vorbereitung auf die Gespräche haben wir den Dolmetscher*innen den Leitfaden sowie die Hintergrundinformationen zu den Gesprächspartner*innen zugeschickt. So konnten sie sich auf die Gesprächsthemen vorbereiten und waren über die wichtigsten Stationen im Leben unserer Interviewpartner*innen informiert. Während der Gespräche waren unsere eigenen Gebärdensprachkenntnisse hilfreich, um Missverständnissen vorzubeugen. Wenn sehr spezifische thematische Aussagen getroffen oder Namen erwähnt wurden, die wir bereits aus unserer Forschung kannten, die den Dolmetscher*innen jedoch nicht geläufig waren, konnten wir wiederum vermitteln oder bei der Transkription vermerken, über welche Gegebenheit respektive Person erzählt worden war.

In den zehn Gesprächen kamen vier verschiedene Kommunikationsmodi zur Anwendung. Sechs Gespräche wurden in Deutsch und Deutschschweizer Gebärdensprache geführt, die Dolmetscher*innen übersetzten sowohl die Fragen von uns Forscherinnen wie auch die Antworten der Gesprächspartner*innen. Ein Gespräch wurde zugleich in Französisch und französischer Gebärdensprache geführt. Zwei Gesprächspartner zogen es vor, ihre Antworten selbst in gesprochener Sprache zu formulieren, die Dolmetscherinnen übersetzten dann nur unsere Fragen in Deutschschweizer Gebärdensprache. Das Interview mit der schwerhörigen Gesprächspartnerin fand ohne Dolmetscher*in statt. Da sie lautsprachlich kommuniziert, zeichneten wir dieses Gespräch nur mit einem Audioaufnahmegerät auf. Von allen anderen Gesprächen haben wir eine Ton- und Videoaufnahme gemacht. Zum einen dienten uns die Videoaufnahmen zur präzisen Dokumentation der Aussagen unserer Gegenüber. Falls in der Nachbearbeitung Missverständnisse aufgetaucht wären, hätte die Möglichkeit einer Zweitübersetzung bestanden. Jedoch mussten wir bislang nicht auf diese Option zurückgreifen. Zum anderen ist geplant, die Aufzeichnungen nach Abschluss des Projekts und mit der Zustimmung der Interviewpartner*innen im Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich zu

3 Zu Procom siehe unter anderem: <https://www.procom-deaf.ch/de/Default.aspx> (19.12.2022).

archivieren,⁴ sodass in Zukunft auch gehörlose Personen auf diese Zeitzeugnisse zurückgreifen können – die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen an den wissenschaftlichen Diskursen über Behinderung ist ein zentrales Anliegen der Disability Studies (Lingelbach/Schlund 2014). Mit dem Festhalten auf Video wird auch gebärdensprachlich kommunizierenden Forscher*innen Zugang zu den Gesprächsaufzeichnungen ermöglicht.⁵

Unseren Gesprächspartner*innen überließen wir die Wahl des Ortes. Sieben Gespräche fanden bei den Gesprächspartner*innen zuhause statt und drei an Orten mit Bezug zur Arbeit oder dem politischen Engagement der Person, einem Sitzungszimmer am Arbeitsplatz respektive in Vereinslokalitäten. Die Gespräche dauerten zwischen 75 Minuten und zweieinhalb Stunden.

1.3 Transkription und Nachbearbeitung der verdolmetschten Gespräche

Im Anschluss an die Gespräche haben wir von allen ein fast integrales Transkript angefertigt, einzig Passagen, die keinen Bezug zu unseren thematischen Schwerpunkten aufweisen, haben wir nur summarisch notiert.⁶ Die Dolmetscher*innen haben die Antworten unserer Gesprächspartner*innen in der ersten Person („Ich“) wiedergegeben, da dies ihrem professionellen Standard der „Übersetzungsgenauigkeit“ entspricht.⁷ Damit weichen wir von der Forschungspraxis Rosalind Edwards' ab, die ihre Übersetzer*innen bittet, in der dritten Person zu übersetzen (Edwards 1998: 203). Diese Abweichung schien uns aufgrund der Professionalität der Dolmetscher*innen sinnvoll, wenngleich die Dolmetscher*innen in den Transkripten dadurch nur selten direkt sichtbar werden. Direkte Interaktionen zwischen Dolmetscher*in und Interviewpartner*in, beispielsweise zwecks Klärung eines Begriffs oder Sachverhaltes, haben wir als solche transparent gemacht.

Die Transkripte legten wir unseren Gesprächspartner*innen zum Gegenlesen vor und ermöglichten ihnen, Korrekturen und Kommentare zum verschriftlichten Gespräch anzubringen. Darin liegt sicher eine Besonderheit der Arbeit mit gehörlosen Personen, deren Hauptkommunikationsform zwar eine Gebärdensprache ist, die jedoch – dies gilt zumindest in der Schweiz für den Großteil der Gehörlosen – ebenfalls mit der lokalen gesprochenen und Schriftsprache aufgewachsen sind. So wurden zwar die gebärdensprachlichen Ausführungen von den Dolmetscher*innen in die sogenannte Lautsprache übersetzt, die Verschriftlichung war für unsere Gesprächspartner*innen aber wiederum zugänglich, und sie konnten im Prozess der Nachbearbeitung in die Übersetzung eingreifen.

4 Die Zustimmung zur Aufnahme, Transkription, Archivierung und spätere Verwendung durch Dritte erfolgte schriftlich über eine Einwilligungserklärung, die wir vor Ort gemeinsam mit den Gesprächspartner*innen ausfüllten und unterzeichneten. Die Dolmetscher*innen stimmten im Vorfeld schriftlich per Mail einer Aufzeichnung des Gesprächs zu.

5 Zur „Pflicht“ von Forscher*innen, Interviews an geeigneten Orten und für die Gehörlosen-Community adäquaten Orten zu archivieren, vgl. Schuchman 1993: 622.

6 Die Transkriptionen wurden teilweise von uns selbst, teilweise von den Projektmitarbeiterinnen Rebecca Hesse, Laura Schleiss und Therese Dudan angefertigt, denen wir an dieser Stelle herzlich danken.

7 Vgl. Ehrenkodex und Übersetzungsgenauigkeit: <https://www.procom-deaf.ch/de/Ehrenkodex.aspx> (23.12.2022).

Obwohl viele unserer Gesprächspartner*innen wünschten, das Transkript gegenzu-lesen, war dies dennoch oft herausfordernd. Erst einmal ist das Gegenlesen der mindestens 20- bis 35-seitigen Transkripte zeitaufwendig. Zumal für einen Großteil der gehörlosen Personen die Schriftsprache immer eine große Herausforderung darstellt und als Fremdsprache gelten muss. Nach ersten Erfahrungen mit diesen Schwierigkeiten haben wir in den kommenden Transkripten „Schlüsselstellen“ für unser Forschungsinteresse markiert, um den Gesprächspartner*innen die Wahl zu geben, sich bei der Lektüre auf diese zu beschränken. Dennoch haben die meisten uns ein Feedback auf den gesamten Text gegeben.

Häufig gab es Unklarheiten in Bezug auf Personennamen, dies markierten wir jeweils im Transkript und baten unsere Gesprächspartner*innen um Auskunft. Die meisten Korrekturen betrafen einzelne Formulierungen, die darauf verweisen, wie komplex die kulturelle Leistung des Dolmetschens und Übersetzens ist. Darüber hinaus fügten mehrere Gesprächspartner*innen ergänzende Informationen hinzu, und es besteht ein weiterführender Austausch. So eröffneten uns die Gespräche auch Zugang zu mehreren Privatarchiven.

Ein weiterer Schritt des Austauschs und der methodischen Reflexion fand im Juni 2022 in Bern statt. In einem Workshop mit allen Interviewpartner*innen präsentierten wir die Resultate unserer Forschung und stellten unsere Erkenntnisse zur Debatte. Auch unser methodisches Vorgehen und diesbezügliche Reflexionen stellten wir in diesem Rahmen zur Diskussion. Die Frage, ob hörende Forscher*innen die Geschichte der Gehörlosen schreiben sollten, wurde dabei nuanciert diskutiert. Es bestand Einigkeit, dass es wünschenswert wäre, gehörlose Forscher*innen noch stärker in Forschungsprozesse einzubinden. Gleichwohl erlebten unsere Interviewpartner*innen die Gesprächssituation positiv. Mehrfach wurde betont, dass erstmals Schritte in Richtung Einbezug gemacht wurden und es außerdem für die Community wichtig sei, dass sich vermehrt auch hörende Personen mit der Geschichte gehörloser Menschen befassten, um stärkere Sichtbarkeit und Sensibilisierung in der Gesellschaft zu erreichen. Die Diskussionen haben wir in einem umfassenden Protokoll festgehalten (Protokoll Workshop vom 3. Juni 2022).

Zuletzt schickten wir unseren Gesprächspartner*innen die in diesem Artikel zitierten Passagen aus dem Interview zum Gegenlesen zu. In diesem Schritt stimmten alle Interviewpartner*innen erneut zu, namentlich genannt und zitiert zu werden. Obwohl sich die Interviews in der Länge unterscheiden und entsprechend auch die Ausführungen unserer Gesprächspartner*innen stark variierten, kann doch festgehalten werden, dass es in allen Fällen gelang, eine vertrauensvolle Atmosphäre herzustellen, dass viele Erinnerungen evoziert und über viele persönliche Erlebnisse erzählt wurde. Insgesamt haben sich die Vorbereitungen und das Setting der Durchführung bewährt. Eine wichtige Rolle kam den professionellen Dolmetscher*innen zu, die zugleich eine oft vertrauensvolle Beziehung zu unseren Gesprächspartner*innen hatten respektive aufbauen konnten.

2. Die Organisation der Selbsthilfe: Umbrüche in den ausgehenden 1970er und frühen 1980er Jahren

Der Schweizerische Gehörlosenbund (SGB-FSS) wurde 1946 als Dachverband sowohl der deutsch- wie auch der französischsprachigen Gehörlosenvereine gegründet (Häne

et al. 2021: 19). Ziele des Verbands waren, gemäß den Statuten von 1960, der Zusammenschluss aller Gehörlosen in der Schweiz, die Stärkung der „geistigen Fortbildung“, die Herausgabe eines Korrespondenzblattes und die Förderung der „Kameradschaft“ unter den Gehörlosen (Statuten in: ebd.: 22). In den ersten Jahren nach seiner Gründung war der SGB-FSS stark vom „Schweizerischen Verband für das Taubstummen- und Gehörlosenwesen“ (SVG, heute Sonos) geprägt, der in erster Linie hörende Expert*innen des Gehörlosenwesens vereinte. Der SVG nahm für sich in Anspruch, die Organisation der Gehörlosen-Selbsthilfe wesentlich mitzugestalten und prägte unter anderem die Sprachpolitik und die Ausbildungsmöglichkeiten von Gehörlosen. Zudem war der Gehörlosenbund finanziell und strukturell von der Dachorganisation abhängig. Auch in der „Association suisse pour les sourds démutisés“ (ASASM), dem Dachverband der Fachhilfe in der französischsprachigen Schweiz, nahmen Hörende gegenüber Gehörlosen vielfach eine dominierende Position ein (ebd.: 37 f.).

In den ausgehenden 1970er Jahren kam es an der Spitze des SGB-FSS zu einem Generationenwechsel. Langjährige Vorstandsmitglieder wurden durch jüngere Gehörlose abgelöst, die neue Themen in die Verbandspolitik trugen. Der 1947 geborene Felix Urech übernahm 1979 das Präsidium, weitere Aktivist*innen traten dem Vorstand bei, so unter anderem Marie-Louise Fournier (1928-2021), Markus Huser (1956-1991), Elisabeth Hänggi (* 1941) und Beat Kleeb (* 1949).⁸ Diese jüngere Generation vertrat insbesondere neue Vorstellungen über die Gehörlosen-Selbsthilfe. Sie strebte an, stärker eigenständig für ihre Anliegen einzutreten, und wies damit auf die Notwendigkeit hin, sich von einer paternalistisch ausgestalteten Fachhilfe zu emanzipieren. Diese Forderung erhielt nicht zuletzt 1981 durch das internationale UNO-Jahr der Behinderten weiteren Aufschwung. Auch in der Schweiz, die zum damaligen Zeitpunkt noch nicht Mitglied der UNO war, wurde „Behinderung“ in zahlreichen Veranstaltungen thematisiert. Alt-Bundesrat Ernst Brugger erläuterte, wie in der *Schweizerischen Gehörlosen-Zeitung* festgehalten, dass es im UNO-Jahr um „einen Appell zur weltweiten Solidarität mit einer Gruppe unserer Gesellschaft“ gehe, „die benachteiligt und ungenügend integriert ist.“⁹ Die Forderung nach einer „vollen Beteiligung der Behinderten“ war für die Schweiz in den frühen 1980er Jahren durchaus neu, was nicht zuletzt eine Analyse der Gehörlosen-Zeitung verdeutlicht, die vom SVG herausgegeben wurde. Noch in den 1970er Jahren verlangte diese primär eine Anpassung der Gehörlosen an die sogenannte Normalgesellschaft. Die Forderung, Menschen mit einer Behinderung an der Gesellschaft zu beteiligen, ermöglichte dagegen einen partiellen Perspektivenwechsel: Denn damit konnte der Anspruch verknüpft werden, dass Menschen mit einer Behinderung auch Rechte haben – und zwar Rechte, denen Staat und Mehrheitsgesellschaft Rechnung tragen müssen. Felix Urech war sich bewusst, dass das UNO-Jahr, in dem auch

8 Jahresbericht des Schweizerischen Gehörlosenbundes 1979, in: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung, 74 (1. März 1980), Heft 5, 44-45; Jahresbericht des Schweizerischen Gehörlosenbundes 1980, in: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung, 75 (15. März), Heft 6, 43-44.

9 Eröffnungsansprache von Alt-Bundesrat Ernst Brugger, Behinderte mit uns, einander verstehen, miteinander leben, Studien- und Arbeitstage, in: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung, 75 (1. Februar 1981) 4, 25-26.

der Internationale Tag der Gehörlosen breitere Aufmerksamkeit erhielt,¹⁰ den Gehörlosen eine Möglichkeit bot, sich in die öffentlichen Debatten einzubringen: „Ergreifen wir die einmalige Gelegenheit! Am Internationalen Tag der Gehörlosen können wir endlich einmal der Öffentlichkeit unsere Anliegen und Forderungen darlegen. Wir müssen es tun, wenn wir unsere Rechte durchsetzen wollen; es geht um die Sache von uns Gehörlosen!“¹¹ Im französischsprachigen Pendant zur Gehörlosenzeitung *Le Messenger* formulierte Marie-Louise Fournier einen ebenso klaren Appell: „Sortons de nos cercles fermés, de nos sociétés, cherchons le contact avec les autres. [...] Nous avons des droits, demandons bien haut de pouvoir rester comme nous sommes: différents, mais égaux aux entendants. Pour une pleine participation, il y a beaucoup de choses à faire, entre autres améliorer les relations entre les sourds et les entendants.“¹² Wie mehrere Aktivist*innen in den Interviews festhielten, fehlte vielen Gehörlosen in der Schweiz in den frühen 1980er Jahren indes ein politisches Bewusstsein und Selbstverständnis, wonach ihnen spezifische Rechte zustanden. Ein solches Verständnis bedingte zunächst neue Formen der Subjektivierung, die es Gehörlosen ermöglichten, sich als politische Subjekte zu konstituieren und eine Emanzipationsbewegung zu formieren. Drei historische Wandlungsprozesse waren hierzu wegleitend, wobei transnationale Austauschbeziehungen in allen Umbruchphasen eine wichtige Rolle spielten.

3. Die Formation eines politischen Subjekts und der Beginn der Emanzipationsbewegung von Gehörlosen in der Schweiz

Wie die Interviewten mehrfach betonten, hinkte die Schweiz bei behinderungspolitischen Fragen im internationalen Vergleich weit hinterher. Wegleitende Impulse, den Status quo zu hinterfragen, erhielten Gehörlosenaktivist*innen denn auch durch Entwicklungen, wie sie sich insbesondere seit den 1970er Jahren in anderen Ländern durchzusetzen begannen. Exemplarisch dafür stehen die Biographie und der Aktivismus von Beat Kleeb, der 1949 geboren wurde und ab dem Alter von zehn Jahren graduell ertaubte. Kleeb studierte in den ausgehenden 1970er Jahren an der Gallaudet University in Washington, die 1864 als erste Universität für gehörlose und schwerhörige Studierende gegründet wurde, sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem wichtigen Ort der Gehörlosenkultur entwickelte und seit den 1970er Jahren auch der Behindertenbewegung wichtige Impulse lieferte (Armstrong 2014). Mit anderen Neuen Sozialen Bewegungen, die sich im Nachgang der 68er-Bewegung formierten, teilte die Behindertenbewegung die Fokussierung auf Emanzipationsforderungen und die Betonung der Subjektivität (Stoll 2017: 209). Bezeichnend für Kleebs Lebenslauf ist, dass sein Aufenthalt an der Gallaudet University zunächst eher eine Verlegenheitslösung war.

10 Der Internationale Tag der Gehörlosen wurde 1958 von der World Federation of the Deaf initiiert und wird heute als Tag der Gebärdensprachen jeweils am 23. September begangen, vgl. <https://www.sgb-fss.ch/dossier-tag-der-gebaerdensprache/> (23.12.2022).

11 Felix Urech, An die Präsidenten der Gehörlosenvereine, in: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung, 74 (1. November 1980), Heft 21, 158.

12 Marie-Louise Fournier, Année internationale de la personne handicapée COP 81, in: *Le Messenger*, 3 (Januar 1981), Heft 1, 3. Verlassen wir unsere geschlossenen Kreise, unsere Gesellschaften, suchen wir den Kontakt zu anderen Menschen. [...] Wir haben Rechte, verlangen wir lautstark, dass wir so bleiben können, wie wir sind: anders, aber gleichberechtigt mit Hörenden. Für eine volle Teilhabe gibt es viel zu tun, unter anderem müssen die Beziehungen zwischen Gehörlosen und Hörenden verbessert werden (Übersetzung S.M.).

Nach Abschluss seines berufsbegleitenden Chemiestudiums in Chur, so erzählte er, habe er als einziger seiner Klasse keine qualifizierte Stelle in seinem Betrieb angeboten bekommen:

Ich könne im Labor bleiben oder so, gar nichts anderes. So eine subtile Diskriminierung. Und [ich habe] mir gesagt – okay, ich bin frei, ich habe keine Familie und keine Freundin usw., und [habe] dann überlegt: Ich habe jetzt die Chance auszuprobieren, ob in Amerika etwas funktionieren würde oder nicht. Ob das mit der Universität klappen würde (Beat Kleebe. Interview vom 9.10.2020).

3.1 Partizipation in einer Kommunikations- und Wissensgesellschaft

Als Beat Kleebe nach seinem USA-Aufenthalt in die Schweiz zurückkehrte, fiel ihm die Rückständigkeit in der Behindertenpolitik und konkret im Gehörlosenwesen auf: „Aber die Schweiz hat nichts gehabt, nicht mal Schreibtelefone.“ (Beat Kleebe. Interview vom 9.10.2020). Kleebe setzte sich primär zum Ziel, die technischen Hilfsmittel für Gehörlose zu verbessern und ihnen damit Zugang zu einer Kommunikationsgesellschaft zu geben, wie sie sich in der Schweiz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert durchsetzte: Seit den 1950er Jahren hatte die Ausstattung der Haushalte mit Radio- und Fernsehapparaten rasant zugenommen.¹³ Technische Innovationen veränderten die Art der Wissensaneignung wesentlich, neben der schriftlichen Informationsvermittlung nahm der Wissenstransfer über das gesprochene Wort eine zunehmend wichtigere gesellschaftliche Rolle ein. Die gehörlosen Menschen blieben aber von dieser technologischen Transformation weitgehend ausgeschlossen. Der Informationszugang über Telefon und Radio blieb ihnen verwehrt, und das Lippenlesen bei Fernsehbeiträgen gestaltete sich schwierig. Der Ausschluss von technologischen Entwicklungen war indes durchaus partiell, denn die Aktivierung sogenannter „Hörreste“ schwerhöriger und gehörloser Menschen durch Hörgeräte wurde seit den 1950er Jahren stark forciert (Taubstummenanstalt und Sprachheilschule St. Gallen 162: 18 f.). Für zahlreiche hörbeeinträchtigte Menschen brachten die Hörgeräte allerdings kaum eine Verbesserung. Viele konnten trotz Hörgeräten kaum etwas verstehen und nahmen primär ein Rauschen wahr, das sie als unangenehm empfanden (vgl. Jutta Gstrein. Interview vom 1.10.2020; Roland Hermann. Interview vom 1.7.2020). Die Art und Weise, wie neue Techniken verwendet wurden, war bezeichnend für die Position Gehörloser in der Gesellschaft: Während Kommunikationsmittel und Medien, die für Hörende konzipiert worden waren, nicht so angepasst wurden, dass sie auch für Gehörlose zugänglich waren, lastete auf den Gehörlosen ein starker Druck, ihre Hörkompetenz über Hörgeräte zu verbessern, um sich wiederum möglichst der „Normalgesellschaft“ anzupassen.

Zusammen mit Urs Linder, der an der ETH Zürich Elektroingenieurwissenschaft studiert hatte und als Sohn gehörloser Eltern aufgewachsen war – ein sogenanntes Child of Deaf Adults, kurz Coda –, gründete Beat Kleebe die Genossenschaft Hörgeschädigten-Elektronik (GHE), wobei ein erster Fokus auf der Bereitstellung von Schreibtelefonen lag. Das Schreibtelefon TELESKRIT kam 1979 auf den Markt und setzte sich in

13 Verlagsgesellschaft Beobachter AG (1961): Wie sie leben: Lebensstandard und Konsumgewohnheiten der Abonnenten des Schweizerischen Beobachters heute und im Vergleich zu 1950: 10 Jahre später: eine Erhebung. Basel.

der Schweiz weitgehend gegen andere Anbieter durch (Schweizerisches Sozialarchiv Zürich, Sonos Schweizerischer Hörbehindertenverband, Ar 621.13.15: Genossenschaft Hörgeschädigten-Elektronik; Beat Klee. Interview vom 9.10.2020). Die Kommunikation zwischen zwei Schreibtelefonen erfolgt über die Tastatur des Schreibtelefons, die Information kommt bei den Empfänger*innen als geschriebener Text auf einer kleinen digitalen Anzeige an. Für die Kommunikation von einem Schreibtelefon mit einer Person ohne Schreibtelefon richtete die GHE rasch einen Vermittlungsdienst ein, der ähnlich funktioniert wie eine Dolmetschung. Im Interview betonte Klee, dass das Schreibtelefon wichtig war, um die Kommunikationsmöglichkeiten von Gehörlosen zu erweitern, aber auch, um den Gehörlosen größere Unabhängigkeit zu ermöglichen sowie ihre Privatsphäre zu wahren. Diese war, wie er an einer exemplarischen Erfahrung aus seinem jungen Erwachsenenleben erläuterte, vielfach eingeschränkt:

Ich habe eine eigene Wohnung gehabt, ich habe eine Freundin gehabt, die an einem anderen Ort gewohnt hat, wo es kein Schreibtelefon gegeben hat, nichts. Wenn ich spontan etwas abmachen wollte, musste ich zum Nachbarn gehen: „Bitte der Mutter der Freundin telefonieren.“ Und erzählen, was wir machen wollen und so. Und offenlegen, was Du im Sinn hast. Das ist das, was ich nie vergessen habe: Wo Du Dich wirklich ausziehen musst gegenüber Drittpersonen, die nicht betroffen sind (Beat Klee. Interview vom 9.10.2020).

Auch ein weiteres Projekt, das Klee verfolgte, zielte darauf hin, den Informationszugang und damit die Autonomie von Gehörlosen zu fördern. Klee erfuhr, dass das österreichische Fernsehen Teletext eingeführt hatte, und strebte an, dies auch in der Schweiz durchzusetzen. Wie schon bei der Einführung des Schreibtelefons bedeutete das Engagement für Teletext, dass sich Klee einerseits mit den verschiedenen technischen Fragen auseinandersetzen und die Technik zunächst selbst ausprobieren musste und andererseits bei den verschiedenen involvierten Instanzen intensive politische Lobbyarbeit zu betreiben hatte, um die Projekte finanzieren und durchsetzen zu können. So verhandelte Klee mit den Post-, Telefon- und Telegraphen-Betrieben (PTT), mit dem Schweizer Fernsehen, mit politischen Behörden, die die entsprechenden Konzessionen erteilten, und nicht zuletzt mit der Invalidenversicherung (IV), die um die Finanzierung angefragt wurde. So sei er, „zwangsläufig in die Politik hineingekommen“, resümiert Klee (ebd.).

Seitens Deutsch- wie Westschweizer Aktivist*innen des SGB-FSS erhielten die Projekte, die von der Genossenschaft Hörgeschädigten-Elektronik angestoßen wurden, breite Unterstützung. Stéphane Faustinelli, ein 1956 geborener Aktivist, hielt hierzu fest: „Il a commencé à y avoir une commission à télétexte qui discutait, qui réfléchissait à comment faire des sous-titrages, à commencer à sous-titrer les émissions à la télévision. Une discussion là-autour.“ (Stéphane Faustinelli. Interview vom 21.7.2020).¹⁴ Die Integration von gehörlosen Menschen in die Wissensgesellschaft, die sich neben den Printmedien ganz wesentlich über neuere technische Medien informierte, war für den SGB-Vorstand eine der zentralen Zielsetzungen der frühen 1980er Jahre. Dies zeigt

¹⁴ Es hat damit begonnen, dass es eine Teletext-Kommission gab, die diskutierte und darüber nachdachte, wie man Untertitel machen könnte, wie man anfangen könnte, Sendungen im Fernsehen zu untertiteln. Eine Diskussion um diese Fragen (Übersetzung S.M.).

sich im Weiteren auch am intensiven Engagement, für Gehörlose eigene Programme im Schweizer Fernsehen zu etablieren. In den Nachbarländern wie Deutschland bestanden bereits seit den ausgehenden 1970er Jahren eigene Sendungen für Gehörlose und dienten als Vorbild. In der Schweiz stießen die Aktivist*innen allerdings lange auf Widerstand, wie sich der 1944 geborene Peter Hemmi erinnert:

Als ich noch jung war, da gab es noch kein Fernsehen für Gehörlose. Keine Untertitel, nichts. Da gründeten wir die Gruppe „Sondertelevision für Gehörlose“ und dort setzten wir uns ein. Wir haben Kontakt mit Personen vom Fernsehen aufgenommen und dort verlangt, dass wir ein Spezialprogramm für Gehörlose bekommen. Wir wurden aber immer vertröstet, aber für mich war es selbstverständlich, dass wir uns da einsetzen mussten. Schließlich bezahlten wir auch Fernsehgebühren und hatten darum auch das Recht, ein Programm zu bekommen (Peter Hemmi. Interview vom 29.6.2020).

Nach mehrjährigem Kampf war es schließlich soweit: 1981 wurde *Écoutez voir* im Westschweizer Fernsehen ausgestrahlt und *Sehen statt Hören* ging im Deutschschweizer Fernsehen auf Sendung. Diese Fernsehsendungen lieferten einerseits Inhalte, die sich spezifisch an gehörlose Menschen in der Schweiz richteten und sie beispielsweise über Ereignisse in der Behindertenpolitik oder im Gehörlosensport informierten. Daneben wurden unterschiedliche Themen aus Kultur und Gesellschaft aufgenommen (Blaser/Hesse 2021).

Die Innovationen im Bereich der Kommunikationsmittel und der Medien waren entscheidend dafür, dass sich Gehörlose besser informieren und an einer Wissensgesellschaft partizipieren konnten, sich also als Subjekte konstituierten, die sich eigenständig eine Meinung bildeten. Das Anliegen stieß dabei auch bei einer breiteren Bevölkerung auf Unterstützung. 1981 war es in der Westschweiz gelungen, in einem Tag 4.000 Unterschriften für vermehrte Untertitel und Spezialsendungen im Fernsehen für Gehörlose zu sammeln (Hänggi 1982: 2). In dieser ersten Phase der Emanzipationsbestrebungen griffen die gehörlosen Aktivist*innen noch kaum auf Mittel des Protestrepertoires Neuer Sozialer Bewegungen zurück. Vielmehr kämpften einzelne Aktivist*innen für eine bessere Inklusion, indem sie auf einer institutionellen Ebene mit Schlüsselakteursgruppen verhandelten. Der Zugang zu diesen neuen Medien stellte indes einen zentralen Schritt in der Politisierung von Gehörlosen dar, denn damit konnte nicht zuletzt gegen das Vorurteil angekämpft werden, Gehörlose seien „dumm“, „uninformiert“ und stets auf die Hilfe Hörender angewiesen. Gehörlose waren zunehmend besser informiert, somit Teil der Gesellschaft und über die nationalen Fernsehsendungen auch stärker sichtbar (vgl. dazu auch Shapiro 1993: 84).

3.2 Der Kampf um die Gebärdensprachen

Allerdings zeigte nicht zuletzt das Format der ersten Sendungen von *Écoutez voir* bzw. *Sehen statt Hören*, wie prekär die Position von Gehörlosen in der Schweiz weiterhin war. Denn in den ersten Jahren kommunizierten nicht nur die hörenden, sondern auch die gehörlosen Moderator*innen nicht in Deutschschweizer bzw. französischer Gebärdensprache, sondern in gesprochener Sprache (Stéphane Faustinelli. Interview vom 21.7.2020). Das heißt, es wurden Inhalte vermittelt, die ein großer Teil des gehörlosen

Publikums nicht vollständig verstehen konnte, zugleich lastete dadurch auf den gehörlosen Moderator*innen erheblicher Druck, wie aus den Schilderungen von Stéphane Faustinelli hervorgeht, der sieben Jahre als Moderator bei *Écoutez voir* tätig war:

Vous trouverez la première émission. C'est vraiment affreux. Je dis „Bonjour Monsieur, Bonjour Madame“ avec la voix, vraiment c'est catastrophique. [...] Le fondateur de Terre des hommes qui m'a écrit, qui a vu l'émission et puis qui m'a écrit en disant „C'était super, bravo.“ Je lui ai dit: „J'espère que vous pouvez comprendre aussi.“ Et puis il a dit: „Oui, oui, c'est vraiment super.“ Enfin bref, ça a duré deux ans comme ça et puis après il y a la langue des signes qui est arrivé et j'ai fait ça sept ans environ (ebd.).¹⁵

Nicht nur war Faustinelli verpflichtet, in einem Modus zu kommunizieren, der für das Zielpublikum eigentlich ungeeignet war, er war überdies besorgt darum, ob ihn hörende Zuschauer*innen verstehen könnten. Insgesamt hat er diese Erfahrung daher als *affreux* (schrecklich, furchtbar) in Erinnerung. Die Sendungsbeiträge wurden zwar teilweise untitelt oder durch punktuelle Gebärden begleitet. Allerdings bestand zunächst die Erwartung fort, dass gehörlose Menschen auch in den speziell für sie etablierten Fernsehprogrammen von den Lippen lesen sollten.

Noch in den 1980er Jahren wurde den Gebärdensprachen damit der Status von vollwertigen Sprachen aberkannt. Die Stigmatisierung der Gebärdensprachen als minderwertig war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert in der Schweiz wie in zahlreichen anderen Ländern fest verankert. Die Mehrheit der interviewten Aktivist*innen wuchs denn auch in einem Schulsystem auf, das die Gebärdensprachen untersagte und den Erwerb der Lautsprachen in den Mittelpunkt des Unterrichts rückte. So führte der 1960 geborene Roland Hermann im Interview über seine Schulzeit aus, die er wie die meisten gehörlosen Kinder im Internatssystem verbringen musste: „Es war alles gesprochene Sprache, und ich habe mich da sehr alleine gefühlt. Man durfte nicht gebärden, es war alles nur auf Sprache.“ (Roland Hermann. Interview vom 1.7.2020). Dieses Verbot, gebärdensprachlich zu kommunizieren, wurde vielfach mit Gewalt durchgesetzt; die Lehrpersonen schlugen den Kindern auf die Hände, wenn sie gebärdeten. Teilweise mussten die Kinder ihre Hände in Kartonröhren stecken, sodass es für sie unmöglich wurde zu gebärden (Hesse et al. 2020: 159 ff.). Besonders schockierend war dies für Kinder gehörloser Eltern, die wie Roland Hermann mit einer Gebärdensprache aufgewachsen waren und in der Schule plötzlich mit dem Verbot konfrontiert waren. Nichtsdestotrotz waren es diese Kinder sowie ältere Schüler*innen, die den anderen Kindern heimlich Gebärdensprachen beibrachten. Die Gehörlosenschulen hatten somit eine ambivalente Stellung als Hauptverantwortliche für die Unterdrückung der Gebärdensprachen und als Ort der gebärdensprachlichen Sozialisation (durch Peers) und Formierung der Gehörlosengemeinschaft (Ladd 2008: 283 ff.).

¹⁵ „Sie finden die erste Sendung. Es ist wirklich schrecklich. Ich sage ‚Bonjour Monsieur, Bonjour Madame‘ mit Stimme, das ist wirklich katastrophal. [...] Der Gründer von Terre des hommes, der mir geschrieben hat, der die Sendung gesehen hat und der mir dann geschrieben hat und gesagt hat: ‚Das war super, bravo.‘ Ich habe ihm gesagt: ‚Ich hoffe, Sie können das auch verstehen‘, und dann hat er gesagt: ‚Ja, ja, das ist wirklich toll.‘ Jedenfalls hat das zwei Jahre so gedauert und dann kam die Gebärdensprache dazu und ich habe das ungefähr sieben Jahre lang gemacht.“ (Übersetzung S.M.)

Seit den ausgehenden 1970er Jahren gab es, angestoßen von internationalen Entwicklungen, an einzelnen Schweizer Schulen Versuche, das Primat des Oralismus zu durchbrechen und beispielsweise lautsprachbegleitende Gebärden (LBG) im Unterricht einzuführen (Hesse et al. 2020: 177 ff.). Zahlreiche Schweizer Schulen für gehörlose Kinder hielten allerdings auch noch in den 1980er Jahren an einem rigorosen Lautspracheunterricht fest, was die in Südafrika, Kanada und den USA aufgewachsene Patty Shores bei ihrer Ankunft in der Schweiz in den frühen 1980er Jahren als ein Zeichen der Rückständigkeit wertete, da sie nie eine solche rigorose Unterdrückung der Gebärdensprachen erlebt hatte: „Und dann bin ich eben in die Schweiz gekommen, und ich bin schockiert gewesen. So quasi das wohlhabende Land, die reiche Schweiz, wie die so rückständig sind im Bereich der Behinderten.“ Sie erinnert sich weiter: „[...] die Schüler hatten die Hände irgendwie unter den Beinen, sie durften sie ja gar nicht benutzen in den Schulen. Der Körper hatte sich grundsätzlich schon sehr verkrampft und ich konnte das fast nicht mitansehen.“ (Patricia Hermann-Shores, bekannt als Patty Shores. Interview vom 1.7.2020).

Mehrere Aktivist*innen, insbesondere diejenigen, die hörende Eltern hatten, konnten sich erst im jungen Erwachsenenalter wirklich zu einer Gebärdensprache bekennen und sie als ihre eigene „Muttersprache“ akzeptieren, wie es Peter Hemmi ausdrückte. Er hatte sich zunächst geschämt zu gebärden und sich auch verstellt, um möglichst wie ein Hörender zu wirken. Erst als junger Erwachsener entschied er sich, gebärdensprachlich zu kommunizieren, als er sah, wie eine jüngere Generation Gehörloser „mutig und selbstbewusst“ gebärdete. Dann aber habe „alles zu fließen“ begonnen (Peter Hemmi. Interview vom 29.6.2020). Auch der 1961 geborene Ruedi Graf gehörte bis Anfang 20 zunächst zu der Gruppe Gehörloser, die sich gegen eine größere Bedeutung der Gebärdensprachen wehrten: „Wir hatten so viele verschiedene Meinungen. Und ich habe in dem Moment eher etwas zu den Gehörlosen gehört, die gegen die Gebärdensprache waren. Weil ich war anders geprägt, und ich musste dann eine Veränderung durchmachen.“ (Ruedi Graf. Interview vom 21.9.2020). Erst nachdem er sich intensiver im Gehörlosen-Sportverein zu engagieren begann und dort sah, wie gehörlose, erwachsene Männer miteinander gebärdeten, legte er seine Skepsis gegenüber den Gebärdensprachen ab: „Ich bin von der Schule her gekommen und habe plötzlich gesehen, dass da gehörlose Personen Diskussionen führen können. Und sich präsentieren konnten und sagen konnten, wie es laufen soll und was man machen muss. Und das war für mich unglaublich. Ich habe sofort, in dem Moment, Vorbilder erhalten.“ (ebd.). Während sich gehörlose Aktivist*innen von hörenden Eltern vielfach erst im Zuge intensiver Auseinandersetzungen im jungen Erwachsenenalter zu den Gebärdensprachen bekannten und dies oft regelrecht als Befreiung erlebten, hatten Aktivist*innen, die mit gehörlosen Familienmitgliedern aufgewachsen waren, von Kindheit an einen positiven Bezug zu Gebärdensprachen. Darauf verweist die 1963 geborene Katja Tissi im Interview, als sie den Schuleintritt ihrer älteren gehörlosen Schwester schildert:

Und dann war glaube ich, [meine Schwester] fünf gewesen, als sie ins Internat musste, nach Wollishofen in den Kindergarten. Am Samstag ist sie dann jeweils nach Hause gekommen und hat Gebärden nach Hause gebracht von der Schule [...] und dann ist plötzlich mehr Kommunikation möglich gewesen. [...] So haben wir einen sehr guten Draht zueinander gefunden, und meine Eltern haben nach

wie vor versucht natürlich zu sprechen und die Lautsprache zu benutzen (Katja Tissi. Interview vom 29.4.2021).

Die drei Schwestern, zwei gehörlos, eine hörend, entwickelten einen eigenen Kommunikationsmodus, der ihren Bedürfnissen entsprach. Ihre Eltern legten noch immer viel Wert auf die Lautsprache, hinderten die beiden gehörlosen Töchter jedoch nicht, in Deutschschweizer Gebärdensprache zu kommunizieren. Die hörende Schwester fungierte oft als Vermittlerin für ihre gehörlosen Schwestern und arbeitet heute als professionelle Gebärdensprachdolmetscherin (Katja Tissi. Interview vom 29.4.2021).

3.3 Die 10 Thesen zu Lautsprache und Gebärde

Auf einer politischen Ebene war die Publikation der von Felix Urech lancierten *10 Thesen zu Lautsprache und Gebärde* ein wichtiger Markstein. Die zehn Thesen, die zwischen 1982 und 1986 mehrfach überarbeitet und schließlich von der Delegiertenversammlung des SGB verabschiedet wurden, verlangten unter anderem eine bilinguale Erziehung von gehörlosen Kindern (Thiemeyer 2018: 20 ff.). Die Thesen betonten, der Unterricht in Lautsprache und Lippenlesen sei wichtig, erachteten das Erlernen der Gebärdensprachen aber ebenso als bedeutsam. Explizit lautete die These vier (in der Version von 1983): „Zum Wesen des Gehörlosen gehört die Gebärde.“ Im Interview erinnert sich Felix Urech, dass er einerseits zahlreiche negative Reaktion auf die Publikation der *10 Thesen* erhalten hatte und die Gebärdensprachen als „Indianersprache“ abgewertet wurde. Sie wurde mit einer rudimentären Kommunikation über Rauchzeichen verglichen. Andererseits erhielt er auch viele positive Rückmeldungen. Während man vorher kaum über die Bedeutung der Gebärdensprachen gesprochen habe, sei nun Bewegung in die Debatte gekommen (Felix Urech. Interview vom 6.7.2020). Aus heutiger Sicht irritieren Katja Tissi, die als Gebärdensprachforscherin an einer Hochschule arbeitet, gewisse Aspekte der *10 Thesen*: „Und wenn ich es heute aber anschau, muss ich sagen ‚Mein Gott!‘ Da steht zum Beispiel nur ‚die Gebärde‘ oder so, nicht einmal ‚die Sprache‘ wurde erwähnt.“ In dieser Formulierung spiegelt sich wiederum die Prägung der Gehörlosen durch den Audismus in der Wissensproduktion hörender Fachpersonen, die die Gebärdensprachen strukturell abwerteten. Doch auch Katja Tissi betont, dass die *10 Thesen* „wahnsinnig wichtig“ gewesen seien: „Die politische Arbeit hat sich darauf bezogen.“ (Katja Tissi. Interview vom 29.4.2021).

Die *10 Thesen* waren, wie sich Felix Urech erinnert, provokativ, stellten sie doch die Expertenposition verschiedener Akteursgruppen im Gehörlosenwesen in Frage. Mitte der 1980er Jahre näherten sich die gehörlosen Aktivist*innen der Schweiz damit Protestformen, wie sie in anderen Neuen Sozialen Bewegungen seit den 1970er Jahren praktiziert und auch in anderen europäischen Ländern von Gehörlosen lanciert wurden (De Meulder et al. 2019). Konflikte wurden in Kauf genommen und eigene Positionen dezidiert eingefordert: Gehörlose wurden nun „unbequem“ und konfrontativer. Die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen in der Schweiz erreichte damit eine neue Phase. Die Aktivist*innen beschränkten sich nicht mehr darauf, mittels Verhandlungen mit bestimmten Akteursgruppen wie beispielsweise der IV, der PTT oder dem Fernsehen ihren Anliegen zum Durchbruch zu verhelfen. Vielmehr bedienten sie sich nun der Mittel des Protests. Auf unsere Frage, ob sie sich Mitte der 1980er Jahre selbst als Aktivist*innen einer sozialen Bewegung wahrgenommen hatten, gaben die Interviewten allerdings unterschiedliche Antworten. Während mehrere festhielten, dass sie durchaus

inspiriert waren von der amerikanischen Bürgerrechts- und der Frauenbewegung und sich als Teil einer Gehörlosenemanzipationsbewegung verstanden, hielten andere fest, dass sie sich nicht als Teil einer Bewegung, sondern einer Gruppe sahen, die sich für Verbesserungen für Gehörlose einsetzte (Protokoll Workshop vom 3. Juni 2022). Diese Antworten geben Hinweis darauf, dass unterschiedliche Vorstellungen über soziale Bewegungen bestehen. Folgt man allerdings offeneren Definitionen von sozialen Bewegungen, lassen sich in der historischen Analyse verschiedene Merkmale hervorheben, die die Gehörlosenbewegung seit den 1980er Jahren als soziale Bewegung charakterisieren lassen: so der Netzwerkcharakter, die organisatorische Konstitution und der Grad der Geschlossenheit, ebenso die Politisierung des Alltags, als auch die kollektive Vernetzung im öffentlichen Raum mit dem Ziel einer Veränderung (vgl. dazu Stadtland/Mittag 2014: 20). Allerdings war die Zahl der gehörlosen Personen, die sich aktiv in dieser Bewegung engagierten, zunächst überschaubar. Die vergleichsweise kleine Gruppe der Gehörlosen ist in der Schweiz wegen der Mehrsprachigkeit zusätzlich zersplittert; ein Schulterschluss zwischen West- und Deutschschweizer Gehörlosen war mit gewissen Hürden verbunden.

Für die interviewten Aktivist*innen war indes unbestritten, dass viele Gehörlose das Bekennen zu den Gebärdensprachen als befreienden Moment der Bewusstwerdung ihrer eigenen Identität wahrnahmen. Auf kollektiver Ebene sahen die Gehörlosen in den Gebärdensprachen die grundlegende Bedingung für ihre Partizipation an gesellschaftlichen Prozessen. Sie verurteilten, dass ihnen mit der Unterdrückung der Gebärdensprachen verwehrt blieb, sich für ihre Anliegen selbst einzusetzen und Rechtsansprüche geltend zu machen. Die Verankerung der Gebärdensprachen in der Schweiz erfolgte nachfolgend seit den 1980er Jahren auf unterschiedlichen Ebenen. Wichtig waren insbesondere die Ausbildung von Gebärdensprachdolmetschern und -dolmetscherinnen, wie auch die Erforschung der Schweizer Gebärdensprachen, besonders im Rahmen des 1982 gegründeten Forschungszentrums für Gebärdensprache in Basel und des Vereins zur Unterstützung der Gehörlosen (VUGS). In diesen Gremien kam es auch zur Zusammenarbeit zwischen hörenden und gehörlosen Expert*innen der Gebärdensprachen, wobei Penny Boyes Braem, die in den USA bereits die American Sign Language aus einer linguistischen Perspektive untersucht hatte, in der Erforschung der Gebärdensprachen in der Schweiz eine Schlüsselrolle einnahm (Gebhard 2019: 243 ff.). Die Anerkennung der Schweizer Gebärdensprachen als Landes- oder Minderheitensprachen ist dagegen heute noch nicht erreicht und bleibt eine der wichtigsten Forderungen der Gehörlosengemeinschaft.

3.4 Empowerment und die Rechte der Gehörlosen

Neben den neuen technisch-medialen Inklusionsformen und der Stärkung der Gebärdensprachen war in den 1980er Jahren noch ein dritter Aspekt ausschlaggebend für die Emanzipationsbewegung der Gehörlosen. Die Interviewten sprachen selbst von „Empowerment“, wobei bereits die gewählte englische Begrifflichkeit verdeutlicht, dass transnationale Austauschprozesse auch hier eine wesentliche Rolle spielten. Ohne dass wir explizit danach fragten, kamen mehrere Interviewte unabhängig voneinander auf zwei Schlüsselereignisse in ihrem Leben zu sprechen, die ein solches Empowerment im Sinne einer Stärkung ihres Selbstvertrauens und positiven Identitätsbildung als gehörlose Person ermöglichten. So erwähnten die Gehörlosen-Aktivist*innen einerseits die sogenannten „Bildungsseminare“, die der SGB-FSS seit 1987 veranstaltete. Diese

waren Resultat einer vermehrt international vernetzt arbeitenden Gehörlosen-Community. Zwar bestand die „World Federation of the Deaf“ (WFD) bereits seit 1951, doch zeigen die Bestrebungen, Gehörlose im internationalen Austausch in ihrem Selbstvertrauen gezielt zu stärken, dass in den ausgehenden 1980er Jahren eine neue Qualität des transnationalen Austausches in der internationalen Gehörlosengemeinschaft eingetreten war. Die Bildungsseminare kamen wesentlich auf Initiative von Beat Kleeb zustande, der über Kontakte mit dem Ehepaar Patty Shores und Roland Hermann zu diesem Seminarformat inspiriert wurde. Shores und Hermann studierten an der Gallaudet University und wurden dort vertraut mit dem *Leadership*-Studiengang, der Vorbildcharakter für die Bildungsseminare hatte. Der SGB-FSS, der die Bildungsseminare organisierte, zielte nun darauf hin, international führende Gehörlosenaktivist*innen und Wissenschaftler*innen für die Durchführung dieser Bildungsseminare zu gewinnen. Tatsächlich waren die gehörlosen Dozent*innen der Gallaudet University, die 1987 in die Schweiz reisten, international renommiert: Yerker Andersson, Nancy Lewis, Jack Gannon sowie der hörende Coda Eli Savanick. Yerker Andersson war von 1983 bis 1995 zudem Präsident der WFD. In dieser Funktion setzte er sich intensiv für eine transnationale Vernetzung der Gehörlosen und die Bewusstseinsbildung für die gemeinsamen Anliegen ein. Dass er selbst für die Durchführung der Seminare mehrfach in die Schweiz – und vermutlich auch in andere Länder – reiste, spricht für den hohen Stellenwert, der diesen Seminaren für die Herausbildung selbstbewusster und politisch aktiver gehörloser Individuen sowie einer starken nationalen wie internationalen Gehörlosengemeinschaft beigemessen wurde. Die ursprünglichen „Leadership“-Seminare, die in der Schweizer Gehörlosengemeinschaft als „Bildungsseminare“ in Erinnerung geblieben sind, waren nicht zuletzt ein wichtiges Instrument, um die politischen Strategie- und Führungskompetenzen Gehörloser zu fördern und für politische Kampagnen auf eine starke Basis zurückgreifen zu können. Um dies zu erreichen, setzten die Seminare bei der individuellen Entwicklung der Teilnehmenden an. Als ein Ziel des Seminars wurde explizit festgehalten, dass sich die gehörlosen Teilnehmenden selbst besser kennenlernen sollten. Als Leitsätze galten: „Nichts ist unmöglich“ und „Solidarität ist die beste Motivation“ (Kober 1987: 171).

Die Teilnahme an einem Bildungsseminar prägte, wie mehrere Interviewte erklärten, ihr Selbstbild und ihre Identität wesentlich. So berichtet die Aktivistin Jutta Gstrein:

[D]ann war das so wie „Wow“, also für mich war das wie so ein Schlag auf den Kopf, es ist „Wow“. Und mir war das nicht bewusst in diesem Sinn, ich konnte sprechen, und meine Lehrer von St. Gallen haben immer gesagt, Gebärdensprache ist eine dumme Sprache, ist eine Affensprache, und ich habe dann auch darauf verzichtet und habe keine gehörlosen Vorbilder gehabt, die gebärdet haben [...] Auf jeden Fall sind die drei aus Amerika gekommen und haben uns unterrichtet: Was bedeutet quasi Persönlichkeit, Identität, was heißt das alles? [...] Und dann – da hat das dann angefangen, mein Bewusstsein, wer ich eigentlich bin – hat der Prozess gestartet der Identitätsfindung. [...] Und als ich nach Hause kam, war ich richtig kämpferisch, ich habe gefunden „nein ich bin jetzt gehörlos, jetzt akzeptiere ich das.“ Früher habe ich mich oft geschämt, habe mich geschämt für mein Deutsch, habe gefunden „bitte unterstützt mich“, wollte das nicht zeigen (Jutta Gstrein. Interview vom 1.10.2020).

Ähnlich wie Jutta Gstrein erwähnten weitere Aktivist*innen, dass sie durch die Bildungsseminare ein positives Selbstbild als gehörlose Person entwickeln konnten, zu mehr Selbstbewusstsein fanden und sich zunehmend trauten, für ihre Rechte einzustehen. Auch Peter Hemmi hat seine Teilnahme an einem Bildungsseminar in positiver Erinnerung: „Wir haben alle gelernt, wie wir uns verhalten sollten, was unsere Rolle, unsere Identität ist, so dass wir auch selbstbewusst hinstehen konnten und uns nicht länger verstecken und klein machen mussten. Das war super.“ (Peter Hemmi. Interview vom 29.6.2020). Und auch Stéphane Faustinelli bezeichnete die Seminare als wegleitend für sein weiteres politisches Engagement: „Ça m’a donné beaucoup de matière à réfléchir et ça m’a donné le désir de m’engager et de prendre mes responsabilités.“ (Stéphane Faustinelli. Interview vom 21.7.2020).¹⁶ Die Bildungsseminare, die nachfolgend mehrmals vom SGB-FSS organisiert wurden, waren für zahlreiche Gehörlose ein wichtiger Anstoß, um stigmatisierende Zuschreibungen zu hinterfragen und ein positiveres Selbstbild zu entwickeln. Sie symbolisieren dabei gleichzeitig eine weitere Formationsphase und Dimension der Emanzipationsbewegung von gehörlosen Menschen in der Schweiz. Seit den ausgehenden 1980er Jahren vernetzten sich Schweizer Aktivist*innen zunehmend mit internationalen Aktivist*innen der Gehörlosenbewegung, was ihnen gleichzeitig die Möglichkeit eröffnete, ihre Anliegen vermehrt in einer Sprache der internationalen Menschenrechte zu formulieren.

Die Prozesse von Empowerment waren dabei komplex und bezogen sich nicht ausschließlich auf den Aspekt der Gehörlosigkeit. Katja Tissi betonte im Gespräch zwar, dass für sie stets die Forderungen für die Besserstellung der Gebärdensprachen und der gebärdenden Gemeinschaften oberste politische Priorität hatten. Auf die Frage angesprochen, ob sie in ihrem Leben Vorbilder hatte, erzählte sie ausführlich von Donalda Ammons, die an einem späteren Bildungsseminar des SGB als Dozentin von der Gallaudet Universität in die Schweiz kam. Beeindruckt und zugleich irritiert habe sie, dass Donalda Ammons, die an der Gallaudet University Dozentin für spanische Sprache und Literatur war, kaum lautsprachlich kommunizierte, sondern in Amerikanischer Gebärdensprache oder im Kontakt mit nicht gebärdensprachlich kommunizierenden Personen schriftlich. Ammons Selbstbewusstsein und Präsenz sei für sie prägend gewesen, so Katja Tissi: „Diese Frau also ist dorthin gekommen und hat *ein Auftreten gehabt*¹⁷ – und dann noch als Frau – das hat mich beeindruckt.“ (Katja Tissi. Interview vom 29.4.2021).

In der Begegnung mit Donalda Ammons hinterfragte Katja Tissi ihre eigenen Überzeugungen über den hohen Stellenwert guter Artikulations- und Ablesefähigkeiten: „Und dann ist mir völlig klar gewesen, das Sprechen hat überhaupt keine Aussage zur Intelligenz.“ (ebd.) In Katja Tissis Ausführungen sind die Aspekte Sprache und Geschlecht eng miteinander verzahnt. Einerseits stellt sie die Einsicht in den Fokus, dass Intelligenz nicht von Kompetenz in gesprochener Sprache abhängt. Darüber hinaus wird andererseits deutlich, wie wichtig die Sichtbarkeit von starken weiblichen gehörlosen Vorbildern für die Emanzipation gehörloser Frauen war, und es liegt nahe, dass Geschlecht für die Identifikation von großer Bedeutung ist.

¹⁶ „Dies hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben und den Wunsch geweckt, mich zu engagieren und Verantwortung zu übernehmen.“ (Übersetzung S.M.).

¹⁷ Diese Aussage wurde von der Dolmetscherin sprachlich hervorgehoben und mit Nachdruck betont. Gemeint ist, dass Katja Tissi das Auftreten von Donalda Ammons als außerordentlich stark und selbstbewusst wahrgenommen hat.

Solche Prozesse von Empowerment, die im internationalen Austausch gefördert wurden, schärfen auch das Bewusstsein für Mehrfachdiskriminierungen. Patty Shores erachtete die geschlechtsspezifische Diskriminierung, unter der gehörlose Frauen in der Schweiz litten, als besonders ausgeprägt:

[...] und dann komme ich da in die Schweiz in den 80er Jahren, und es ist mir sofort aufgefallen, die Frauen, die ziehen sich alle zurück, das ist mir gerade aufgefallen, Frauen, der Wert der Frauen wirklich. Es gab auch andere Gruppen, die unterdrückt wurden, aber man hat gespürt, in der Schweiz sind auch die Frauen unterdrückt worden (Patricia Hermann-Shores, bekannt als Patty Shores. Interview vom 1.7.2020).

In den 1990er Jahren entstanden im Umfeld des SGB-FSS mehrere gehörlose Frauengruppen, und 1999 wurde Jutta Gstrein zur ersten (freiwillig arbeitenden) Frauenbeauftragten des SGB-FSS ernannt (Schweizerischer Gehörlosenbund Region Deutschschweiz 2000: 10). Gemäß der 1941 geborenen Elisabeth Hänggi bedeutete die Teilnahme an den Veranstaltungen der SGB-Frauengruppe für viele gehörlose Frauen einen kleinen, aber doch wichtigen Schritt in die Selbstbestimmung, verließen sie sich in ihrem Alltag scheinbar oft auf ihre Ehemänner. „Es war wirklich wie ein kleiner Aufbruch, ich erinnere mich gut“, resümiert Hänggi (Elisabeth Hänggi. Interview vom 11.5.2021).

Wie gehörlose Aktivistinnen ausführten, waren sie nicht nur seitens hörender, sondern teilweise auch seitens gehörloser Männer mit Abwertungen und Vorurteilen konfrontiert, gegen die sie ankämpfen mussten. Die Entwicklung einer positiven Identität war somit ein komplexer Prozess, der sich nicht auf die Auseinandersetzung mit der Gehörlosigkeit beschränkte, sondern auch geschlechts- oder sexualitätsspezifische Dimensionen hatte und je nach nationaler Herkunft unterschiedlich verlief (vgl. dazu auch Stoll 2017: 337 f.).

Für verschiedene Aktivist*innen, die wir interviewt haben, war in den 1980er Jahren unbestritten, dass die Ausbildungsmöglichkeiten für Gehörlose in anderen Ländern deutlich besser waren. Die Absolvierung eines Auslandsstudiums wurde von mehreren Aktivist*innen neben den Bildungsseminaren als weitere Möglichkeit erwähnt, um ihr Selbstvertrauen als gehörlose Person zu stärken. Besonders große Strahlkraft hatte die Gallaudet University in Washington. In den 1980er und 1990er Jahren sind mehrere Schweizer Aktivist*innen – in der Regel als Gaststudierende – an die Gallaudet University gereist, um einige Semester dort zu studieren. Erstmals erlebten sie, wie gehörlose Menschen Zugang zur tertiären Bildung hatten und zudem selbstverständlich in Gebärdensprache, der American Sign Language (ASL), kommunizierten. Roland Hermann erinnerte sich im Interview: „Es war wie ein richtiger Kulturschock für mich. [...] Alle gebärdeten und ich stand immer so da, mit offenem Mund. In der Schweiz, es war ja unglaublich anders die Situation.“ (Roland Hermann. Interview vom 1.7.2020). Auch Ruedi Graf, der in den frühen 1990er Jahren an der Gallaudet University studierte, bezeichnet den Aufenthalt als prägend, nicht zuletzt, weil er erstmals in einer Bildungsinstitution als „gleichwertig“ behandelt wurde: „Denn ich hatte das Gefühl, wir sind alle gleichgestellt, egal ob man hörend oder gehörlos ist, es sind alle wie gleichgestellt. Man hat den Menschen angeschaut [...]. In der Schweiz musste ich ständig kämpfen.“

(Ruedi Graf. Interview vom 21.9.2020). Die Erfahrung, als gehörlose Person als gleichberechtigt betrachtet zu werden, beschränkte sich dabei nicht auf den Aufenthalt an der Gallaudet University. Auch im amerikanischen Alltag, im Umgang mit Hörenden, machten Schweizer Gehörlose positive Erfahrungen. Sie seien „ganz anders angeschaut worden“ und hätten vielfach einen größeren Respekt erfahren, was sich etwa im Bemühen von hörenden Personen äußerte, in American Sign Language zu kommunizieren (ebd.). Den markantesten Unterschied zwischen der Schweiz und den USA sahen die Aktivist*innen allerdings in der Vorstellung über die Rechte, die gehörlosen Menschen zustehen sollten. In der Schweiz lag das Primat auf einem Anpassungserfordernis der Menschen mit einer Behinderung. In den USA sei indes unbestritten gewesen, dass Gehörlose „auch Rechte haben“ (ebd.). Roland Hermann führte dazu aus:

In Amerika habe ich immer wieder gehört, es ist dein Recht alles zu machen, alles zu können. Hier in der Schweiz, was ist denn hier in der Schweiz dein Recht? Nein, das gibt's irgendwie nicht dieses Konzept, das war so grundverschieden. Gehörlose haben doch keine Rechte. In der Schweiz damals war die Situation so (Roland Hermann. Interview vom 1.7.2020).

Den gehörlosen Menschen in der Schweiz endlich zu mehr Rechten zu verhelfen, war damit zentrales Ziel der Aktivist*innen der frühen Emanzipationsbewegung.

Schweizer Aktivist*innen, die an der Gallaudet University studierten oder mit Dozierenden dieser Universität in Kontakt standen, wurden nicht zuletzt durch die im Jahr 1988 an der Gallaudet University angestoßene „Deaf President Now“-Kampagne weiter politisiert. Als 1988 eine hörende Frau als neue Präsidentin der Gallaudet University nominiert wurde, organisierten die Studierenden mit der Unterstützung von Alumni und zahlreichen Dozierenden eine Protestbewegung und verlangten, einen gehörlosen Kandidaten einzusetzen. Nach mehrtätigem Protest gab das Board of Trustees nach und wählte den gehörlosen Irving King Jordan zum neuen Präsidenten (Shapiro 1993: 74 ff.; Jankowski 1997: 99 ff.). Dieser Protest förderte die Formation der Gehörlosenbewegung insbesondere in den USA. Die Bewegung hatte aber auch Strahlkraft in die Schweiz und in andere Länder (De Clerck 2007: 10).

Empowerment war, wie es die Aktivist*innen erläuterten, einerseits eine höchst individuelle Erfahrung, denn durch die Stärkung des Selbstwertgefühls und durch Entwicklung einer positiv konnotierten gehörlosen Identität veränderte sich ihre Selbstwahrnehmung maßgeblich. Andererseits schrieben sich die Prozesse von Empowerment in eine transnational ausgerichtete Emanzipationsbewegung von Gehörlosen ein, die in verschiedenen Ländern seit den 1970er Jahren verstärkt für bessere Rechte von Gehörlosen kämpften, und hatten damit einen durchaus internationalen Charakter. Die Orientierung an internationalen Entwicklungen und nicht zuletzt der Kontakt mit Gehörlosenaktivist*innen aus den USA lieferten der Schweizer Gehörlosenbewegung wichtige Impulse.¹⁸

18 Dieses komplexe Verhältnis von Subjektivierung und kollektiver Mobilisierung findet sich auch in der Neuen Frauenbewegung: Die Hervorbringung des feministischen Subjekts war ein sowohl kollektiver Prozess wie eine individuelle Erfahrung (vgl. Studer 2011: 19 f.).

4. Behinderung versus kulturelle Minderheit: Schlussbemerkungen

Der Zugang zu Kommunikationsmitteln und Medien, die Anerkennung der Gebärdensprachen und die bewusste Förderung von Empowerment waren zentrale und ineinander verzahnte Transformationsprozesse der 1980er Jahre, die Wege zu veränderten Subjektivierungsprozessen öffneten und eine politische Neupositionierung der Gehörlosen in der Schweiz ermöglichten. Dies hatte verschiedene Implikationen. Zunächst betrachteten Gehörlose in der Schweiz die Kategorisierung von Behinderung versus Normalität zunehmend kritisch und warfen, in Anlehnung an internationale Debatten, die Frage auf, ob gehörlose Menschen überhaupt behindert seien. Denn Gehörlose verfügen mit den Gebärdensprachen über ein Kommunikationssystem, mit dem sie alles ausdrücken können, was sie wollen. Sind Gehörlose also behindert oder sind sie nicht vielmehr eine kulturelle Minderheit, die sich durch eine eigene Sprache charakterisiert und die von der Mehrheitsgesellschaft behindert wird? Wie Patty Shores im Interview betont, ist diese Frage von großer Relevanz (Patricia Hermann-Shores, bekannt als Patty Shores. Interview vom 1.7.2020). Sie ist indes bis heute auch unter den gehörlosen Menschen umstritten. Sie weist aber letztlich darauf hin, dass Behinderung keine feste Kategorie ist, sondern kontingent und Ergebnis von komplexen gesellschaftspolitischen Aushandlungsprozessen.

Des Weiteren führte die Politisierung von Gehörlosen dazu, dass sie bevormundende Haltungen seitens Hörender strikt ablehnten und auch Konflikte mit Akteur*innen der Fachhilfe in Kauf nahmen. Wie groß die Gräben zwischen Gehörlosenaktivist*innen und Vertretenden der Fachhilfe waren, verdeutlicht der Bruch, der auf organisatorischer Ebene zwischen den verschiedenen Verbänden in den 1990er Jahren eintrat: Die Forderung nach Selbstbestimmung der Gehörlosen führte 1991 zur Auflösung von ASASM; 1999 trat der Schweizerische Gehörlosenbund aus dem SVG aus (Häne et al. 2021: 44). Trotz jahrelanger Findungsgespräche gingen, wie mehrere Interviewpartner*innen argumentierten, die Vertretenden des SVG nicht ausreichend auf Forderungen der Aktivist*innen ein, sodass eine weitere Zusammenarbeit als unmöglich eingestuft wurde. Ein wichtiger Konfliktpunkt war, dass der SVG den Paradigmenwechsel, den Gehörlose einforderten, nur bedingt zu vollziehen bereit waren: nämlich den Fokus weg vom „behinderten“ Individuum zu nehmen, das über pädagogische und therapeutische Mittel der gesellschaftlichen Norm weitestgehend anzupassen sei, und stattdessen die gesellschaftlichen Barrieren in den Blick zu nehmen, die eine Inklusion von Gehörlosen verunmöglichten (vgl. dazu auch Waldschmidt 2003).

Schließlich traten Gehörlose seit den 1980er Jahren vermehrt mit spezifischen politischen Anliegen an die Öffentlichkeit. Die Anerkennung und Förderung der Gebärdensprachen, die Finanzierung von Dolmetschung, bessere Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten wie auch die Anerkennung von Menschenrechten gehörten zu den zentralen Anliegen. Insbesondere in den 1990er Jahren organisierten gehörlose Aktivist*innen Demonstrationen, mit denen sie im öffentlichen Raum auf ihre Anliegen aufmerksam machten und sich in dieser Protestform anderen sozialen Bewegungen annäherten. In jüngster Zeit trat unter anderem die Forderung hinzu, die Geschichte der Gehörlosen kritisch zu untersuchen und Verantwortliche dazu zu bewegen, sich für das Leid, das gehörlosen Menschen in der Schweiz zugefügt wurde, öffentlich zu entschuldigen.

Wie die durchgeführten Oral-History Interviews zeigen, bildeten die Transformationsprozesse, wie sie seit den 1970er Jahren einsetzten und insbesondere die 1980er

Jahre kennzeichneten, den Beginn einer Emanzipationsbewegung von Gehörlosen. Dass gehörlose Menschen auch politische Subjekte sind und daher in der demokratischen Schweiz gehört werden müssen, hatten sich Gehörlosen-Aktivist*innen dabei hart erkämpft. Allerdings sind auch gegenwärtig noch zahlreiche Ziele nicht erreicht. Zwar entschuldigten sich Sonos (vormals SVG) und schweizerische Gehörlosenschulen im September 2021 für das Unrecht, das gehörlosen Menschen in der Schweiz angetan wurde, und für die aktive Unterdrückung der Gebärdensprachen. Im gleichen Monat lehnte der Schweizerische Bundesrat allerdings ein Postulat von Schweizer Parlamentarier*innen ab, die die rechtliche Anerkennung der Gebärdensprachen in der Schweiz verlangten. Einzelne Kantone anerkennen mittlerweile die lokale Gebärdensprache, und im Jahr 2022 haben beide Kammern des eidgenössischen Parlaments die Landesregierung beauftragt, einen Gesetzesvorschlag zur rechtlichen Anerkennung der drei Schweizer Gebärdensprachen auszuarbeiten. Noch steht die konkrete Ausgestaltung der landesweiten Anerkennung der Gebärdensprachen aber aus.

LITERATUR

- Armstrong, David F. (2014): *The History of Gallaudet University, 150 Years of a Deaf American Institution*, Washington. <https://doi.org/10.2307/j.ctv2rh2bfx>
- Atherton, Martin, David Russel und Graham Turner (2001): Looking to the Past, The Role of Oral History Research in Recording the Visual History of Britain's Deaf Community, in: *Oral History*, 29, Heft 2, 35-47.
- Bauman, H-Dirksen L. (2004): Audism, Exploring the Metaphysics of Oppression, in: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education*, 9, Heft 2, 239-246. <https://doi.org/10.1093/deafed/enh025>
- Blaser, Vera (2020): „Entstummen“ und „verkehrs-fähig“ machen, Die Berufseingliederung gehörloser Frauen und Männer an der Taubstummenanstalt und Sprachheilschule St. Gallen (1930er-1950er Jahre), *Berner Studien zur Geschichte*, Reihe 6: Sozial-, Kultur- und Geschlechtergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 2, Bern. <https://doi.org/10.7892/boris.145628>
- Blaser, Vera und Rebecca Hesse (2021): Sehen statt Hören – Die Fernseh-sendung für Gehörlose als ein Stück Emanzipationsgeschichte, in: *Traverse, Zeitschrift für Geschichte – Revue d'Histoire*, 28, Heft 3, 95.
- Blaser, Vera und Matthias Ruoss (2019): „Gitter am Kopf und Loch im Herzen“, Lebenswelten ehemaliger Schüler und Schülerinnen der Taubstummenanstalt St. Gallen, 1930er bis 1950er Jahre, in: Marion Schmidt und Anja Werner (Hg.): *Zwischen Fremdbestimmung und Autonomie, Neue Impulse zur Gehörlosengeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, *Disability Studies: Körper – Macht – Differenz*, Bd. 14, Bielefeld, 83-119. <https://doi.org/10.1515/9783839447161-004>
- Borchgrevink, Axel (2003): Silencing language, Of anthropologists and interpreters, in: *Ethnography*, 4, Heft 1, 95-121. <https://doi.org/10.1177/1466138103004001005>
- Bösl, Elsbeth, Anne Klein und Anne Waldschmidt (2010): Disability History Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte, Eine Einführung, *Disability Studies: Körper – Macht – Differenz*, Bd. 6, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839413616>
- Breckner, Roswitha (2012): Von den Zeitzeugen zu den Biographen, Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews [1994], in: Julia Obertreis (Hg.): *Oral History, Basistexte Geschichte*, Bd. 8, Stuttgart, 131-151.
- Boyes Braem, Penny (2009): Übermittlung der drei schweizerischen Gebärdensprachen, *Informationsheft*, Nr. 46, Herausgegeben vom Verein zur Unterstützung der Gebärdensprachen der Gehörlosen (VUGS). Online als PDF: [https://www.fzgresearch.org/PDF_VUGS/\(46\)%20Boyes%20Braem%202009.pdf](https://www.fzgresearch.org/PDF_VUGS/(46)%20Boyes%20Braem%202009.pdf)

- De Clerck, Goedele (2007): Meeting Global Deaf Peers, Visiting Ideal Deaf Places: Deaf Ways of Education Leading to Empowerment, An Exploratory Case Study, in: *American Annals of the Deaf*, 152, Heft 1, 5-19. <https://doi.org/10.1353/aad.2007.0009>
- De Meulder, Maartje, Verena Krausneker, Graham Turner und John Bosco Conama (2019): Sign Language Communities, in: Gabrielle Hogan-Brun und Bernadette O'Rourke (Hg.): *The Palgrave Handbook of Minority Languages and Communities*, London, 207-232. https://doi.org/10.1057/978-1-137-54066-9_8
- Edwards, Rosalind (1998): A Critical Examination of the Use of Interpreters in the Qualitative Research Process, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 24, Heft 1, 197-208. <https://doi.org/10.1080/1369183X.1998.9976626>
- Gebhard, Michael (2007): Hören lernen – Hörbehindert bleiben, Die Geschichte von Gehörlosen- und Schwerhörigenorganisationen in den letzten 200 Jahren, Baden.
- Gebhard, Michael (2019): Gebärdensprachforschung in der Schweiz, Eine Erfolgsgeschichte mit vielen Vätern, Der Beitrag von kleinen Playern am Beispiel des Vereins zur Unterstützung der Gebärdensprache der Gehörlosen (VUGS), in: Marion Schmidt und Anja Werner (Hg.): *Zwischen Fremdbestimmung und Autonomie, Neue Impulse zur Gehörlosengeschichte in Deutschland, Österreich und der Schweiz*, Disability Studies: Körper – Macht – Differenz, Bd. 14, Bielefeld, 237-262. <https://doi.org/10.14361/9783839447161-008>
- Gläser, Jochen und Grit Laudel (2009³): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse, Als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen, Wiesbaden.
- Häne, Barbara, Katrin Müller und Anina Zahn (2021): Zeichen setzen, 75 Jahre Schweizerischer Gehörlosenzentrum, Zürich.
- Hänggi, Elisabeth (1982): Der Schweizerische Gehörlosenzentrum zum Jahr des Behinderten, 76, Heft 1, 2.
- Hesse, Rebecca, Alan Canonica, Mirjam Janett, Martin Lengwiler und Florian Rudin (2020): *Aus erster Hand, Gehörlose, Gebärdensprache und Gehörlosenzentrum in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich.
- Janett, Mirjam (2016): Gehörlosigkeit und die Konstruktion von Andersartigkeit, Das Beispiel der Taubstummenanstalt Hohenrain (1847-1942), in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 66, Heft 2, 226-245.
- Jankowski, Katherine A. (1997): *Deaf Empowerment. Emergence, Struggle, and Rhetoric*, Washington DC.
- Kober, Regine (1987): 2. SGB-Bildungsseminar. Persönlichkeitsbildung und Führungstraining vom 31. Oktober bis 7. November 1987 in Einsiedeln, in: *Gehörlosen-Zeitung*, 81, Heft 23, 170-171.
- Kudlick, Catherine J. (2003): Disability History: Why We Need Another "Other", in: *American Historical Review*, 108, Heft 3, 763-793. <https://doi.org/10.1086/529597>
- Ladd, Paddy (2008): Was ist Deafhood?, Gehörlosenzentrum im Aufbruch, Seedorf.
- Lingelbach, Gabriele und Sebastian Schlund (2014): Disability History, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 8.7.2014. <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.598.v1>
- List, Günther (1993): Lebensgeschichten Gehörloser in einer oralistischen Welt, Vorbemerkungen zu einem Projekt, in: Renate Fischer und Harlan Lane (Hg.): *Blick zurück, Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosenzentrum und ihren Gebärdensprachen*, Übersetzt von Trixi Flügel, International Studies on Sign Language and the Communication of the Deaf, Bd. 24, Hamburg, 593-608.
- May, Todd (2010): Wrong, disagreement, subjectification, in: Jean-Philippe Deranty (Hg.): *Jacques Rancière, Key Concepts*, Durham, 69-79.
- Padden, Carol und Tom Humphries (1988): *Deaf in America, Voices from a Culture*, Cambridge. <https://doi.org/10.1097/00003446-198904000-00022>
- Padden, Carol und Tom Humphries (2005): *Inside Deaf Culture*, Cambridge. <https://doi.org/10.4159/9780674041752>

- Pfau, Roland, Aslı Göksel und Jana Hosemann (2021): Much more than a treasure, The life stories of elderly Deaf people, in: Dies. (Hg.): Our Lives – Our Stories, Life Experiences of Elderly Deaf People, Sign Languages and Deaf Communities, Bd. 14, Boston, Berlin.
- Pollard, Robert Q. Jr. (1993): Cross Cultural Ethics in The Conduct of Deafness Research, in: JADARA, 27, Heft 3, 29-41.
- Rancière, Jacques (2002): Das Unvernehmen, Politik und Philosophie, Übersetzt von Richard Steurer, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1588, Frankfurt am Main.
- Saerberg, Siegfried (2018): Deaf Culture und Blind Community, in: Alexa Klettner und Gabriele Lingelbach (Hg.): Blindheit in der Gesellschaft, Historischer Wandel und interdisziplinäre Zugänge, Konferenzschrift, 2016 Berlin, Disability History, Bd. 6, Frankfurt am Main, 207-239.
- Schuchmann, John S. (1993): Oral History und das Erbe der Gehörlosen, Theorie und Fallstudien, in: Renate Fischer und Harlan Lane (Hg.): Blick zurück, Ein Reader zur Geschichte von Gehörlosengemeinschaft und ihren Gebärdensprachen, Übersetzt von Trixi Flügel, International studies on sign language and the communication of the deaf, Bd. 24, Hamburg, 609-631.
- Schweizerischer Gehörlosenbund Region Deutschschweiz (Hg.) (2000): Frauenbewegung, SGB-Nachrichten, 13, Heft 75, Zürich.
- Shapiro, Joseph P. (1993): No Pity, People with Disabilities Forging a New Civil Rights Movement, New York.
- Stadtland, Helke und Jürgen Mittag (Hg.) (2014): Theoretische Ansätze und Konzepte der Forschung über soziale Bewegungen in der Geschichtswissenschaft, Konferenzschrift, 2009 Bochum, Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe A: Darstellungen, Bd. 47, Essen.
- Stoll, Jan (2017): Behinderte Anerkennung?, Interessenorganisationen von Menschen mit Behinderung in Westdeutschland seit 1945, Zugleich Dissertation, Universität Kiel, Disability History, Bd. 3, Frankfurt am Main.
- Studer, Brigitte (2011): 1968 und die Formung des feministischen Subjekts, Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 153, Wien.
- Taubstummenanstalt und Sprachheilschule St. Gallen (Hg.) (1962): 103. Jahresbericht 1961/1962, St. Gallen.
- Temple, Bogusia (2013): Casting a wider net: reflecting on translation in oral history, in: Oral History Society, 41, Heft 2, 100-109.
- Thiemeyer, Celina (2018): „Das Spiegelbild der Schulen, nicht unseres.“, Die 10 Thesen zu Lautsprache und Gebärde des Schweizerischen Gehörlosenbundes, Bachelorarbeit, Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik Zürich, Zürich. Online als PDF: https://zenodo.org/record/5236424/files/Dipl_2018_106.pdf.
- Verlagsgesellschaft Beobachter AG (1961): Wie sie leben: Lebensstandard und Konsumgewohnheiten der Abonnenten des Schweizerischen Beobachters heute und im Vergleich zu 1950: 10 Jahre später: eine Erhebung, Basel.
- Waldschmidt, Anne (2003): „Behinderung“ neu denken: Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies, in: Anne Waldschmidt (Hg.): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies, Tagungsdokumentation, Herausgeben im Auftrag des Bildungs- und Forschungsinstituts zum Selbstbestimmten Leben Behinderter (Bifos e.V), Kassel, 11-22.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der historischen Wissenschaft, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17033, Stuttgart, 81-151.

QUELLEN

Stéphane Faustinelli. Interview vom 21.7.2020.

Ruedi Graf. Interview vom 21.9.2020.
 Jutta Gstrein. Interview vom 1.10.2020.
 Elisabeth Hänggi. Interview vom 11.5.2021.
 Peter Hemmi. Interview vom 29.6.2020.
 Roland Hermann. Interview vom 1.7.2020.
 Patricia Hermann-Shores (bekannt als Patty Shores). Interview vom 1.7.2020.
 Beat Kleeb. Interview vom 9.10.2020.
 Katja Tissi. Interview vom 29.4.2021.
 Felix Urech. Interview vom 6.7.2020.
 Protokoll Workshop „Geschichte der Gehörlosigkeit in der Schweiz: Formen der Partizipation“, 3. Juni 2022, Universität Bern.
 Schweizerisches Sozialarchiv Zürich, Sonos Schweizerischer Hörbehindertenverband, Ar 621.13.15: Genossenschaft Hörgeschädigten-Elektronik: Interview Beat Kleeb.

Zusammenfassung

In den ausgehenden 1970er Jahren kamen in der Schweiz – wie auch in anderen Ländern – Transformationsprozesse in Gang, die zu einer Politisierung und Neupositionierung der Gehörlosengemeinschaft und in den 1980er Jahren zur Formierung der Gehörlosenemanzipationsbewegung führten. In der Folge begannen gehörlose Menschen vermehrt, sich als politische Subjekte zu positionieren, Forderungen zu formulieren sowie Diskriminierungen und paternalistische Haltung hörender Fachleute zu kritisieren. Die Vernetzung mit einer zunehmend transnational agierenden Gehörlosencommunity und die Anlehnung an Aktionsformen anderer Emanzipationsbewegungen spielten dabei eine wichtige Rolle.

Der Artikel nimmt diese Prozesse der Subjektivierung (Rancière) gehörloser Menschen als Teil einer emanzipatorischen Politik in den Blick. Wir fokussieren dabei drei maßgebliche Zielsetzungen der Bewegung, die in den 1980er Jahren entwickelt wurden und noch heute für die Politik der Gehörlosengemeinschaft zentral sind: der Zugang zur modernen Kommunikations- und Wissensgesellschaft, die offizielle Anerkennung der Gebärdensprachen und das „Empowerment“, verstanden als individueller und kollektiver Prozess, der Selbstbewusstsein und die Fähigkeit politisch zu agieren fördert.

Als Quellenkorpus fungieren in erster Linie zehn leitfadengestützte-themenzentrierte Interviews mit einflussreichen gehörlosen Aktivist*innen aus den 1980er Jahren. In einem einführenden Teil diskutieren wir die methodischen Herausforderungen und notwendigen Voraussetzungen für eine gelingende Durchführung von Interviews mit Hilfe von Gebärdensprachdolmetscher*innen.

Praxeologisieren – Situieren – Relationieren

Zum methodologischen Gewinn machttheoretischer Überlegungen für eine reflexive Übergangsforschung¹

Barbara Stauber

Einleitung: „theoretische Empirie“ revisited

Ohne Theorie können wir keine Daten „lesen“ – ohne Empirie (im weitesten Sinne) können wir keine Theorie weiterentwickeln. Dies ist der methodologische Grundgedanke für die folgenden Überlegungen – eigentlich ein Gemeinplatz, doch sowohl in seinen Voraussetzungen als auch in seinen Konsequenzen alles andere als trivial. Dies lässt sich an den Debatten um eine „theoretische Empirie“ erkennen – eine Begrifflichkeit, die bereits Georg Simmel geprägt hatte, und die Kalthoff, Hirschauer und Lindemann 2008 als Titel für einen Band diente, dessen unterschiedliche Beiträge den engen Nexus zwischen Theorie und Empirie diskutieren. Danach ist

[d]ie empirische Erforschung sozialer Wirklichkeit [...] selbst eine theoriegeleitete Aktivität. Das, was durch diese Praxis theoretisch erschlossen werden kann, ist dabei abhängig von den Theorietraditionen, in denen empirische Soziologen stehen; diese Theorietraditionen erzeugen jeweils eine andere Geladenheit der empirischen Forschung und Analyse. Von dieser Theoriearbeit ist auch der Stellenwert der empirischen Fakten selbst berührt: Das Ergebnis ihrer theoretischen Erschließung ist ihre Stärkung (Kalthoff 2008: 24).

Dieser enge Zusammenhang von Empirie und Theorie, den Kalthoff hier reklamiert (und da ist er im Feld der qualitativen Forschung bei weitem nicht alleine, vgl. etwa Strübing et al. 2018²), ist durchaus konstitutionstheoretisch zu lesen. So könnte die Formulierung im obenstehenden Zitat noch zugespitzt werden: Was überhaupt durch empirische Forschungspraxis erschlossen werden kann, ist jeweils abhängig von den Theorietraditionen, in denen diese forschersische Aktivität stattfindet. Und dies gilt beileibe nicht nur für die qualitative Sozialforschung³.

1 Ich danke Ursula Offenberger für ihre kritischen Nachfragen und konstruktiven Hinweise.

2 Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayass, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer machten diesen Nexus aufgrund der iterativ-zyklischen Logik qualitativer Forschung sogar zu deren Qualitätsmerkmal – und betonen als Gütekriterium das der theoretischen Durchdringung (Strübing et al. 2018: 85).

3 Die Pluralform der Theorietraditionen bringt deren Unterschiedlichkeit ins Spiel – womit Unterschiede zwischen grundlagentheoretischen Positionen, und nicht etwa Unterschiede zwischen Theorien unter-

Somit ist die Frage, mit welcher (grundlagen-)theoretischen Brille Empirie gelesen wird, methodologisch bedeutsam: Je nach Theorietradition wird eine bestimmte Erkenntnisperspektive auf die Frage eingenommen, wie soziale Phänomene miteinander zusammenhängen, wie sie entstehen und sich verändern, wie sie wahrgenommen, erfasst und beforscht werden können. Unterschiedliche Theorietraditionen sind daher im strengen Sinne unterschiedliche Welt-Anschauungen. So unterscheiden sich rational-choice-Ansätze ganz grundlegend von solchen, die dezidiert auf die Vorstellung eines rational planenden und handelnden Subjekts verzichten; es unterscheiden sich nomothetische ganz grundsätzlich von rekonstruktiven Forschungstraditionen, etwa in der Frage, wie sie „Objektivität“ und „Subjektivität“ der Wissensgenerierung verhandeln und inwiefern sie ihre eigene Perspektivität in ihrer Analyse bewusst mitberücksichtigen. Diese Theorietraditionen unterscheiden sich auch in der Frage, wie sie mit dominanten sozialen Kategorien umgehen – ob sie diese etwa als Strukturkategorien nutzen, durch die Forschung immer wieder aufsuchen (und damit reifizieren), oder ob sie die Frage nach deren Zustandekommen und Stabilisierung in die Analyse hineinnehmen.

Somit geht es also nicht nur darum, den Dualismus zwischen Theorie und Empirie zu überwinden (wofür die Herausgeber*innen des Bandes „Theoretische Empirie“ die qualitative Forschung für besonders geeignet halten), sondern deutlich zu machen, dass es zentral auch auf den jeweiligen Denkstil ankommt (Fleck 1980), in welchem Forschung praktiziert wird. Dabei sind Denkstile „Kinder ihrer Zeit“ – sie sind, wie Stefan Hirschauer (2008: 168) deutlich macht, ihrerseits implizit empiriegeladen, insofern sie historische Kontexte bzw. zeitgenössische gesellschaftspolitische Gestimmtheiten der jeweils relevanten Diskursumgebungen aufnehmen.

Anhand des Feldes, in dem dieser Beitrag entstanden ist – die Forschung des DFG-Graduiertenkollegs *Doing Transitions*⁴ –, lässt sich dies sehr gut zeigen: ihr „Gegenstand“ – Übergänge im Lebenslauf – hat in den letzten Jahren enorm an Aufmerksamkeit gewonnen. Mehr und mehr gesellschaftliche, sozialpolitische, pädagogische Themen werden als Übergangsthemen gerahmt – bei weitem nicht mehr nur Übergänge in die Arbeit, sondern auch Übergänge in der Familie (wie Elternschaft, Großelternschaft, Trennung), Übergänge in Bezug auf Gender, Flucht und Migration, Jugendhilfe und Sozialleistungssystem, Strafvollzug bzw. Haftentlassung oder gesundheitliche Übergänge. Mit dieser Ausweitung scheint eine geradezu sozialtechnologische Erwartung einherzugehen, politische wie pädagogische Interventionen in diesen Feldern (besser) begründen und effektiver gestalten zu können. Je mehr sich Übergänge als Heuristik wie auch als Möglichkeit der Operationalisierung größer angelegter Fragen sozialer Unsicherheit anbieten, umso aufmerksamer muss sich eine reflexive Übergangsforschung der hiermit einhergehenden Tendenz zur Reifizierung ihrer zentralen Kategorie „Übergänge“ stellen – und umso wichtiger werden essentialisierungs-, reifizierungs- und identitätskritische Impulse, die derzeit in unterschiedlichen Forschungsfeldern verheißungsvolle Perspektiven bieten (vgl. Alkemeyer et al. 2015; Hark/Villa 2017; Jerjus/Thompson 2017). Sie bringen in unterschiedlicher Fokussierung eine Kritik an kategorialen Zuschreibungen nach Geschlecht, Herkunft, Bildungs- und Sozialmilieus

schiedlicher Reichweite gemeint sind (zur Unterscheidung zwischen Sozialtheorien und Theorien begrenzter Reichweite vgl. Lindemann 2008: 109, zwischen Metatheorien und gegenstandsgegründeten Theorien Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 28 ff.).

4 Siehe www.doingtransitions.org (27.4.2023).

zum Ausdruck (vgl. Hirschauer 2020), aber auch eine Skepsis gegenüber der Responsibilisierung und Individualisierung gesellschaftlicher Probleme. Grundlagentheoretisch ist diese Skepsis in Entwürfen verankert, die Wissensordnungen als machtvollste Ordnungen in den Fokus nehmen. Sie folgen einer poststrukturalistischen Grundidee, die Foucault (1974) sehr nachdrücklich als „Macht-Wissens“-Komplex entwickelt hat, die aber auch schon Karl Mannheim in seiner Wissenssoziologie umgetrieben hat (Mannheim 1964). Dieser Gedanke soll hier dazu genutzt werden, um methodologische Fragestellungen noch stärker auf ihren machttheoretischen Gehalt zuzuspitzen und für eine reflexive Übergangsforschung fruchtbar zu machen.

Deshalb steige ich genau an dieser Stelle ein: Was heißt eine solche machttheoretische Perspektivierung für das Feld der Übergangsforschung? Um dann zu fragen: Inwiefern sind mit solchen machttheoretischen Positionierungen auch bestimmte methodologische Perspektivierungen verbunden? Ich spanne also die Argumentationslinie bewusst sehr plakativ zwischen den beiden Referenzpunkten Macht und Methode (genauer: ihrer jeweiligen Perspektivierung) auf.

Nach einem Aufschlag, der den Zugang einer reflexiven Übergangsforschung im Hinblick auf ihre machttheoretischen Voraussetzungen (1) und deren Relevanz für ihre Forschungsfelder umreißt (2), werden zentrale methodologische Herausforderungen an empirische Forschung in diesem Themenfeld formuliert und auf existierende Methodenangebote bezogen. Dabei geht es vor allem darum, einer dem empirischen Arbeiten inhärenten Tendenz zum Isolieren von Entitäten gegenzusteuern und Methoden bewusst dazu zu nutzen, ihren Prozesscharakter, ihre Situiertheit und ihre relationale Verwobenheit deutlich zu machen (3). Im Fazit wird diesen Strategien ein Irritationspotential zugeschrieben, das eine reflexive Übergangsforschung kennzeichnet (4).

1. Zu den machttheoretischen Prämissen einer reflexiven Übergangsforschung

Wenn oben unterschieden wurde zwischen Theorien, die Wissensordnungen reproduzieren, insofern sie (implizit oder explizit) deren Kategorisierungen und die hiermit verbundenen Differenzsetzungen übernehmen, und solchen, die genau die Funktionsweisen dieser Ordnungen mitbedenken, dann wird sich – programmatisch gesprochen – eine reflexive Übergangsforschung vor allem letzteren zuordnen: Sie wird sich immer wieder darüber vergewissern, „warum es zwingend ist, Praktiken des Beobachtens und Bezeichnens [...] auch auf ihre machtförmigen Effekte hin zu untersuchen“ (Rieger-Ladich 2017: 30) – und dabei nicht nur die Bezeichnungspraktiken des Feldes, sondern eben auch die Beobachtungs- und Bezeichnungspraktiken der Forschung in den Blick nehmen. Dies markiert die Nahtstelle zwischen einer methodologischen und einer machttheoretischen Reflexion.

Die machttheoretische Positionierung einer reflexiven Übergangsforschung kommt zunächst darin zum Ausdruck, dass diese in ihren eigenen Bezeichnungspraktiken Momente sozialer Differenz(ierung) erkennt. Eine reflexive Übergangsforschung geht davon aus, dass Übergänge sich Differenzsetzungen verdanken und gleichzeitig auch Differenz erzeugen. Solche Prozesse des „doing difference by doing transitions“ werden dezidiert als machtvollste Vorgänge in den Blick genommen (Stauber 2020). Dabei verbindet sich der Forschungsansatz „doing transitions“ auch begrifflich sehr bewusst mit einer ungleichheitssensiblen Perspektive: Er knüpft mit „doing difference“ an einen

Ansatz an, der seinen Beginn in den Gender Studies hat und dem es um De-Konstruktion von quasi-natürlicher Differenz, um das Infragestellen des „Natürlichen“, des „Substanziellen“, des „Essentiellen“ und um deren Re-Konstruktion als Produkte alltäglicher Interaktionsprozesse ging. Dabei fand die Perspektive *Doing gender* (so der berühmte Aufsatz von Candace West und Don Zimmermann 1987; vgl. Gildemeister 2010) eine Erweiterung auf „doing difference“ (West/Fenstermaker 1995) – und damit eine Blicköffnung über den Gender-Horizont hinaus, mithin eine Relativierung von Gender als Master-Kategorie sozialer Ungleichheit. Ist hier die intersektionale Perspektive eher implizit, so wurde sie schon davor in expliziter herrschaftskritischer Form vom Black Feminism formuliert: Seine Kritik an den Ausblendungen des weißen Mittelschichtsfeminismus zielen sehr grundsätzlich auch auf Formen der Wissensproduktion, die von letzterem mitgetragen wurden.⁵ Intersektionalität steht mithin nicht nur für eine Komplexitätssteigerung in der Betrachtung multipler Ungleichheitsverhältnisse, sondern hat von Anfang an einen diskriminierungskritischen Impetus.

Mit dem Ansatz der Intersektionalität wird keine Vorentscheidung über das konkrete Zusammenspiel unterschiedlicher gesellschaftlicher Prozesse getroffen, er ist deshalb auch für empirisches Arbeiten so fruchtbar (Riegel 2016). Es ist eben nie im Voraus zu entscheiden, welche Dimensionen sozialer Diskriminierung in einer bestimmten Situation aufgerufen und aktualisiert werden, wie sie aufgerufen werden und in welchem Sinne sie sich überlagern. Diese empirische Offenheit ist genau die Pointe einer intersektionalen, mehrdimensionalen und damit auch relationalen Perspektive (vgl. Davis 2008): das hochgradig kontextbezogene, situierte Zusammenspiel von „differenten Aggregierungs- und Sinnenebenen des Sozialen“ (Helsper et al. 2010: 119) in den Blick zu nehmen und damit sozio-ökonomische Bedingungen genauso wie Repräsentationen und Selbst-Positionierungen zu thematisieren. Dabei kann sich in der Verschränkung unterschiedlicher Differenzsetzungen eine diskriminierte Position relativieren oder aber noch zuspitzen (Riegel 2016). Die konkrete Ausgestaltung und Zusammensetzung dieses komplexen Zusammenspiels ist nie determiniert, sie ist aus keinem bestimmten vorab festzulegenden Prinzip und keiner Gesetzmäßigkeit abzuleiten – selbst dann nicht, wenn Weltordnungen, internationale Organisationen oder Gesetzeslagen mit im Spiel sind und somit bereits auf der Hand zu liegen scheint, nach welchen Regeln dieses Spiel verläuft.

Zentral ist dabei die kritische Perspektive auf Differenzsetzungen. „Differenzen sind das – immer vorläufige, aber nicht flüchtige – Ergebnis diskursiver Formationen und Praxen sowie spezifischer Äußerungsstrategien und Modalitäten von Macht“ (Hark/Villa 2017: 24). Wenn also Differenzieren denk-notwendig ist, es aber kein Differenz-Setzen ohne die beschriebenen (auch unerwünschten) Nebeneffekte gibt, dann muss sich Forschung dieses Prozesses des Unterscheidens als machtvoller Prozess bewusst bleiben. Dieser zeigt sich dort, wo Differenzsetzung (wie so oft) mit sozialem Ausschluss verbunden ist, oder genauer: in der Gleichzeitigkeit von Einbezug und Ausschluss (Mecheril 2007). Und er zeigt sich immer dort, wo Differenzsetzungen binären Logiken folgen.

5 Vgl. Kimberlé Crenshaw (1989), die den Gehalt der frühen Texte schwarzer Feminist*innen wie etwa des Combahee River Collective (1977) auf den Punkt gebracht hatte. Zur Rekonstruktion dieser Debatten bis in die 1970er Jahre zurück, vgl. Walgenbach/Pfahl (2017) und aus poststrukturalistischer Perspektive Kerner (2017).

Für eine reflexive Übergangsforschung heißt das: Soll die Perspektive „Übergang“ als Differenzkategorie ergebnisoffen umgesetzt werden, dann kann es dieser Forschung nicht mehr (nur) um Aspekte eines Vorher-nachher entlang von Lebensphasen oder Lebensaltern gehen, sondern um unterschiedliche ineinander verwobene soziale Zustands- und Positionierungswechsel. Dabei können ganz neue Themen als Übergangsthemen in den Blick kommen – so etwa der Übergang in die Mobilität bei Kindern (Freutel-Funke 2023) oder der Übergang ins Sprechen über sexuelle Gewalterfahrungen in der Kindheit (Pohling 2021).⁶ Diese sind als nie abgeschlossene und in sich prekäre Effekte von machtvollen Prozessen der Unterscheidung zu betrachten – in den genannten Beispielen der diskursiven Unterscheidung zwischen verantwortlicher Elternschaft und Vernachlässigung bzw. zwischen Sagbarkeit und Nicht-Sagbarkeit. Dies erfordert, dass die Übergangsforschung ihre Kategorien nicht stillstellt, sondern immer wieder selbst zum Gegenstand macht und diesbezüglich in einer fragenden oder genauer: die eingesetzten Gegenüberstellungen immer wieder differenzierenden Bewegung bleibt (vgl. Hark/Villa 2017).

Mit dieser differenztheoretischen Positionierung wird bereits deutlich, welchen machttheoretischen Perspektiven sich eine reflexive Übergangsforschung anschließt. Im weitesten Sinne sind dies Konzeptualisierungen von Macht, wie sie sich in poststrukturalistischen Sozialtheorien, namentlich bei Michel Foucault und Judith Butler, finden. Diese verabschieden sich von hierarchischen Oben-Unten- oder Zentrum-Peripherie-Modellen. Statt von lokalisierbaren „Zentren der Macht“ auszugehen und damit Macht zu ontologisieren, interessieren sie sich für die Frage, wie sich machtvolle Ordnungen durchsetzen, und suchen hierfür die Machtförmigkeit sozialer Prozesse und Praktiken auf. Es interessieren also vor allem Prozesse, die sich als „auf Handeln gerichtetes Handeln“ (Foucault 2007/1982: 97) beschreiben (und untersuchen) lassen und in Form von Wissensordnungen und Diskursen wirksam werden. „In Wirklichkeit sind Machtbeziehungen definiert durch eine Form von Handeln, die nicht direkt und unmittelbar auf andere, sondern auf deren Handeln einwirkt“ (ebd.: 96). Hierin liegt auch die Nähe zwischen Poststrukturalismus und Praxistheorie: Ohne Praktiken, die in vielfacher Hinsicht situiert, also in machtvollen Anordnungen eingebunden sind, wäre die Vorstellung solcher disparaten Erscheinungsformen von Macht nicht möglich. Und so geht auch Foucault, der ja nicht überall als Praxistheoretiker gehandelt wird – sehr wohl aber bei Schäfer (2013) und dezidiert mit Bezug auf sein Spätwerk bei Schäfer (2019), Wrana (2012) und Fegter et al. (2015) – davon aus, dass Macht nur dort wirksam wird, wo sie in bestimmte Handlungslogiken übernommen und zur Anwendung gebracht wird:

In diesem Sinne heißt Regieren, das mögliche Handlungsfeld anderer zu strukturieren. Der für Macht typische Beziehungstyp ist daher nicht im Bereich der Gewalt und des Kampfes zu suchen und auch nicht im Bereich des Vertrags und der freiwilligen Bindung (die letztlich nur Instrumente der Macht sein können), sondern im Bereich jenes einzigartigen, weder kriegesischen noch juristischen Handlungsmodus, den das Regieren darstellt (Foucault 2007/1982: 97).

6 Siehe auch die Arbeiten auf www.doingtransitions.org.

Dieses Konzept des Regierens ist quasi die praxeologische Fortsetzung des oben formulierten Gedankens, nach welchem Macht in disparaten Erscheinungsformen vorliegt. Macht ist hier eine Relation (Foucault 2007/1982) bzw. ein „Beziehungsbegriff“ (Elias 1979: 42). Diese Konzeption setzt geradezu auf eine gewisse Freiheit der Subjekte⁷, auf ein Mittun, dessen Richtung nicht vorherbestimmt ist, das also empirisch immer offen ist. Dieses Regieren „funktioniert“ also nicht in einer Struktur von Befehl und Gehorsam (diese wäre eher sein Grenzfall) – es funktioniert vor allem über geteilte Wissensbestände, über Diskurse und Wissensordnungen. Es funktioniert in der impliziten Zustimmung zu Normen, Idealen und Diskursen, die wir uns „nicht ausgesucht haben“ (Butler 2001a: 8), die aber nicht fraglos gelten, sondern ihrerseits darauf angewiesen sind, sich in sozialen Praktiken immer wieder zu bestätigen. Ein solches Regieren findet also nicht nur gegenüber anderen statt, sondern gerade auch im Verhältnis zu sich selbst. Hierin liegt der Clou des Subjektivierungskonzeptes, in einem Begriff eine doppelte Bewegung zu fassen (vgl. Rieger-Ladich 2020a): die Unterwerfung unter machtvolle Wissensordnungen und Diskurse und die hierdurch zugleich stattfindende Subjektwerdung. Hierin zeigt sich Macht einmal mehr von ihrer produktiven Seite.

Machtvolle Setzungen sind auf Wiederholung angewiesen – und damit auf Praktiken, in denen sie wiederholt oder erneut aufgerufen werden. Damit komme ich zum zweiten wichtigen Aspekt, mit dem sich der Forschungszusammenhang *Doing Transitions* machttheoretisch positioniert: Iteration ist hier die zentrale Denkfigur, die Judith Butler von Jacques Derrida aufgegriffen und sowohl für das Verdeutlichen eines *doing* als auch der hiermit verbundenen Unkalkulierbarkeit genutzt hat. Durch Iteration öffnet sich ein Raum, in dem solche Setzungen auch überschrieben oder mit neuer Bedeutung versehen – resignifiziert – werden können. Gerade letzteres interessiert Butler, die das Konzept der Subjektivierung von Foucault aufgreift, sich aber wesentlich stärker als jener dem dynamischen Ineinander von machtvollen Prozessen zuwendet, insbesondere den Möglichkeiten des Widerspruchs, der Subversion, des Überschreibens von Ordnungen:

*So wie es fortwährend zu Desubjektivierungen, Resignifizierungen und Readressierungen kommt, so wird auch die Ordnung von Übergängen ständig neu ausgehandelt. Vertraute Übergänge verlieren ihre Bedeutung, andere halten sich zählebig, neue kommen hinzu. In diesen Aushandlungen äußert sich immer auch der Eigensinn der Akteur*innen. Und dieser verdankt sich eben nicht der Renaissance eines starken Subjekts, sondern der Beobachtung, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse nie die Form einer totalitären Schließung annehmen (Rieger-Ladich 2020a: 226).*

Dieser Machtbegriff kommt also, gerade weil er nicht nur für Unterwerfung steht, sondern auch für das Eröffnen von *agency*, nicht ohne grundsätzlich praxeologische und relationale Perspektiven aus.

Für eine reflexive Übergangsforschung ist dies in beide Richtungen spannend: in die Richtung der Adressierung wie in die der Re-Adressierung, in der machtvollen Unterwerfung unter Differenzkategorien genauso wie in den Praktiken der Desubjektivie-

7 Foucault meinte hier dezidiert sowohl individuelle als auch kollektive Subjekte (1982: 97).

rung und Resignifizierung. Es geht ihr gleichermaßen darum, in den Praktiken der Herstellung und Gestaltung von Übergängen die Effekte machtvoller Dynamiken aufzuspüren, wie auch darum, die Möglichkeiten der hierbei freigesetzten *agency* auszuleuchten.

Zusammenfassend ist die Doing-Transitions-Perspektive deutlich erkennbar eine praxistheoretische, aber mit ihr lassen sich – namentlich in den Vorschlägen zu *doing difference* und Intersektionalität – auch gewichtige machttheoretische Argumente ins Spiel bringen: (Übergangs-)Praktiken sind nicht losgelöst von jenen machtvollen Prozessen zu betrachten. Sie führen Differenzsetzungen mit sich, welche ihrerseits auf Wissensordnungen verweisen, die aber selbst nur so lange wirksam sind, solange ihnen Folge geleistet wird. Die Essentialisierungskritik, die in der Perspektive von *doing difference* vor allem die Reifizierung von Differenz in den Blick nimmt, wird flankiert durch subjektivierungstheoretische Konzeptionen, mit denen darstellbar wird, wie sich machtvollen Ordnungen durchsetzen, aber auch verschieben können. Diese mithin hochambivalenten Prozesse sind nun methodologisch aufschlussreich, insofern sie einladen danach zu fragen, wie genau an bestimmten als Übergänge markierten Punkten Subjektivierungen stattfinden und wie genau sich in solchen Subjektivierungsprozessen Übergänge herstellen, gestalten und gegebenenfalls auch transformieren.

2. Relevanzen für die Übergangsforschung und ihre Felder

Die Impulse der soeben ausgeführten machttheoretischen Konzeption für Forschung bzw. für ein erneutes Reflektieren des „Gegenstands“ wurden bereits verschiedentlich aufgegriffen: Daniel Wranas machtsensible Fokussierung auf „diskursive Praktiken“ (Wrana 2012) ist hier genauso zu nennen wie Marion Otts machtanalytische Ethnographie (Ott 2015), Nadine Roses und Norbert Rickens Adressierungsanalyse (Rose/Ricken 2018) ebenso wie die im frühpädagogischen Kontext entwickelte Autorisierungsanalyse von Kerstin Jergus und Christiane Thompson (Jergus/Thompson 2017). Auch Christine Thons Aufschlag einer subjektivierungstheoretisch informierten Biographieanalyse (Thon 2016) leistete hierzu einen wichtigen Beitrag, ebenso wie Susan Fegters mit einer Reihe von Kolleg*innen eingenommene diskurs- und subjektivierungstheoretische Perspektive auf die Gruppendiskussion (Fegter et al. 2015) oder Karen Geipels Vorschlag einer poststrukturalistischen Verschiebung des Blicks auf eben jene Methode (Geipel 2019). In eine ähnliche Richtung ging Steffen Amlings und Alexander Geimers Ansatz einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse (Amling/Geimer 2016). Die Liste der Arbeiten zu dieser machttheoretisch inspirierten qualitativen Forschung ließe sich mühelos verlängern, woran sich die Produktivität, die eine „theoretische Empirie“ entfaltet, erkennen lässt. Alle diese Arbeiten sind von den machttheoretischen Konzepten von Michel Foucault und Judith Butler inspiriert, sowie von den inzwischen zahlreichen bildungsphilosophischen, soziologischen, erziehungs- und kulturwissenschaftlichen Texten, die hieran anschließen (siehe hierzu Ricken et al. 2019; Rieger-Ladich et al. 2020).

Mit diesem machttheoretischen Verständnis – Macht als formativ und konstitutiv, als Praktiken ermöglichend wie auch in Praktiken eingeschrieben, als sedimentiert in Traditionen und organisationalen Gefügen, als unterschiedlich langfristig festgeschrieben oder wieder verflüssigt – eröffnet sich auch für die Übergangsforschung ein breites Feld. Die Erforschung von Übergängen bekommt es so mit einer Gemengelage von

intersektional ineinander verwobenen Praktiken zu tun. Da deren Zusammenspiel nie *ex ante* festgeschrieben oder von einer einzigen Ordnung „abgeleitet“ werden kann, muss es gegenstandsbezogen am konkreten Übergangsphänomen immer wieder neu untersucht werden. Dabei kann sich herausstellen, dass sich in der Herstellung und Gestaltung von Übergängen soziale Ungleichheiten ungebrochen reproduzieren, dass sich historisch aufgeschichtete soziale Segmentierungen durchsetzen (was auf unterschiedliche Zeitlichkeiten und Beharrlichkeiten von *doing difference* verweist); es kann sich aber auch zeigen, dass und wie sich Übergangsphänomene verändern und sich Ungleichheitsverhältnisse modifizieren. Es ist also von einem empirisch offenen Ineinander, Übereinander und Durcheinander unterschiedlicher sozialer Prozesse mit unterschiedlichen Trägheiten bzw. Dynamiken auszugehen. Dabei kommen mit der Übergangsperspektive bevorzugt – wenn auch nicht ausschließlich – jene Phänomene in den Blick, die sich dynamisch verändern und sich womöglich umso schmerzhafter an trägen Institutionen reiben – etwa an den mit dem institutionalisierten Lebenslauf (Kohli 1985) *verbundenen* Normalitäten und Reglements.

Das Feld möglicher Ansatzpunkte für eine solche Übergangsforschung ist dabei nahezu unbegrenzt: Als Forschungs-„Gegenstände“ kommen Praktiken des *doing transitions* in ganz unterschiedlichen Aggregatzuständen infrage:

Institutionen – als in Regeln und Regularien geronnene Gefüge von Praktiken, in denen Übergänge reguliert, gestaltet, überhaupt erst hervorgebracht werden. Sie sind „institutionalisierter“ Ausdruck von Wissensordnungen und lassen sich beispielsweise in organisationalen Abläufen (des Lebenslaufs oder der für diesen hierzulande zentralen Bereiche wie Schulsystem, Arbeitsmarkt, Jugendhilfe etc.) untersuchen.⁸

Diskurse – als mehr oder weniger dominante, normative, immer aber dynamische Ordnungen, die darauf befragt werden können: Was wird wie thematisiert, dramatisiert, relativiert? Was wird de-thematisiert (Haraway 1988) bzw. bleibt unmarkiert (Zerubavel 2018)? Was wird wie in welchen Zusammenhang gebracht? Oder auch die postkoloniale Frage: Was wird tradiert? Wie entstehen Archive (Mbembe 2002)?

Biographische Positionierungen und Re-Adressierungen – als retrospektive Rekonstruktionen, die auch als Praktiken des Erzählens interessieren. In ihnen wird die Herstellung von Übergängen in ihrer ganzen Ambivalenz rekonstruierbar: in Gesten der Unterwerfung unter machtvollen Diskurse genauso wie in Unterbrechungen, Regelverstößen, im Anders-Machen, Anders-Gestalten.

Dabei sind – als Schauplätze für in situ zu untersuchende Praktiken, die Aufschluss geben für die Frage: Wer wird hier wie adressiert? Und wer dreht sich wie um? (Rose/Ricken 2018) – soziale Interaktionen spannend, aber auch Situationen als raumzeitliche Konstellationen für die Herstellung von Übergängen. Es sind historische Dokumente genauso interessant wie aktuelle Selbstdarstellungen von Organisationen, Verordnungen, Gesetzestexte. Es sind für die Hervorbringung von Übergängen soziale Beziehungen genauso interessant wie Zeitlichkeiten und Materialitäten.

Weil davon auszugehen ist, dass Forschungsprojekte – zumal in der Form von Promotionen – nie die ganze Palette der von ihrem Thema her angezeigten Zugänge auch empirisch umsetzen können, ist hier Forschungspragmatik gefragt. So ist es im Sinne einer Selbst-Vergewisserung über die Partialität des jeweiligen Forschungszugriffs

⁸ Dies verweist auf ein praxeologisches Verständnis von Organisationen, zum Beispiel bei Weick (1995) oder Schatzki (2006).

wichtig zu reflektieren, welcher Ausschnitt dieses intersektionalen Zusammenspiels unterschiedlich aggregierter Formen von *doing transitions* genauer betrachtet wird. Dabei können die Relationen, in denen dieser jeweilige Ausschnitt steht, durchaus reflektiert werden, auch wenn sie nicht alle selbst empirisch untersucht werden können.

3. Methodologische Herausforderungen und methodische Konsequenzen: Praxeologisieren – Situieren – Relationieren

Mit diesem Blick auf machtvolle Praktiken der Herstellung von Übergängen im Lebenslauf ist eine zentrale Denkbewegung verbunden, der ein grundlegender methodologischer Status zugeschrieben werden kann: Entsubstanzialisierung. Mit ihr werden „Gegenstände“ nicht als schlicht gegeben angenommen, sondern die Prozesse ihrer Hervorbringung und die Frage nach dem Wie dieser Hervorbringung in den Fokus gerückt.

Mit dieser Wendung bekommen Forschungsfragen eine konstitutionstheoretische Bedeutung. Es lässt sich beleuchten, wie durch den forschersichen Zugriff der Gegenstand überhaupt zum Gegenstand wird. So ist für die Übergangsforschung ganz generell danach zu fragen, was Übergänge erst zu Übergängen „macht“ oder, mit Foucault, wie etwas zum Ereignis wird (vgl. Foucault 2007/1982). Der Verweis auf den Nexus von Wissen und Macht hilft, die Ebene, auf der wir uns dabei befinden, genauer zu markieren: Es geht – noch einmal mit Foucault – um den Schritt vom Interesse an der Akzeptiertheit (hier: eines Übergangs) hin zum Interesse an der Akzeptabilität – zu den Modi, in denen etwas akzeptabel und im strengen sozialen Sinne überhaupt hervorgebracht wird.⁹

Dies hat auch Konsequenzen für den Umgang mit konkreten Forschungsmethoden. Dabei geht es nicht darum, einen Kanon „zulässiger“ Methoden zu erstellen, sondern einen bestimmten, im Folgenden präziser zu beschreibenden Umgang mit existierenden Methoden vorzuschlagen¹⁰: Praxeologisieren, Situieren und Relationieren. Sie werden als auf einander bezogene Umgangsweisen mit dem Repertoire qualitativer Methoden gefasst und betreffen vom ersten Identifizieren eines Forschungs-„Gegenstandes“ über die fortlaufende Gegenstandserzeugung durch die jeweilige Methode bis hin zur Formulierung von Forschungsergebnissen den gesamten Forschungsprozess. Als Formen des methodologischen Umgangs mit Methoden sind sie durchaus keine Neuerfindung der reflexiven Übergangsforschung, sondern können sich auf wichtige Vorschläge der letzten Jahre beziehen, die im Folgenden kurz genannt werden sollen. Dieser Durchgang bleibt notwendigerweise kursorisch und auszughaft, denn in diesem Feld wird

9 Foucaults Ausführungen in „Was ist Kritik?“ sind hier von großer Präzision: Um zu verstehen, was diese „Ensembles“, die uns so selbstverständlich gelten (und als solche Ensembles können wir auch die Übergänge im Lebenslauf fassen), „akzeptabel gemacht hat, muss man hervortreten lassen, dass das gerade nicht selbstverständlich war, dass es durch kein Apriori vorgeschrieben war, dass es in keiner altherwürdigen Tradition festgeschrieben war. *Die Akzeptabilitätsbedingungen eines Systems herausarbeiten und die Bruchlinien seines Auftauchens verfolgen – das sind die beiden korrelativen Operationen*“ (Foucault 1992/1978: 35, Hervorh. B.S.).

10 Dieser resultiert nicht zuletzt aus der Beobachtung, dass gerade in der Befolgung kanonisierter Methoden immer wieder ein gewisser „entifizierender“ Effekt entsteht, und es mitunter auch qualitativer Forschung schwerfällt, Daten konsequent als Dokumente von (Interaktions-)Prozessen und als in diesen Prozessen hervorgebrachte zu behandeln und nicht etwa „repräsentationslogisch als Dokument für etwas dahinterliegendes anderes“ (Geipel 2019: Abschnitt 39).

überaus produktiv gearbeitet, was die Fruchtbarkeit einer Auseinandersetzung qualitativer Methoden mit den genannten Theorieansätzen dokumentiert.

Praxeologisieren: Hier geht es darum, eingeführte Erhebungs- und Auswertungsverfahren (noch) deutlicher auf Praktiken der Herstellung sozialer Realitäten auszurichten und dabei auch die eigene wissenschaftliche Praxis in diesen Herstellungsvorgang einzubeziehen.

In der Analyse von Interview- und Gruppendiskussionstranskripten etwa heißt Praxeologisieren, das Turn-Taking und die Positionierungen der Interviewten noch stärker als „aufgerufene“, zum Teil auch eingeübte soziale Praktiken zu analysieren, die Normalitäten und Orientierungen nicht nur zum Ausdruck bringen, sondern eben auch im Interviewsetting evozieren. Hierfür bietet sich zum Beispiel die dokumentarische Methode der Interpretation an (Bohnsack 1999; Nohl 2006), die mit ihrer Frage danach, was sich in Äußerungen dokumentiert, sehr dezidiert auf soziale Praktiken verweist. Jene werden nicht nur als Zugang zu individuellen Orientierungsrahmen, sondern eben auch zu gesellschaftlichen Orientierungsschemata und damit zu machtvollen Wissensordnungen, die auch im Interview selbst wirksam sind, genutzt. Karen Geipel zeigte am Beispiel der Gruppendiskussion (Geipel 2019), wie in Kombination mit einer poststrukturalistischen Perspektive die Praktiken des Hervorbringens von Wirklichkeiten noch deutlicher hervortreten:

das Sprechen in Gruppendiskussionen [ist] selbst als konstituierend zu verstehen, d.h. als diskursive, performative Praxis, die Bedeutungen im Vollzug produziert, strukturiert und transformiert. Mit dem besonderen Fokus auf Subjektivierung ist das Sprechen mithin als eine Praxis zu begreifen, die zeitgleich Bedeutungen des Subjektseins hervorbringt und durch die sich Prozesse der Subjektivierung in Relation zum Anderen vollziehen (Geipel 2019: Abschnitt 39).

Ähnlich dezidiert und machththeoretisch fundiert beleuchtete der Vorschlag einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse (Amling/Geimer 2017) die performative Dimension von Interviews oder stellte Kerstin Jergus Überlegungen zu einer „praxeologischen Interviewforschung diskursiver Artikulationen“ (Jergus 2014: 57) an, mit denen es ihr um die grundsätzliche Relationalität von Artikulationen in Interviews ging. Bettina Kleiner (2015), die sich in ihrer Arbeit auf episodische Interviews stützte, betonte mithilfe einer subjektivierungstheoretischen Perspektive die Prozesshaftigkeit dieses methodischen Zugriffs.

Auch der Vorschlag der Adressierungsanalyse von Nadine Rose und Norbert Ricken (Rose/Ricken 2018) kann als Variante des Praxeologisierens gelesen werden: Narrationen verlieren ihren herausgehobenen Status, stattdessen richtet sich die Aufmerksamkeit auf Formen der Adressierung und Re-Adressierung. Somit geraten machtvolle Anrufungen in den Blick wie auch die Arten und Weisen, in denen sich die Adressierten umwenden. Rose und Ricken interessieren sich dabei genau für die Verschiebungen, die oben machththeoretisch mit Judith Butler erläutert wurden – die kleineren oder größeren Abweichungen von der Iteration, die mit individuellen Bildungsprozessen genauso verbunden sein können wie mit größerformatigen Prozessen gesellschaftlicher Transformation.

In ethnographischen Zugängen wurde dieser Vorschlag durch Kerstin Jergus und Christiane Thompson in ihrem Projekt *Autorisierungen des pädagogischen Selbst* aufgegriffen, das Fortbildungen im Kontext der Frühpädagogik untersuchte. Auch hier ließen sich deutlich Adressierungen frühpädagogischer Fachkräfte, ihr Hineingerufen-Werden in einen machtvollen Bildungsdiskurs aufzeigen, aber auch Veränderbares, das in und trotz dieser Referenz auf den hegemonialen Bildungsdiskurs in der Frühpädagogik entsteht (Jergus/Thompson 2017). Mit ähnlicher Stoßrichtung ging es Marion Ott, Antje Langer und Kerstin Rabenstein (2012) um eine diskursanalytische Ethnografie, mit der sie unterschiedliche Felder untersuchen. So konnte etwa Marion Ott anhand dieses Zugangs sehr überzeugend das Zusammenspiel von machtvollen Adressierungen und Sanktionierungen in Aktivierungspraktiken im Kontext der Arbeitsmarktpolitik aufzeigen (Ott 2015), Antje Langer das Herstellen von Körperlichkeiten in pädagogischen Kontexten (Langer 2008), Kerstin Rabenstein die Praktiken eines immer auch differenzerzeugenden Geschehens im Unterricht (Rabenstein et al. 2020). Es geht dabei durchgängig um eine „Praxeografie“ (Schmidt 2012), die die performative Dimension sozialer Praktiken insbesondere im Hinblick auf ihre Temporalität, ihre Körperlichkeit und ihre Materialität erschließen kann.

Auch in der Diskursforschung erweist sich Praxeologisieren als wirksame Form, um der Essentialisierung sozialer Phänomene – in diesem Fall: der Hypostasierung von Diskursen – entgegenzuwirken. So wendet sich etwa Daniel Wrana (2014) dezidiert dagegen, Diskurse „aufzusuchen“ und implizit zu hypostasieren, er fragt vielmehr, wie diese überhaupt empirisch zu untersuchen sind. Mit seinem Vorschlag zur Untersuchung diskursiver Praktiken legt er eine Praxeologisierung der Diskursanalyse vor, die für eine reflexive Übergangsforschung überaus hilfreich erscheint. Im Anschluss an Foucaults Archäologie des Wissens geht es Wrana um ein Untersuchen der jeweils für den Gegenstand relevanten diskursiven Praktiken – Äußerungsakte in Interviews, in publizierten Texten, Programmatiken, rechtlichen Bestimmungen, institutionellen Regulierungen oder unterschiedlichsten sozialen Situationen. Gerade deren Wechselspiel, welches feldspezifisch sehr unterschiedlich aussehen kann, ist hier interessant. Insofern eignet sich dieser Zugang auch für die Untersuchung des relationalen Hervorbringens von Übergängen.

Situieren: Diese vor allem auf die grundlagentheoretischen Überlegungen von Donna Haraway (1988) zurückgehende Wendung zeigt an: Die Herstellung und Gestaltung von Übergängen sind, wie jedes andere soziale Phänomen, nicht losgelöst von geschichtlichen, gesellschaftlichen, institutionellen, diskursiven räumlich-materialen, sozial-situativen Kontexten zu betrachten. Dabei sind vorgängige Prozesse und bereits existierende Konstellationen (machtvolle Diskurse, Institutionen, das Sich-Einordnen in bestimmte Sprecher*innengemeinschaften etc.) nicht zu vernachlässigen. Das Doing muss sich vielmehr immer zu bereits Getanem und von Anderen Entschiedenem verhalten, etwa zu institutionell geronnenen Praktiken oder zu einem bestimmten zeitgeschichtlichen Kontext oder einer bestimmten Forschungs- und Thematisierungstradition. Die Subjektformen „existieren nicht in einem luftleeren, machtfreien Raum, sondern im Schnittfeld von sozialen Feldern, Subjektkulturen und Subjektordnungen“ (Alkemeyer et al. 2013: 19).

Wichtig sind also methodische Zugänge, die es erlauben, den Gegenstand jeweils in seiner Situiertheit zu untersuchen. Als Einstieg in solche Untersuchungen bieten sich

die Vorschläge der Situationsanalyse an, und hier insbesondere die mit ihr verbundenen Mapping-Methoden (Offenberger 2019; 2020 im Anschluss an Clarke et al. 2018).

Die methodologische Relevanz einer stärker genealogischen Vorgehensweise hat Hilmar Schäfer herausgearbeitet:

Ihren befremdenden Effekt erreicht sie [die Genealogie, B.S.], indem sie die Nicht-Identität des scheinbar Identischen und die Regelmäßigkeit vermeintlich disparater Phänomene aufweist, indem sie neue Verbindungen herstellt und bisher nicht beachtete Relationen nachzeichnet (Schäfer 2019: 178).

Für viele Thematiken der Übergangsforschung stellt der internationale Vergleich eine wichtige Form der Situierung dar (Walther, 2020). Er hilft nicht nur bei der Distanznahme zu vermeintlichen „Normalitäten“ – etwa von Bildungs- und Erwerbsverläufen –, sondern macht auch deutlich – und dies ist für eine Erforschung von Übergängen zentral –, wie soziale Phänomene mit den jeweiligen Diskursen, Politiken, institutionellen Regulierungen hervorgebracht werden und miteinander verwoben sind. Subjektivierungsformen werden mit einer solchen Vergleichsperspektive gleichermaßen entindividualisiert, wie sie in ihrer spezifischen Formatierung – etwa durch wohlfahrts- und lebenslaufpolitische Kontexte – und damit in ihrer Situiertheit (Politiken im globalen, internationalen wie nationalen Maßstab) erkennbar werden.

Neben den oben bereits genannten Zugängen, in denen machtvoll gesellschaftliche Diskurse dezidiert Berücksichtigung finden, sind im Kontext der Biographicanalyse in den letzten Jahren wichtige Vorschläge gemacht worden, biographische Rekonstruktionen mit subjektivierungstheoretischen Überlegungen zu verknüpfen. So konnte etwa Christine Thon (2016) das biographische Interview noch dezidiert situieren – und dabei dem Vorwurf begegnen, die Biographieforschung führe durch die Hintertür das starke Subjekt wieder ein¹¹.

Methodische Vorschläge, wie auch die Kontexte der eigenen Wissensproduktion systematisch bedacht werden können, genauer: die Situierungen von Wissen in den Blick genommen werden kann, gibt es überall dort, wo auf die eigene Positionalität reflektiert wird – prominent in den Postcolonial Studies, der kritischen Weißseins-Forschung, aber auch im Rahmen des DFG-Graduiertenkollegs *Doing Transitions*, in dem in verschiedenen Projekten die (zeitgeschichtliche, politische, soziale) Situiertheit der Forschungspraxis selbst in den Blick genommen wird. Mit Donna Haraway (1988) gibt es jenseits dieser Situiertheit gar kein Erkennen – jedoch heißt dies, sich das Spezifische der Gegenstandserzeugung durch den jeweils gewählten methodischen Zugriff vor Augen zu führen (vgl. Flugel et al. 2021).

Relationieren¹²: Die genannten Strategien und Vorschläge, Forschung zu praxeologisieren und zu situieren, sind dazu angetan, diese als in mehrfacher Hinsicht relationales Unterfangen deutlich zu machen: Zum einen haben wir es bei Übergängen nie mit Einzelphänomenen zu tun – dem „methodologischen Individualismus“ ist mit einem grundsätzlich relationalen und prozessualen Blick auf relationale Eingebundenheiten

11 Ein Vorwurf, der sich im Übrigen bei genauer Lektüre einschlägiger Texte, etwa von Bettina Dausien (2000), als haltlos erweist.

12 Vgl. hierzu die Überlegungen Rainer Diaz-Bone (2017) zu einer „relationalen Methodologie“.

zu begegnen. Diese Eingebundenheiten sind ihrerseits nicht „unschuldig“ – sie verdanken sich, wie bereits erläutert, immer auch machtvollen Setzungen, Differenz erzeugungen, Sanktionierungen bzw. Normativitäten und sind ihrerseits folgenreich. Zum anderen ist auch die eigene forschende Praxis in dieses relationale Geschehen mit einbezogen.

Wiederum sind die Mapping-Vorschläge der Situationsanalyse – insbesondere in der Form der „relational maps“ (Offenberger 2020) – geradezu prädestiniert dafür, Relationen zwischen Phänomenen aufzuzeigen um diese nicht isoliert, sondern in ihrer Eingebundenheit in (machtvollen) Konstellationen zu untersuchen. Schon im Kodierparadigma der Grounded Theory ist dieser relationale Grundgedanke enthalten.

Um deutlich zu machen, wie sehr die Praktiken des Forschens selbst den „Gegenstand“ (in unterschiedlicher Weise) hervorbringen, können überall da, wo es die Ressourcen erlauben, Mixed-Methods-Designs einen wichtigen Zugang bieten (Schmidt-Hertha 2020; Flugel et al. 2021).¹³ So geht etwa Anna Wanka (2020) im Sinne eines reflexiv-dialektischen Verständnisses von Mixed Methods davon aus, dass unterschiedliche Erhebungsmethoden unterschiedliche Daten hervorbringen und damit auch unterschiedliche Ergebnisse. Diesen Gedanken nutzt sie für eine Kritik an der Idee, dass kombinierte Erhebungsmethoden einander validieren oder komplementieren könnten – stattdessen erlauben sie, gerade wenn sie einander widersprechen, die Gegenstandskonstitution transparent zu machen und kritisch zu beleuchten (Wanka 2020).

Die Relationierung von Forschungsgegenständen und Befunden ist besonders wichtig im Hinblick auf die oben formulierte Kritik an binären Differenzsetzungen: Differenzkategorien (*gender*, *race*, *class* und andere mehr) generieren eine starke Tendenz zur (binären) Reifizierung. Demgegenüber ist das Durchkreuzen solcher Binarisierungen und Oppositionen ein Modus, mit dem deutlich gemacht werden kann, wie sehr sich eben auch Übergangsphänomene Unterscheidungen verdanken und auch insofern als relationale Phänomene zu begreifen sind: Wie werden Unterscheidungen vorgenommen, um Übergänge zu identifizieren? Welche Differenzsetzungen gehen mit Übergängen einher? Und wo werden sie eingeführt auf eine binäre Logik?

Dies wird vor allem dann wichtig, wenn Auswertungsmethoden auf Typenbildung zielen – ein Moment im Forschungsprozess, an dem die Gefahr groß ist, dass die Analyse von Einzelfällen repräsentational wird. Zentral ist hier ein methodologisches Gegensteuern: eine (selbst-)kritische Perspektive auf die Art und Weise des Typologisierens, um der Versuchung zu widerstehen, allzu schnell Ordnung in komplexe Befunde bringen zu wollen. Das heißt nicht, auf Typenbildung generell zu verzichten, sondern sensibel zu bleiben für subsumtive Logiken, die allzu schnell zu „common sense“-Typologien führen (Bohnsack 2010). Statt aus Fällen „Repräsentant*innen“ zu machen, geht es darum, innerhalb dieser Fälle und über verschiedene Fälle hinweg Praktiken zu typologisieren. Diese Praktiken werden anhand einer praxeologischen Typenbildung in konstant vergleichender Perspektive herausgearbeitet. Arnd Michael Nohls Vorschlag einer relationalen Typenbildung verdankt sich der Einsicht in die intersektionalen Verflechtungen, die es verbietet, diese praxeologische Typenbildung am Ende doch wieder auf die bekannten sozialen Strukturkategorien zurückzuführen (Nohl 2013).

13 In ethnografischen Ansätzen sind diese häufig ohnehin schon „Programm“ (vgl. Ott 2015).

Zusammengefasst: Mit den Strategien des Praxeologisierens, Situierens und Relationierens kann systematisch versucht werden, einem zur Substanzialisierung neigenden Denken und Schreiben (nicht nur) in der Übergangsforschung gegenzusteuern. Übergänge im Lebenslauf können so – als systematisch offene Prozesse – in ihrer Kontingenz beforcht und auf Unterbrechungen, Verschiebungen und neue Bedeutungsgebungen hin befragt werden. Damit hält sich diese Perspektive systematisch offen für Transformativität, gerade weil sie die Beteiligung aller Akteur*innen – einschließlich der Forschenden und ihrer Positionalität – in den Blick nimmt.

4. Fazit: produktive Irritationen – eine theoretische Empirie reflexiver Übergangsforschung

Für alle drei der Hand in Hand gehenden Strategien – Praxeologisieren, Situierten und Relationieren – ist die Beobachtung von Stefan Hirschauer relevant, nach der genau genommen jedes Feld jeweils einen Methodenzwang erzeugt – und eine Variation des jeweils kanonisierten Verfahrens erforderlich macht (Hirschauer 2008: 184). Auch Strübing et al. (2018) votieren in ihrer erneuten Beschäftigung mit Gütekriterien für die qualitative Forschung für eine Beweglichkeit bzw. dafür, methodische Zugänge immer wieder passend zu machen:

Anstelle der korrekten „Anwendung“ einer methodologisch [Hervorh. im Original] legitimierten Methode steht die Anforderung flexibler Adaptation von Tools an soziologisch verstandene Gegenstände. Diese Flexibilität verlangt die Zulassung heterogener, auch nicht-eingeplanter Datentypen, Geschicklichkeit in der Datenkombinatorik, sowie Findigkeit und theoretische Beweglichkeit in der Datenanalyse – ein Vorgehen, das insgesamt kreativer und experimenteller sein muss, als es Untersuchungspläne zulassen. [...]. Im Selbstverständnis der qualitativen Forschung folgt die Adjustierung aus der Reflexivität der Forschung: Die phänomenologische Nachgiebigkeit und die Bereitschaft zur beständigen rekursiven Selbstkorrektur ist [sic!] erforderlich, weil theoretische Optik und methodisches Instrumentarium den Gegenstand beständig mitkonstituieren und ihm ihre Eigenschaften und Grenzen aufzwingen (Strübing et al. 2018: 86 f.).

Dieses Nachjustieren und Passend-Machen von Methoden wird damit zu einem elementaren Bestandteil des Forschungsprozesses. Dabei ist es weniger die Frage, welche Methoden besser oder schlechter geeignet sind als andere – es ist vielmehr eine Frage ihres praxeologischen und auch selbstreflexiven Gebrauchs, wobei entscheidend ist, ob sie sich in diese Richtung beweglich zeigen (zum Beispiel welche Form der Typisierung sie vorsehen bzw. inwieweit sich diese Typisierungsform praxistheoretisch modifizieren lässt). Und nochmal: Es geht hier nicht darum, durch die Hintertür doch wieder bestimmte Methoden in die eine oder andere Richtung zu sanktionieren oder sogar bestimmte *practice theory methodologies* auszurufen – denn diese gibt es als solche nicht (Shove 2017).

Vielmehr – und das wollte der Beitrag zeigen – ist es mithilfe der vorgeschlagenen methodologischen Strategien möglich, zu einer machtheoretischen Durchdringung der

Gegenstände reflexiver Übergangsforschung zu gelangen¹⁴: Wenn das, was überhaupt durch die Forschungspraxis einer reflexiven Übergangsforschung erschlossen werden kann, abhängig ist von den Theorietraditionen, in denen diese forschersche Aktivität stattfindet, dann sind diese ihre (macht-)theoretischen Perspektivierungen zentraler Bestandteil der Gegenstandskonstitution. Gleichzeitig haben sie methodologische Konsequenzen, die mit den drei Strategien Praxeologisieren, Situieren und Relationieren benannt wurden – Konsequenzen, welche ihrerseits den Gegenstand auf eine bestimmte Art und Weise hervorbringen.

Eine solche empirische Erforschung hat im besten Fall wiederum Irritationspotential für die jeweiligen grundlagentheoretischen Prämissen – und hilft, diese zu erweitern. Gesa Lindemann macht diesbezüglich den Vorschlag, „die Organisation des Empiriebezugs anhand der Differenz Verifikation/Falsifikation [...] durch die Orientierung an der Differenz Präzision/Irritation“ zu ersetzen (Lindemann 2008: 114):

Eine Irritation kann zum Motiv werden, das Sehinstrument zu verändern, d.h. die Theoriekonstruktion zu modifizieren. Damit muss man herumprobieren, bis es gelingt, die Irritation zu beseitigen und das Phänomen bis auf weiteres wieder präzise zu erfassen (ebd.: 114).

Mit einem solchen Vorschlag kommen Theorie und Empirie in ein produktives Verweisungsverhältnis (vgl. Schäfer/Thompson 2014). Es handelt sich also um ein bewusstes wechselseitiges Queeren von grundlagentheoretischen und gegenstandstheoretischen empiriebezogenen Perspektiven. Methodologie und (macht-)theoretische Positionierung greifen hierbei ineinander: Das Relationieren des „Gegenstands“ „Übergänge“ erlaubt machttheoretische Irritationen, und umgekehrt kann ein relationales Verständnis von Macht immer wieder die Herstellungsbedingungen des „Gegenstands“ genauer ausleuchten und zur Irritation bestehender Forschungsstände führen – einschließlich ihrer „Sehinstrumente“. Mit diesem Wechselbezug ließe sich eine theoretische Empirie reflexiver Übergangsforschung umreißen.

LITERATUR

- Alkemeyer, Thomas, Gunilla Budde und Dagmar Freist (2013): Selbst-Bildungen: Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Praktiken der Subjektivierung, Bd. 1, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839419922.fm>
- Alkemeyer, Thomas, Volker Schürmann und Jörg Volbers (Hg.) (2015): Praxis denken: Konzepte und Kritik, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-08744-9>
- Amling, Steffen und Alexander Geimer (2016): Techniken des Selbst in der Politik – Ansatzpunkte einer dokumentarischen Subjektivierungsanalyse, in: FQS, Forum Qualitative Sozialforschung, 17, Heft 3, Art. 18. Online: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1603181>.
- Amling, Steffen und Alexander Geimer (2018): Subjektivierungsforschung als rekonstruktive Sozialforschung vor dem Hintergrund der Governmentality und Cultural Studies, in: Alexander Geimer, Steffen Amling und Saša Bosančić (Hg.): Subjekt und Subjektivierung, Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse, Konferenzschrift, 2018 Hamburg, Wiesbaden, 19-42. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22313-7_2

¹⁴ Zum Gütekriterium der theoretischen Durchdringung siehe Strübing et al. 2018: 90 f.

- Andresen, Sabine, Petra Bauer, Barbara Stauber und Andreas Walther (Hg.) (2022): *Doing Transitions – die Hervorbringung von Übergängen im Lebenslauf*, Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 68.
- Bohnsack, Ralf (1999³): *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Wiesbaden.
- Bohnsack, Ralf (2010): Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaftigkeit, in: Jutta Ecarius und Burkhard Schäffer (Hg.): *Typenbildung und Theoriegenerierung, Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung*, Opladen, 47-72.
- Butler, Judith (2001a): *Psyche der Macht: Das Subjekt der Unterwerfung*, Edition Suhrkamp, Neue Folge, Bd. 744, Frankfurt am Main.
- Butler, Judith (2001b): *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*, Übersetzt von Jürgen Brenner. Online: <https://transversal.at/transversal/0806/butler/de> (27.4.2023).
- Clarke, Adele E., Carrie Friese und Rachel S. Washburn (2018²): *Situational analysis: Grounded theory after the interpretive turn*, London.
- Combahee River Collective (1977): *The Statement*. Online: <https://combaheerivercollective.weebly.com/the-combahee-river-collective-statement.html> (27.4.2023).
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine*, The University of Chicago Legal Forum, Heft 1, Artikel 8, 139-167. Online als PDF: <https://chicagounbound.uchicago.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1052&context=uclf>.
- Dausien, Bettina (2018): *Biographie und Sozialisation*, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidor (Hg.): *Handbuch Biographieforschung*, Wiesbaden, 197-207. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_17
- Dausien, Bettina (2000): „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung, in: Doris Lemmermöhle, Dietlind Fischer, Dorle Klika und Anne Schlüter (Hg.): *Lesarten des Geschlechts: zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*, Konferenzschrift, 1999 Berlin, Opladen, 96-155. Online als PDF: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-35002>.
- Davis, Kathy (2008): *Intersectionality as buzzword: A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful*, in: *Feminist Theory*, 9, Heft 1, 67-85. <https://doi.org/10.1177/1464700108086364>
- Diaz-Bone, Rainer (2017): *Relationale Soziologie: Theoretische und methodologische Positionierungen zwischen Strukturalismus und Pragmatismus*, Berlin Journal für Soziologie, 27, Heft 3-4, 377-403. <https://doi.org/10.1007/s11609-018-0351-0>
- Elias, Norbert (1970): *Was ist Soziologie?*, Gesammelte Schriften Bd. 5: Grundfragen der Soziologie, Frankfurt am Main. <https://doi.org/10.1515/9783111629902-001>
- Fegter, Susann, Fabian Kessl, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (2015): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung: Theorie, Methodologien, Gegenstandskonstruktionen*, in: Susann Fegter, Fabian Kessl, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (Hg.): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung, Interdisziplinäre Diskursforschung*, Wiesbaden, 9-55. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18738-9_1
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 312, Frankfurt am Main.

- Flugel, Kristin, Elias Schmid, Nicole Vetter, und Anna Wanka (2021): Mehr als soziale Herkunft, Geschlecht und Alter?, Methodisch-methodologische Überlegungen zur Reifikation in der qualitativen sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis, in: Sabine Gabriel, Katrin Kotzyba, Patrick Leinhos, Dominique Matthes, Carina Meyer und Matthias Völcker (Hg.): Soziale Differenz und Reifizierung, Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 85, Wiesbaden, 303-321. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31066-0_12
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge, Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Übersetzt von Ulrich Köppen, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 96, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Übersetzt von Ulrich Köppen, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 356, Frankfurt am Main. Foucault, Michel (2007/1982): Subjekt und Macht, in: Michel Foucault, Daniel Defert und François Ewald (Hg.): Ästhetik der Existenz – Schriften zur Lebenskunst, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1814, Frankfurt am Main, 81-104.
- Foucault, Michel (1992/1978): Was ist Kritik?, Übersetzt von Walter Seitter, Merve, Bd. 167, Berlin.
- Freutel-Funke, Tabea (2023): Zeit für den Alleingang, unveröffentlichte Dissertationsschrift Universität Tübingen.
- Geipel, Karen (2019): Diskurs- und Subjektivierungstheorie meets Gruppendiskussionen: Methodologische Überlegungen zu einer neuen Verbindung, in: FQS, Forum Qualitative Sozialforschung, 20, Heft 2, Art. 20. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.2.3195>
- Gildemeister, Regine (2010³): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung, in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, Geschlecht & Gesellschaft, Bd. 35, Wiesbaden, 137-145. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_17
- Haraway, Donna (1988): Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of the partial perspective, in: Feminist Studies, 14, Heft 3, 575-600. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Hark, Sabine und Paula-Irene Villa (2017): Unterscheiden und Herrschen: Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart, X-Texte zu Kultur und Gesellschaft, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839436530>
- Helsper, Werner, Merle Hummrich und Rolf-Torsten Kramer (2010³): Qualitative Mehrebenenanalyse, in: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Weinheim, München, 119-135.
- Hirschauer, Stefan (2008): Die Empiriegeladenheit von Theorie und der Erfindungsreichtum der Praxis, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie, Zur Relevanz qualitativer Forschung, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1881, Frankfurt am Main, 165-187.
- Hirschauer, Stefan (2020): Undoing differences revisited: Unterscheidungsnegation und Indifferenz in der Humandifferenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie, 49, Heft 5-6, 318-334. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2020-0027>
- Höppner, Grit und Anna Wanka (2021): Un/doing age: Multiperspektivität als Potential einer intersektionalen Betrachtung von Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen, in: Zeitschrift für Soziologie, 50, Heft 1, 42-57. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2021-0005>
- Jergus, Kerstin (2014): Die Analyse diskursiver Artikulationen, Perspektiven einer poststrukturalistischen (Interview-)Forschung, in: Christiane Thompson, Kerstin Jergus und Georg Breidenstein (Hg.): Interferenzen, Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung, Weilerwist, 51-70.
- Jergus, Kerstin und Christiane Thompson (Hg.) (2017): Autorisierungen des pädagogischen Selbst, Studien zu Adressierungen der Bildungs-kindheit, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13811-0>

- Kalthoff, Herbert (2008): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie, Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1881, Frankfurt am Main, 8-32.
- Kerner, Ina (2017): Dimensionen der Intersektionalität: Kritisch-realistische und poststrukturalistische Perspektiven, in: Urs Lindner und Dimitri Mader (Hg.): *Critical Realism meets kritische Sozialtheorie, Erklärung und Kritik in den Sozialwissenschaften*, Bielefeld, 293-314. <https://doi.org/10.1515/9783839427255-011>
- Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität, Rekonstruktion schulischer Differenzenerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher, Studien zu Differenz, Bildung und Kultur, Bd. 1, Opladen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf03fx>
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, Heft 1, 1-29.
- Langer, Antje (2008): Disziplinieren und entspannen, Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie, Zugleich Dissertation, Universität Frankfurt am Main 2007, Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839409329>
- Langer, Antje, Susann Fegter, Fabian Kessl, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (Hg.) (2015): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung: Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen, Interdisziplinäre Diskursforschung*, Wiesbaden.
- Lindemann, Gesa (2008): Theoriekonstruktion und empirische Forschung, in: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hg.): *Theoretische Empirie, Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1881, Frankfurt am Main, 107-128.
- Mannheim, Karl (1964): *Wissenssoziologie, Auswahl aus dem Werk*, Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Neuwied, Berlin.
- Mbembe, Achille (2002): The Power of the Archive and its Limits, in: Carolyn Hamilton, Verne Harris, Jane Taylor, Michele Pickover, Graeme Reid und Razia Saleh (Hg.): *Refiguring the archive*, Dordrecht, Boston, London, 19-26. Online als PDF: https://sites.duke.edu/vms565s_01_f2014/files/2014/08/mbembe2002.pdf.
- Mecheril, Paul (2007): Diversity, Die Macht des Einbezugs. Online: <https://heimatkunde.boell.de/de/2007/01/18/diversity-die-macht-des-einbezugs> (27.4.2023).
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und Dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis, *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 16, Wiesbaden.
- Nohl, Arnd-Michael (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich, *Neue Wege der dokumentarischen Methode, Lehrbuch Qualitative Sozialforschung*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01292-2>
- Offenberger, Ursula (2019): Anselm Strauss, Adele Clarke und die feministische Gretchenfrage: Zum Verhältnis von Grounded-Theory-Methodologie und Situationsanalyse, in: *FQS, Forum Qualitative Sozialforschung*, 20, Heft 2, Art. 6. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.2.2997>
- Offenberger, Ursula (2020): Grounded Theory und Situationsanalyse: Die zweite Generation, in: *QUASUS, Qualitatives Methodenportal zur Qualitativen Sozial-, Unterrichts- und Schulforschung*. Online: <https://quasus.ph-freiburg.de/grounded-theory-und-situationsanalyse-die-zweite-generation/> (27.4.2023).
- Ott, Marion (2015): Praktiken der Aktivierung als komplexes Phänomen untersuchen: Zur Arbeit an einer machtanalytischen Ethnographie, in: Susann Fegter, Fabian Kessl, Antje Langer, Marion Ott, Daniela Rothe und Daniel Wrana (Hg.): *Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung*, Wiesbaden, 231-248. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18738-9_12

- Ott, Marion, Antje Langer und Kerstin Rabenstein (2012): Integrative Forschungsstrategien – Ethnographie und Diskursanalyse verbinden, in: Barbara Friebertshäuser, Helga Kelle, Heike Boller, Sabine Bollig, Christina Huf, Antje Langer, Marion Ott und Sophia Richter (Hg.): *Feld und Theorie: Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie*, Opladen, 169-184. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0gp7.13>
- Pohling, Andrea (2021): Artikulationen Sexueller Gewalt, Biographien, Diskurse und der Übergang zum Sprechen, Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend: Forschung als Beitrag zur Aufarbeitung, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-33357-7>
- Przyborski, Aglaja und Monika Wohlrab-Sahr (2014): *Qualitative Sozialforschung*, Ein Arbeitsbuch, München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Rabenstein, Kerstin, Marian Laubner und Mark Schäffer (2020): Diskursive Praktiken des Differenzierens und Normalisierens, Eine Heuristik für eine diskursanalytische Ethnographie, in: Halyna Leontiy und Miklas Schulz (Hg.): *Ethnographie und Diversität, Wissensproduktion an den Grenzen und die Grenzen der Wissensproduktion, Erlebniswelten*, Wiesbaden, 187-208. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21982-6_8
- Ricken, Norbert, Rita Casale und Christiane Thompson (2019): Subjektivierung, Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven, Schriftenreihe der DGfE-Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie, Weinheim, Basel.
- Riegel, Christine (2016): *Bildung – Intersektionalität – Othering: Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen*, Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839434581>
- Rieger-Ladich, Markus (2017): Ordnungen stiften, Differenzen markieren: Machttheoretische Überlegungen zur Rede von Heterogenität, in: Thorsten Bohl, Jürgen Budde und Markus Rieger-Ladich (Hg.): *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht: grundlagentheoretische Beiträge, empirische Befunde und didaktische Reflexionen*, UTB, Bd. 4755, Bad Heilbrunn, 27-42.
- Rieger-Ladich, Markus (2020a): Subjektivierungspraktiken analysieren und Übergänge erforschen: Grundlagentheoretische Überlegungen, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung, Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 207-230. <https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.13>
- Rieger-Ladich, Markus, Rita Casale und Christiane Thompson (2020): Un-/Zugehörigkeit: Bildungsphilosophische Reflexionen und machttheoretische Studien, Schriftenreihe der DGfE-Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie, Weinheim.
- Rose, Nadine und Norbert Ricken (2018): Interaktionsanalyse als Adressierungsanalyse – eine Perspektive der Subjektivationsforschung, in: Martin Heinrich und Andreas Wernet (Hg.): *Rekonstruktive Bildungsforschung, Zugänge und Methoden, Rekonstruktive Bildungsforschung*, Bd. 13, Wiesbaden, 159-175. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18007-2_11
- Schäfer, Alfred und Christiane Thompson (Hg.) (2014): *Arbeit am Begriff der Empirie*, Wittenberger Gespräche II, Halle-Wittenberg.
- Schäfer, Hilmar (2013): *Die Instabilität der Praxis: Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*, Zugleich überarbeitete Dissertation, Frankfurt an der Oder 2012, Weilerswist.
- Schäfer, Hilmar (2019): Kritik als Praxis der Distanzierung: Zum sozialwissenschaftlichen Analysepotenzial von Michel Foucaults Spätwerk, in: Antje Langer, Martin Nonhoff und Martin Reisigl (Hg.): *Diskursanalyse und Kritik, Interdisziplinäre Diskursforschung*, Wiesbaden, 169-191. https://doi.org/10.1007/978-3-658-02180-1_8
- Schatzki, Theodore R. (2006): On Organizations as they happen, in: *Organization Studies*, 27, Heft 12, 1863-1873. <https://doi.org/10.1177/0170840606071942>
- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken – Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 2030, Frankfurt am Main.

- Schmidt-Hertha, Bernhard (2020): Mixed-Methods in der Übergangsforschung, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung, Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 165-181.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.11>
- Shove, Elizabeth (2017): Practice theory methodologies do not exist. Online: <https://practicetheorymethodologies.wordpress.com/2017/02/15/elizabeth-shove-practice-theory-methodologies-do-not-exist/#more-668> (28.4.2023).
- Spies, Tina (2017): Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs: Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall, in: Tina Spies und Elisabeth Tuidt (Hg.): *Biographie und Diskurs, Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen, Theorie und Praxis der Diskursforschung*, Wiesbaden, 69-90.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4_4
- Stauber, Barbara (2020): Doing difference by doing transitions: differenz(ierungs)theoretische Grundüberlegungen für die reflexive Übergangsforschung, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung: Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 231-252.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.14>
- Strübing, Jörg, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung: Ein Diskussionsanstoß, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 47, Heft 2, 83-100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>
- Thon, Christine (2016): Biographischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 62, Heft 2, 185-198.
- Walgenbach, Katharina und Lisa Pfahl (2017): Intersektionalität, in: Thorsten Bohl, Jürgen Budde und Markus Rieger-Ladich (Hg.): *Umgang mit Heterogenität in Schule und Unterricht*, UTB, Bd. 4755, Bad Heilbrunn, 141-158.
- Walther, Andreas (2020): Wohlfahrtsstaaten – Regimes der Gestaltung von Übergängen: Rekonstruktion durch internationalen Vergleich am Beispiel von Übergängen in Arbeit, in: Andreas Walther, Barbara Stauber, Markus Rieger-Ladich und Anna Wanka (Hg.): *Reflexive Übergangsforschung, Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen, Reflexive Übergangsforschung – doing transitions*, Bd. 1, Opladen, 143-164.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvt1shdx.10>
- Wanka, Anna (2020): *Reflexive mixed methods*, Internes discussion paper, Methodenworkshop Anonymous project, 12.-15.5.2020.
- Weick, Karl E. (1995): *Der Prozeß des Organisierens*, Übersetzt von Gerhard Hauck, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1194, Frankfurt am Main.
- West, Candace und Don H. Zimmerman (1987): Doing Gender, in: *Gender und Society*, 1, Heft 2, 125-151. <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- West, Candace und Sarah B. Fenstermaker (1995): Doing Difference, in: *Gender und Society*, 9, Heft 4, 8-37. <https://doi.org/10.1177/089124395009001002>
- Wrana, Daniel (2014): Zum Analysieren als diskursive Praxis, in: Martin Reisigl, Juliette Wedl, Daniel Wrana und Alexander Ziem (Hg.): *Diskursforschung, Ein interdisziplinäres Handbuch*, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen, Bielefeld, 634-644.
<https://doi.org/10.1515/transcript.9783839427224.634>
- Wrana, Daniel (2012): Diesseits von Diskursen und Praktiken: Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis, in: Barbara Friebertshäuser, Helga Kelle, Heike Boller, Sabine BOLLIG, Christina Huf, Antje Langer, Marion Ott und Sophia Richter (Hg.): *Feld und Theorie: Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie*, Opladen, 185-200.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0gp7.14>

Zerubavel, Eviatar (2018): Taken for granted, The remarkable power of the unremarkable, Princeton, Oxford. <https://doi.org/10.23943/9781400889464>

Zusammenfassung

Die Frage, was durch eine empirische Forschungspraxis überhaupt erschlossen werden kann, ist abhängig von den jeweiligen theoretischen Perspektiven, in denen diese forschersche Aktivität stattfindet. Der Artikel nimmt nach einer grundlegenden Erinnerung an das Konzept der theoretischen Empirie die Bedeutung poststrukturalistischer machttheoretischer Perspektivierungen für das Feld der Übergangsforschung in den Blick. Genauer: Er fragt danach, inwiefern mit solchen machttheoretischen Positionierungen auch bestimmte methodologische Perspektivierungen verbunden sind. Nach einem Aufschlag, der den Zugang einer reflexiven Übergangsforschung umreißt und deren machttheoretische Prämissen in ihrer Relevanz für deren Forschungsfelder ausweist, werden zentrale methodologische Herausforderungen an empirische Forschung in diesen Feldern formuliert und auf existierende Methodenangebote bezogen. Letztere werden einer dezidiert praxeologischen Lesart unterzogen, die die eigene Forschungspraxis wie auch ihre „Gegenstände“ situiert und relationiert. Damit kann der Tendenz im empirischen Arbeiten, Entitäten zu isolieren, gegengesteuert werden und das existierende Methodenrepertoire bewusst dazu genutzt werden, den Prozesscharakter, die Situietheit und relationale Verwobenheit ihrer „Gegenstände“ deutlich zu machen. Praxeologisieren, situieren und relationieren sind mithin Strategien, denen ein Irritationspotential zugeschrieben werden kann, das in der Forschung generell erwünscht, einer reflexiven Übergangsforschung aber besonders zuträglich ist.

Annotationen zum Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik Ulrich Oevermanns

Klaus Kraimer

Zur Einleitung

Die Objektive Hermeneutik in Erinnerung zu rufen (vgl. zur Würdigung Gruschka 2021; Allert 2022; Kraimer 2022) oder neu zu entdecken, um ihren Aufbau konstitutionslogisch und methodologisch zu durchdringen – dazu soll der folgende Text anregen. Schon deren Grundbegriff der Ausdrucksgestalt, den Oevermann als begriffliche Einheit für jegliches relevante Datenmaterial fasst und mit dem Aspekt des Ausdrucksmaterials verbindet, an das die Empirie von objektiven Bedeutungsstrukturen gebunden ist, zeigt die Orientierung an der empirischen Realität der objektiven, latenten Sinnstrukturen, die außerhalb der mentalen Repräsentanz eines Erzeugers oder Rezipienten liegen, die zugleich eine empirische Realität und ein Potenzial darstellen.

Mit der Objektiven Hermeneutik „übereinkommen“, sie zu studieren, in die Forschung zu übertragen, bedeutet eine je eigene, autonome Rezeptionspraxis, idealiter im Sinne Kants als ästhetische Erfahrung. Um die Annäherung daran gangbarer werden zu lassen, sind später im Text einige vielleicht hilfreiche Hinweise auf Oevermanns (Bildungs-)Biographie enthalten. Denn auch abseits vom Schreibtisch hat er mit verblüffend viel Witz, ungemein kenntnisreichem Detailwissen in nahezu allen Lebensbereichen und mit erstaunlicher Kondition brilliert. Authentisch, stets neugierig, an Problemlösungen interessiert und an Erkenntnis, dies charakterisiert seine Bildungsbiographie wie etwa schon in seiner Untersuchung schichtenspezifischer Sozialisationsbedingungen und deren Einfluss auf das Sprachverhalten (1970). Seine innovative Methodenentwicklung folgt der Notwendigkeit, den realen Prozess, der untersucht werden soll, nicht artifiziell zu zerlegen, sondern ganzheitlich und nicht subsumtionslogisch zu bestimmen.

Ohne auf seine wissenschaftstheoretischen Überlegungen detailliert eingehen zu können (etwa auf die charakteristische Weise der Strukturerschließung, die Peirce Abduktion nennt, oder auf die Generalthese einer Kritik am subsumtionslogischen Vorgehen in der Datenerhebung und -auswertung) wird zunächst das Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik im Zuge seiner Entwicklung skizziert. Im Kontrast zu verbreiteten, subsumtionslogischen Verfahren, die das Etikett „qualitativ“ tragen, werden Impulse für den Einsatz seines rekonstruktionslogischen Verfahrens gegeben. Dieses geht weit über eine Paraphrasierung hinaus, lässt das aufschlussreiche Detail bewahren und per Strukturgeneralisierung Gesetzmäßigkeiten erkennen. Dafür sind standardisierte Prozeduren aufgrund der Zerlegung des Forschungsmaterials durch Kategorisierung oder Kodierung ungeeignet.

Das Konzept der Lebenspraxis, das im Anschluss an den Einblick in das Theorie- und Forschungsprogramm referiert wird, bestimmt Oevermann als widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung sowie als Bewährung. Im Kontext der Sinnstrukturiertheit regelgeleiteten Handelns gehören Krise und Autonomie konstitutionstheoretisch zusammen. Das Subjekt kann prinzipiell an jeder Sequenzstelle seiner Lebenspraxis hypothetische Welten als Möglichkeiten von Zukunftsentwicklung konstruieren, ein rationales Entscheidungskriterium steht angesichts sich ausschließender Optionen nicht zur Verfügung. Dies dürfte in der Darstellung deutlich werden, auch ohne explizite Diskussion von Rationalitätsmaßstäben für krisenhafte Entscheidungen in elementaren Lebensfragen. Die Krisentypen, die Oevermann herausarbeitet, etwa die traumatisierende Krise, die uns krisenhaft überrascht, Routinen beendet, oder die Krise durch Muße und ihr entsprechender Modus der ästhetischen Erfahrung weisen etwas Gemeinsames auf; sie bilden die Grundlage zur Herstellung von lebendiger Erfahrung (vgl. Oevermann 2004b: 212 f.).

Das Deutungsmusterkonzept, das dieser Beitrag kurz behandelt, bietet vielfach Anschlussmöglichkeiten; es durchdringt gleichsam alle der genannten Forschungsgebiete. Deutungsmuster stellen in ihrer Funktion zur Bewährung zur Auflösung von Krisen (in der immer wiederkehrenden Typik von existentiellen Problemstellungen) sowohl historisch-epochale Gebilde dar als auch solche, die der universellen Bedingung von Gültigkeit unterworfen sind – im Unterschied zu anderen Wissens- oder Bewusstseinsformationen wie Einstellungen, Ideologien, Meinungen. Sie organisieren die Alltagserfahrung einer Epoche so, wie Theorien das wissenschaftliche Datenmaterial (vgl. Oevermann 2001b: 10).

Die knappe Darstellung der revidierten Professionalisierungstheorie konzentriert sich auf das Modell der stellvertretenden Krisenbewältigung, ursprünglich von Oevermann als stellvertretende Deutung bezeichnet. Das Modell begreift professionelles Handeln im Kern als eine Vollzugsrealität: Was die Praxis selbst in der Krisenhaftigkeit und Offenheit ihrer Tätigkeit vollbracht hat, kann nur nachträglich rekonstruierend erschlossen werden. Professionalisiertes Handeln besteht wesentlich in der Vermittlung von Theorie und Praxis, in der Respektierung und Wiederherstellung von Formen der beschädigten Autonomie – dies sind Ergebnisse im Anschluss an die klassische Professionstheorie, die Oevermann wiederbelebt hat, um ihre analytischen Defizite zu überwinden. Ebenfalls knapp erfolgen schließlich Hinweise zur Biographietheorie und zu Oevermanns Biographie.

Zum Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik

Die dem Modell der Objektiven Hermeneutik folgenden Verfahren der Sinnauslegung in den Sozialwissenschaften stellen eine grundlegende Operation des Messens bzw. der Erzeugung theorierelevanter Daten dar (vgl. Oevermann et al. 1979: 352). Sie fügen sich nicht in die simple Unterscheidung von „quantitativ“ oder „qualitativ“ ein, die irreführend ist: Für die Vorgänge der Datenerhebung – die von denen der Datenauswertung zu unterscheiden sind –

geht es im Wesentlichen in den beiden Unterdimensionen des sozialen Arrangements bei der Erhebung und der Techniken der Protokollierung um die Differenz

von standardisierten und nicht-standardisierten Verfahren. Bei der Datenauswertung dagegen ist entscheidend die Differenz zwischen einem subsumtionslogischen und einem rekonstruktionslogischen Vorgehen (Oevermann 2001b: 60).

Im Vergleich beider Verfahrenstypen diskutiert Oevermann (2004a) die elementare Problematik der Datenlage in der quantifizierenden Bildungs- und Sozialforschung. Den darin herausgestellten Problemen und Nachteilen quantifizierender Sozialforschung wie Detaillierungs-, Prägnanz-, Präzisions- und Informationsverlusten sowie Denaturierungen von Fallkonkretion und -spezifität des Gegenstandsbereiches der sinnstrukturierten Welt stellt er seine Position einer rekonstruktionslogischen, hermeneutischen Sozialforschung gegenüber: Das Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik, das im Zuge eines Andockmanövers zwischen theoriesprachlich eingeführten Begriffen und den Tatsachen bzw. Gehalten der erfahrbaren Welt die darin wirksam werdende sequenzanalytisch strukturierte Rekonstruktion des Forschungsmaterials möglich werden lässt.

„Objektive Hermeneutik“ bleibt seine Bezeichnung für die Begründung einer hermeneutischen Erfahrungswissenschaft, obzwar Oevermann zwischenzeitlich den Begriff „strukturelle Hermeneutik“ für sein Programm in Erwägung gezogen hatte. So, wie Freuds Metapsychologie als „Abenteuer der Reflexion“ (Ricœur 1974: 449) charakterisiert wurde, lässt sich Oevermanns Objektive Hermeneutik im Vollzug einer Fallrekonstruktion (vgl. zum Beispiel Oevermann 2023) mit dem Methodenmodell der Sequenzanalyse als „Abenteuer der Erfahrung“ verstehen, das mit der Einnahme der Einstellung „künstlicher Naivität“ beginnt Jegliche Verwendung von schon vorhandenem Kontextwissen über den Analysegegenstand hinaus wird hier vermieden:

Statt wie sonst üblich das schon vorhandene kumulierte Wissen an das konkrete Datenmaterial heranzutragen und dessen Besonderheiten entsprechend durch Subsumtion unter dieses Wissen einschließlich seiner theoretischen Aufarbeitung mehr oder weniger klassifikatorisch „aufzuschließen“ und sich dann über Auffälligkeiten zu beugen, die sich dieser Subsumtion nicht glatt fügen, wird hier genau umgekehrt vorgegangen: Es wird rein immanent durch Rekonstruktion in der „Sprache des Falles selbst“ die latente Sinnstruktur der vorliegenden Ausdrucksgestalt aufgeschlossen (Oevermann 2008: 44).

Dies lässt sich gut am Beispiel der Rekonstruktion von Sinnzusammenhängen wörtlich aufgezeichneter Interaktionen von Familien (vgl. Oevermann et al. 1979) zeigen, die zu neuen Erkenntnissen in der Sozialisationsforschung und deren hermeneutischer Fundierung beigetragen haben. Soeffner wies mit Bezug auf das methodische Vorgehen der Objektiven Hermeneutik in der aufbrechenden Diskussion zur Qualität hermeneutischer Verfahren auf die zentrale Differenz zu quantifizierenden Verfahren der empirischen Sozialforschung hin:

Man übersah in der Freude an der instrumentellen Verfügbarkeit der großen Zahlen, dass quantitative Verfahren in der Sozialwissenschaft grundsätzlich nichts anderes darstellen als – lediglich forschungsökonomisch begründete – Verkürzungen hermeneutischer Verfahren (Oevermann) und dass die quantitative Analyse ohne eine hermeneutische Grundlegung und eine Rückkopplung an

ihr – hermeneutisches – Fundament schon ihren Namen kaum verdient (Soeffner 1979: 2).

Somit ruht die hermeneutische Begründungsstruktur auf einer detaillierten, möglichst naturalistischen, nicht standardisierten Datenerhebung und -auswertung auf. Besonders Kinder geben

naturgemäß in ihrer Beteiligung an sozialisatorischen Interaktionen Anlass zur Erzeugung von latenten Sinnstrukturen [...], die das, was sie – die Kinder – mental, also kognitiv und emotiv, repräsentieren können, erst recht, was sie bewusst planen und antizipieren können, an Reichhaltigkeit und Strukturiertheit weit übersteigen, so dass man von daher als Forscher gezwungen wird, die Ebene dieser latenten Sinnstrukturen bzw. objektiven Bedeutungen zu betreten, die durch algorithmisch operierende generative Regeln der Sprache und des Sprechhandelns erzeugt werden. Sobald man [...] dafür Verfahren der Rekonstruktion entwickelt hat, bemerkt man, dass das, was für das Handeln von Kindern spezifisch zu sein scheint: die Diskrepanz zwischen objektivem und subjektiv gemeintem Sinn, für die menschliche Praxis generell gilt, bei Kindern aufgrund ihres ontogenetischen Entwicklungsstandes nur besonders deutlich ausgeprägt. Angesichts dessen wird sofort evident, dass man methodologisch, um den subjektiv gemeinten Sinn eines Handelns erschließen zu können, zuvor den objektiven Sinn des Gesagten, der Ausdrucksgestalt bzw. des Protokolls dieses Handelns erschlossen haben muss (Oevermann 2008: 43).

Damit war die Realität der latenten Sinnstrukturen methodologisch konstituiert, „eine Realität, die den Hume’schen Empirie-Begriff sprengt, weil sie nicht sinnlich wahrnehmbar und insofern abstrakt und nicht konkret ist. Sie kann nur gelesen werden, und methodisch genau wird sie erst ‚gelesen‘, wenn sie sequenzanalytisch rekonstruiert wird“ (ebd.: 43 f.). Mit der Erkenntnis, dass bereits in der Anfangsphase einer Untersuchung die methodische Notwendigkeit besteht, „natürliche“ Daten zu erheben und diese in der Abfolge sequenzanalytisch zu rekonstruieren, um deren inneren, eigenlogischen Zusammenhang adäquat wahrnehmen zu können, geht die in-situ-Forschung einher, von deren Bedeutung Oevermann vor dem Hintergrund seiner Lebensgeschichte als Soziologe in zwei berufsbiographisch-narrativen Interviews erzählt hat (vgl. Garz et al. 2019). Der Beginn seiner Forschungen zu Bildung und Sozialisation setzte mit dem Projekt „Elternhaus und Schule“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin ein. Besonders interessierte ihn, wie Kreativität bei Kindern entstehen kann, gerade auch unter ungünstigen Bedingungen. Dies führte zu dem Grunderklärungsproblem der Entstehung des Neuen, von Emergenz in der Untersuchung von Kommunikationsstrukturen in Familien. Eine Interaktionssequenz aus dem Ausdrucksmaterial (vgl. Oevermann et al. 1979) soll dies als Beispiel für das Vorgehen zur exemplarischen Rekonstruktion latenten Sinns verdeutlichen und die Perspektive aufzeigen, die der Konstruktion der Objektiven Hermeneutik zugrunde liegt.

Zum Kontext der Szene:

Ausschnitt von ca. 20 Sekunden aus der Mitte einer Familienbeobachtungssitzung im Elternhaus, in der ein gemeinsames Abschiedessen stattfindet, von der Mutter vorbereitet. Während die Familie in der Essecke des Wohnzimmers sitzt (Mutter, Vater, vierjährige Tochter, fünfeinhalbjähriger Sohn), sitzen die Forschenden wie auch in den vorangegangenen Sitzungen üblich, am Couchtisch, vor einem Sofa, um die Differenz zwischen Familie und Beobachter aufrechtzuerhalten. Die Transkription wird hier in vereinfachter Weise dargestellt, ohne auf die Konzepte, die in späteren Abschnitten des Originaltextes (Oevermann et al. 1979) behandelt werden, einzugehen.

- 47 K [6] 7: *danke ebenfalls, 'n guten Appetit (affektiert, nachahmend)*
 48 M 16: *mehm*
 49 V 10: *Mampf, mampf*
 50 K1 8: *Guten Appetit, Frau Schütze (affektiert)*
 51 B2 7: *Guten Appetit, Paul (Tonfall nachahmend)*
 52 K 1: *Danke ebenfalls, danke gleichfalls (affektiert)*
 53 V 11: *oder M 16: pschsch!*
- 54 B1 6: *hahaha, mhm, die schmecken ja gut*
 55 M 17: *Komm, eß, bitte*
 56 K1 10: *Danke ebengleichfalls (affektiert)*
 57 M 18: *habe den ganzen Tag schon Appetit drauf gehabt*
 58 B1 7: *Bitte?*
 59 M 19: *ich hab' den ganzen Tag schon Appetit drauf gehabt (lachend)*
 60 B2 8: *lacht*
 61 V 12: *na, die kann se ganz gut*
 62 B1 8: *nea, die sind, schmecken wirklich sehr gut*
 62a V 12a: *ja, ja, gleichzeitig mit 62 B1 8*
 62 B1 8: *Mir geht's manschmal so, da hat man Zeiten, da hat man so'n richtigen Japs da drauf, nich*
 63 M 20: *ja, ja,*
 64 V 13: *Also, wenn du so weiter machst, du, da können wir se bald verkaufen*
 65 B2 9: *hm*
 66 M 21: *(lacht)*
 67 B1 9: *(lacht)*
 68 M 22: *(lachend) naja, gleich hier // So gut sind sie auch wieder nich*
 69 K1 11: *Ja, sind die selbstgemacht?*
- 70 M 23: *Natürlich 14: (räuspert sich)*
 71 V 14: *Spezialität*
 73 K1 12: *selbstgemachte*

Oevermann et al. rekonstruieren zur exemplarischen Interpretation der Szene zunächst die Präliminarien zur Einrichtung der sozialen Figur „Essen mit Gästen“, analysieren die jeweiligen Situationsdefinitionen der Anwesenden im Zuge von gedankenexperi-

mentellen Überlegungen und wenden die Methode der Sequenzanalyse auf die kommunikativen Akte 54 bis 69 zur systematischen Entwicklung von Lesarten an. Hier soll die Äußerung des Vaters (61 V 12) als Beispiel dienen: Der Vater kann den objektiv disqualifikatorischen Sinn seiner Äußerung nicht wahrnehmen und nicht verhindern (vgl. Oevermann 1979 et al.: 364). Gegen eine solche Interpretation, die das Verhalten des Vaters in ein dermaßen schlechtes Licht rückt, so die Autoren, wäre der Einwand berechtigt, dass ihm dadurch viel Schlimmes unterstellt würde – wenn die Interpretation implizierte, der Vater habe „bewußt“ so gehandelt (ebd.: 359). Dieser kurze Ausschnitt aus der Sequenzanalyse einer in-situ-Forschung zeigt also exemplarisch auf, dass der Vater (und auch die Mutter) die soziale Realität der latenten Sinnstruktur erzeugen, ohne dass beide einen vollständigen, intentional repräsentierten Begriff davon realisieren können.

Wie in diesem Beispiel ist in-situ-Forschung zur Entschlüsselung von Ausdrucksgestalten, die zugleich Protokolle von Tarnhandlungen sein können, für die Objektive Hermeneutik zentral. Etwa in der kriminalistischen Forschung (vgl. Oevermann et al. 1985), in der Erforschung von Krankheiten und in der kunstgeschichtlichen Forschung (vgl. Oevermann 2000b; Ritter 2004) ist dies mit Fragen verbunden: Wie kann ein Spurentext entschlüsselt werden, wie der Symptomtext einer Krankheit, wie lässt sich eine Tarnhandlung in der Fälschung eines Kunstwerkes entziffern? Von der ersten Berührung mit dem, was an Spuren übrig ist, bis zur Dechiffrierung verbinden sich zwei Phasen der Ermittlungsarbeit: (1) das Abstandnehmen von der naheliegendsten Hypothese und (2) die scharfe Formulierung einer Suchhypothese. Das Theorie- und Forschungsprogramm der objektiven Hermeneutik stellt sich entsprechend wie folgt dar:

1. „Gegenstand der Sinnauslegung in der Objektiven Hermeneutik sind – bezogen auf einzelne Äußerungen oder Handlungen – *objektive Bedeutungsstrukturen* bzw. – handelt es sich nicht bezogen auf Sequenzen von Handlungen oder Äußerungen – *latente Sinnstrukturen*“
2. „Im Zentrum der objektiv hermeneutisch verfahrenen Forschungspraxis steht die *Operation der Sequenzanalyse*“
3. „Fallrekonstruktionen kristallisieren Fallstrukturgesetzmäßigkeiten aus den sequenzanalytisch explizierten latenten Sinnstrukturen von Protokollen von Äußerungen oder Handlungen einer je konkreten Lebenspraxis aus“
4. „Die objektive Hermeneutik bricht den viel beschworenen hermeneutischen Zirkel der traditionellen sinnverstehenden Methoden der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften auf“ (Oevermann 2003: 28 ff., alle Hervorh. im Original).

Das Prozedere der Datensammlung und die Methoden der Datenerhebung variieren in Abhängigkeit vom Untersuchungsgegenstand (wenn zum Beispiel Dokumente bereits vorhandenen sind oder eigens erhoben werden wie zum Beispiel in der Beobachtung, bei der Befragung). Im Kern ist jedes Ausdrucksmaterial durch die Sequenzanalyse erschließbar, um die „hinter“ dem subjektiv Vermeinten sich verbergende objektive Realität zum Vorschein zu bringen. Dazu hat sich die möglichst vollständige, chronologisch geordnete Dokumentation der objektiven Daten und deren sequenzielle Interpretation bewährt (vgl. Garz 2022). Generell zu beachten ist die Differenz bzw. die Unter-

scheidung zwischen dem Protokoll von Wirklichkeit (jedes erfahrungswissenschaftliche Datum der sinnstrukturierten Welt als Ausdrucksmaterial) und der protokollierten Wirklichkeit, die als Operation der Lebenspraxis selbst der Vergangenheit angehört.

Zur Struktur von sozialen Deutungsmustern

Oevermanns Überlegungen zur Struktur sozialer Deutungsmuster wurden durch ein unveröffentlichtes Manuskript aus dem Jahre 1973 bekannt, das als „graues Papier“ erhebliche Resonanz fand und den sogenannten Deutungsmusteransatz begründete. Der Text ist in einer Druckversion (erst 2001c) erschienen, und Oevermann sah sich auf Grund der Aktualität der programmatischen Grundrichtung der Thematik – dem Unbehagen an der Einstellungsmessung und der Umfrageforschung – veranlasst, eine weitere Bearbeitung zu veröffentlichen (2001b). Ausgehend von den ursprünglichen Überlegungen, Erziehungsziele und -stile von Eltern im Kontext allgemeinerer Wertorientierungen jenseits der in „Variablen-Komplexe“ zerfaserten Einflussgrößen zur Geltung zu bringen, stieß ihn die Chomsky-Theorie hier früh auf

die Möglichkeit von Bewußtseinsstrukturen, die als epistemische wie schweigendes Wissen, tacit knowledge, operieren [...], nach dem Muster von Argumentationszusammenhängen in sich architektonisch aufgebaut sind und als solche das Handeln bestimmen, indem sie dieses gewissermaßen algorithmisch dadurch erzeugen, daß sie ein Urteil der Angemessenheit in seine Edition einbauen (2001b: 35 f., Hervorh. K.K.).

Hier soll lediglich auf den Kern des Deutungsmusterkonzepts hingewiesen werden, den Oevermann (ebd.: 38 ff.) neben der Kontrastierung von Deutungsmustern mit benachbarten Konzepten für Bewusstseinsinformationen wie latenten Sinnstrukturen, Meinungen oder Ideologien und mit Bezug auf den Status impliziten Wissens sowie einem Exkurs zu den Konzepten „kulturelles Gedächtnis“ und „Erinnerungskultur“ herausgearbeitet hat. Deutungsmuster lassen sich als relativ zeitstabile „Theorien“ verstehen, die ein Deutungsreservoir enthalten, das individuell der Orientierung und Rechtfertigung dient:

Das sprachlich konstituierte Bewußtsein der Lebenspraxis steht ständig vor objektiven, krisenträchtigen Problemstellungen: z. B. der Aufrechterhaltung von Gerechtigkeit, der Bewährung angesichts der Endlichkeit des Lebens [...] der Lösung von Beziehungskonflikten, der Alternative von Krieg und Frieden, usf. Für solche in ihrer Typik immer wiederkehrenden Problemstellungen benötigt dieses Bewußtsein einer krisenfähigen Lebenspraxis feststehende, voreingerichtete Interpretationsmuster, um auf einem Grundstock von Überzeugungen aufbauend mit einer je eigenen Problemlösung beginnen zu können oder um von vornherein die Krise gar nicht erst als Krise aufkommen zu lassen. Deutungsmuster sind also krisenbewältigende Routinen, die sich in langer Bewährung eingeschliffen haben und wie implizite Theorien verselbständigt operieren, ohne dass jeweils ihre Geltung neu bedacht werden muß (Oevermann ebd.: 38).

Perspektivität, Plausibilität, Latenz, Reduktion von Komplexität, Kontinuität, Konsistenz, Persistenz früherer Erfahrungen, gesellschaftliche Vermitteltheit, relative Flexibilität – dies sind charakteristische Bestandteile von Deutungsmustern.

In der Deutungsmusterforschung kann auf bereits vorhandene Materialien zurückgegriffen werden, die neben der Interviewanalyse zur Verfügung stehen, wie dies bei Briefen, Tagebüchern, Dokumenten, Fotos, Bauten, Appellen, Flugblättern oder Reden der Fall ist. Zu den Prozeduren der Entdeckung und Rekonstruktion von Deutungsmustern soll kurz erwähnt sein, dass Techniken der Datenerhebung, die in der Befragung eine problematische Fraglichkeit an den Anfang stellen und beim berichteten Erleben konfrontierende Einwürfe im Zuge eines lebendigen Interesses an der Thematik geltend machen, gut geeignet sind und zwar im Unterschied zum narrativen Interview: „Deutungsmuster lassen sich also, wie andere Formen impliziten Wissens auch, am besten identifizieren, wenn man detailliert Ausdrucksformen dieses ihres Operierens in einem Prozeß des krisenlösenden Bestimmens zum Gegenstand einer rekonstruktionslogischen Analyse machen kann“ (ebd.: 65).

Deutungsmuster sind prinzipiell in jedem Datenmaterial zu entdecken, sofern es rekonstruktionslogisch in der Auswertung aller Details der Ausdrucksgestalt bearbeitet wird (vgl. Oevermann 2000a). Für die gezielte Deutungsmusterforschung sind allerdings, so Oevermann, die elementaren Krisen- und Konfliktzonen des gesellschaftlichen Lebens prioritär. Für eine entsprechende, bislang nur schwach entwickelte Zeitdiagnostik bietet sie in einer durchrationalisierten und durchsäkularisierten Gesellschaft Optionen – etwa in der Geschlechter-, Transformations- oder Rechtsextremismus-Forschung – beispielsweise um deutungsbedürftige Phänomene oder Herkunfts- oder Bewährungsmythen, die mit dem universalen Problem der Bewährung korrespondieren, zu untersuchen (vgl. 2001b: 76 ff.); zur Darstellung und Weiterentwicklung des Deutungsmusteransatzes vgl. Bögelein/Vetter (2019).

Methode und Prinzipien der Sequenzanalyse

Die charakteristische Methode der Sequenzanalyse wurde von Oevermann aufgrund seines struktursoziologisch inspirierten Forschungsstils und seiner naturwüchsigen Neugier zunächst, wie skizziert, innerhalb der Sozialisationsforschung entwickelt (vgl. Oevermann zum Beispiel 1976, 1979, 2019). Im Laufe mehrerer Dekaden hat er die Sequenzanalyse im Rahmen seines fallrekonstruktiven Vorgehens in vielen Gegenstandsbereichen und für zahlreiche Datentypen erprobt und somit eine forschungslogische Grundlage für alle Erfahrungswissenschaften der sinnstrukturierten Welt begründet. Das erschließende Vorgehen der Sequenzanalyse als Verfahren zeigt Oevermann im Zusammenhang von Krise und Routine in der Konstitution von Lebenspraxis (vgl. 2001a: 299 ff.). Demzufolge muss lebenspraktisch eine Krise, die als solche zum Bewusstsein kommt, in eine aussichtsreiche Krisenlösung überführt werden, um eine neue Routine zu begründen. Forschungspraktisch ist dann die Krisenkonstellation zu rekonstruieren, aus denen die Strukturgesetzmäßigkeiten hervorgehen, die hinter den Routinen liegen. Dabei gilt, dass

die Strukturbeschreibung einer einzelnen Handlung erst vollständig ist, wenn sie mindestens drei Sequenzstellen enthält: Die Sequenzstelle, an der sie vollzogen wird, die vorausgehende Sequenzstelle, an der sie als Möglichkeit eröffnet

wurde, und die nachfolgende Sequenzstelle, an der eine der von ihr eröffneten Möglichkeiten verwirklicht wurde (Oevermann 2001a: 300).

Dabei bedeutet „Sequentialität“ die durch Regeln erzeugte, sinnlogische Abfolge:

[Mit] jeder vollzogenen Lebensäußerung, zu der auch das Unterlassen einer erwartbaren Aktivität gehört, werden Optionen eröffnet, unter denen durch eine folgende vollziehende Äußerung eine Auswahl getroffen wird, die ihrerseits neue Optionen eröffnet, so daß an jeder Sequenzstelle sich eine Eröffnung neuer Möglichkeiten und eine Beschließung früher eröffneter Möglichkeiten zugleich vollziehen (Oevermann 2001a: 300).

Um die objektive Bedeutung einer Ausdrucksgestalt erfassen zu können, ist es notwendig, im Kontrast mit gedankenexperimentell hergestellten Variationsmöglichkeiten zu arbeiten. Nur so kann die tatsächlich gewählte Variante einer Entscheidung in der Differenz zu objektiv möglichen, aber nicht praktizierten Wahlen und Gestaltungsfunktionen herausgearbeitet werden. Prinzipien wie das der Nicht-Zirkularität der Sequenzanalyse korrespondieren mit der elementaren Feststellung, „daß alle Erscheinungsformen von humaner Praxis durch Sequenziertheit strukturiert bzw. konstituiert sind“ (Oevermann 2000a: 64). Dabei gilt, dass die kleinste zusammenhängende Einheit einer Sequenzanalyse in einem schriftsprachlichen Dokument ein grammatikalisch vollständiger Satz oder eine kommunikationsfunktional vollständige Äußerung bildet (vgl. Oevermann 2008: 48). Jede Sequenzanalyse einer Ausdrucksgestalt (etwa als Spur, Überrest oder Hinterlassenschaft einer Lebenspraxis) erfordert die Betrachtung unter dem doppelten Gesichtspunkt von Protokoll und Text. Protokolle bilden – vereinfacht gesagt – sinnlich wahrnehmbare Gegebenheiten ab (zum Beispiel körperliche Symptome, Werkzeugspuren oder durch humanes Leben bedingte Veränderungen), bei denen Formen der Versprachlichung nur eine Ausdrucksmaterialität unter anderen sind, während die Kategorie des Textes mit Bezug auf dieselbe Ausdrucksgestalt – in einem weiten Verständnis des Textbegriffs über die Schriftsprachlichkeit hinausgehend – ihre abstrakte Sinnstrukturiertheit erfasst (vgl. Oevermann 2003: 34 ff.). Um eine Ausdrucksgestalt (welchen Typs auch immer) rekonstruieren zu können, ist zunächst die Bearbeitung folgender Fragen erforderlich:

- a) „Welche der in einer Ausdrucksgestalt sich verkörpernden vielfältigen Fallstrukturen soll der Gegenstand der sequenzanalytischen Fallrekonstruktion sein?“
- b) „Unter welchen pragmatischen Bedingungen der Produktion und Rezeption ist die zu analysierende Ausdrucksgestalt ursprünglich praktisch entstanden?“ (Oevermann 2008, 46 f.).

Ist eine Sequenz in hinreichender Länge bruchlos rekonstruiert, kann die Fallstrukturgesetzlichkeit abgebildet werden, aus der heraus eine je konkrete Lebenspraxis ihre Entscheidungen getroffen hat. Dabei wirken zwei kategorial verschiedene Parameter: Erzeugungsregeln und Auswahlprinzipien (vgl. Oevermann 2004: 160). Die Voraussetzung für die Analyse des Datenmaterials liegt im methodischen Verstehen. Dieses unterscheidet sich markant von gewohnten Weisen des praktischen Verstehens bzw.

von Modi des Verstehens, die auf den Nachvollzug subjektiv vermeinten Sinns gerichtet sind. Oevermann bringt dies in seiner Explikation der Problematik der kultur- und geisteswissenschaftlichen Tradition des Verstehens (2001a: 67 ff.) wie folgt zum Ausdruck:

Das praktische Verstehen richtet sich im Wesentlichen darauf, zu verstehen, warum und mit welcher Absicht sowie mit welchen Wirkungen auf seine soziale Umgebung jemand jeweils gehandelt hat. Das praktische Verstehen hat also wie selbstverständlich den subjektiv gemeinten Sinn, in der Regel die Motive eines Handelns und einer Praxis zum Gegenstand [...]. Beim methodischen Verstehen dagegen, wie ich es als erfahrungswissenschaftliche, explizite Operation im Auge habe, distanziert man sich bewusst vom praktischen Verstehen und von dem praktischen Vorwissen und macht es sich zur Aufgabe, explizit, d. h. in einem möglichst lückenlosen Erschließungsverfahren, den objektiven Sinn einer Ausdrucksgestalt zu rekonstruieren, unabhängig davon, welches spezifische praktische Vorwissen über den Gegenstand man schon mitbringt“ (2001a: 78 f.).

Insbesondere die Teilhabe an Forschung im Sinne der Kunstlehre der Objektiven Hermeneutik ermöglicht die Einsicht in das Modell des methodischen Verstehens, das in der Aneignung die Überwindung gewohnter Denkmuster des Alltags bedarf.

Die klare Formulierung einer Suchhypothese lässt falsche Schlüsse durch naheliegende Hypothesen vermeiden, so dass die Wahrscheinlichkeit groß ist, dass der reale Prozess in den Bedeutungen, die untersucht werden, gleichsam durch einen solchen „Suchscheinwerfer“ läuft. In dessen Licht kann das Gesuchte schließlich in Gestalt einer Fallstrukturhypothese festgehalten werden (vgl. Oevermann 2019). Ein Musterbeispiel für eine abgeschlossene Fallrekonstruktion bildet Oevermanns Monografie zur Überprüfung seiner Professionalisierungstheorie (2003). Darin liegt eine vollständige Sequenzanalyse vor, die sehr detailliert, ausgehend von der initialen Interaktionssequenz, durchgeführt wurde. Mit der Erkenntnis der wesentlichen Struktureigenschaften des untersuchten Gegenstandes konnten neu gewonnene Einsichten in die professionalisierungstheoretischen Schlussfolgerungen für die klinische Praxis einfließen. Oevermann verdeutlicht im methodischen Teil der Studie das Verfahren der Objektiven Hermeneutik, so dass der erkenntnisstrategische Stellenwert kompletter Fallrekonstruktionen auf der Basis von Sequenzanalysen und daraus resultierenden Strukturgeneralisierungen transparent wird. Diese vollständige Analyse einer Supervisionssitzung bildet die Grundlage für die Erarbeitung seiner revidierten Professionalisierungstheorie.

Die revidierte Professionalisierungstheorie

Im Zentrum der revidierten Professionalisierungstheorie steht

die schlichte These, wonach alle professionalisierungsbedürftigen Berufspraxen im Kern mit der Aufgabe der stellvertretenden Krisenbewältigung für einen Klienten auf der Basis eines explizit methodisierten Wissens beschäftigt sind und

die manifeste Professionalisiertheit dieser Berufe an die Bedingung der bewussten Wahrnehmung dieser stellvertretenden Krisenbewältigung gebunden ist (Oevermann 2013:119).

Das „analytische Besteck“ seiner Professionalisierungstheorie wendet er etwa in der strukturanalytischen Darstellung Adornos *Tabus über den Lehrerberuf* (vgl. Oevermann 2001d) an, detailliert expliziert ist es in seiner theoretischen Skizze professionellen Handelns mit Bezug auf eine auf Mündigkeit gerichtete mütterliche Pädagogik (vgl. Oevermann 1996 sowie 2004b). Professionen arbeiten in dieser Hinsicht stellvertretend für eine primäre Lebenspraxis an einer Krisenbewältigung unter maximaler Beteiligung von Selbstheilungs- bzw. Selbsthilfekräften. Seine Professionalisierungstheorie, so Oevermann, allerdings ist

nicht dafür da, die Interventionspraxis anzuleiten, sondern [...] hat drei Funktionen: Erstens kann sie in der Ausbildung auf das Strukturproblem des Berufshandelns [...] aufmerksam machen, zweitens ist sie ein [...] Verfahren, um Strittigkeiten methodisch zu klären, und die dritte [...] Funktion ist [...] methodische Supervision [...], die aber eine andere Supervision ist als eine interventionspraktische (Oevermann 2016: 264).

Um kurz auf den Aspekt der Ausbildung hinzuweisen: Ein langanhaltendes Studium, in dem Praxis kein Anwendungs- sondern ein Reflexionsfeld bildet, lässt den Habitus eines späteren Professionellen besonders dann hervorbilden, wenn zentrale Inhalte und Funktionen der stellvertretenden Krisenbewältigung über die Kunstlehre der Objektiven Hermeneutik vermittelt werden. Der systematische Handlungszusammenhang einer zentralwertorientierten und gesellschaftlich zu legitimierenden Tätigkeit kann so mittels Strukturanalyse bzw. Fallrekonstruktion idealiter bewusst werden. In Gestalt einer initialen Naivität, die davor schützt, subsumtionslogisch zu verfahren, und den Respekt vor der Autonomie der Lebenspraxis wahren lässt, lassen sich im Vollzug eines Arbeitsbündnisses zentralwertbezogene Aufgaben einer Profession gestalten. Dabei haben sich als zentrale Foki der Professionalisierung herausgestellt:

- (1) Gewährleistung leiblicher und psycho-sozialer Integrität der individuellen Lebenspraxis (therapeutischer Komplex),*
 - (2) die Sicherung eines hinreichenden Konsensus kollektiver Ordnungsvorstellungen (rechtspflegerischer Komplex) und*
 - (3) – hinter diesen beiden auf je konkrete Fälle in der Praxis bezogenen Komplexen [...] die methodisch kontrollierte, erkenntnismäßige Explikation von Geltungsgründen (Komplex von Wissenschaft und Kunst).*
- Im Mittelpunkt steht dann – sehr allgemein gefasst – hinter der Professionalisierungsbedürftigkeit bestimmter Tätigkeiten immer die von Staat und Wirtschaft jeweils relativ unabhängige, auf Autonomie angewiesene, zugleich utopische wie praktisch-konkrete methodisch begründete Sicherung der Bedingung der Möglichkeit lebenspraktischer Autonomie“ (Oevermann 1997: 11).*

Professionen bearbeiten in dieser Logik mit Hilfe methodisierten Wissens Krisen, die lebenspraktisch ohne fremde Hilfe nicht bewältigt werden können, also eine Delegation

an Mitglieder einer Profession erfordern, die von Fall zu Fall das jeweils historisch angesammelte, methodisierte Wissen zur Krisenbearbeitung einsetzen. Auf diese Weise

wächst nicht nur das Krisenbewältigungspotential, sondern zugleich seine Unverfügbarkeit für Laien. In dem Maße, in dem dieses Problembewältigungspotential – vor allem durch wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt – anwächst, nimmt die Abhängigkeit von Laien bzw. der primären Lebenspraxis von der stellvertretenden Krisenbewältigung durch die Professionen zu. Als Folgeproblem dieser Konstellation ergibt sich für die professionalisierte Praxis das Paradox, wie sie die stellvertretende Krisenbewältigung erfolgreich durchführen kann und dabei gleichzeitig die dadurch erzeugte Abhängigkeit des Klienten in eine Autonomie-Stärkung umwandeln, also Hilfe zur Selbsthilfe betreiben kann (Oevermann/Rychner 2018: 31).

Die Interventionspraxis und deren Vorbereitung durch das Studium, deren Reflexion bei Strittigkeiten und die methodische Supervision beziehen sich in systematischer Weise auf das Konzept der Lebenspraxis, der das Modell der stellvertretenden Krisenbewältigung korrespondiert.

Das Modell von Lebenspraxis

Lebenspraxis bestimmt Oevermann als „widersprüchliche Einheit“ von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung. Demzufolge ist jede primäre Lebenspraxis, sei sie individuell oder kollektiv, strukturell dazu bestimmt, je unvermeidliche Krisen selbstständig zu bewältigen, um Autonomie zu gewinnen, sich durch Krisenlösungen zu bewähren. Somit konstituiert sich Lebenspraxis im Vollzug von Entscheidungen als autonome in dem Maße, in dem diese praktisch, bezogen auf Krisen, vollzogen wird. Den entsprechenden Krisentypen ordnet Oevermann folgende Erfahrungstypen zu (Oevermann 2001a: 312 f.). Traumatisierungskrise: Konstitution von Natur- und Leiberfahrung; Entscheidungskrise (zum Beispiel Typ der religiösen Erfahrung): Bewährung in der Lebenspraxis; Krise durch Muße: Ästhetische Erfahrung.

In der exemplarisch hier aufgegriffenen Entscheidungskrise nötigt der Zwang zur Entscheidung angesichts verschiedener, auseinanderdriftender Optionen dazu, eine Wahl zu treffen – vom Prinzip her mit Anspruch auf Begründbarkeit. Der Zwang zur Wahl für oder gegen bestimmte Möglichkeiten wird beispielsweise im Übergang aus der Adoleszenzkrise in den Bewährungskarrieren von Familie, Beruf und Staatsbürgerschaft deutlich (vgl. Garz/Raven 2015). Stets ist die Situation der Entscheidung krisenhaft, da die Begründungsverpflichtung nicht unmittelbar eingelöst werden kann; diese muss aufgeschoben werden, Antworten sind erst später möglich (war die Berufswahl richtig oder die Entscheidung zur Familiengründung?). Die Begründbarkeit einer Entscheidung – in der dialektischen Einheit von Autonomie und Scheitern – erweist sich zwischen Bewährung und Nicht-Bewährung im Prozess einer „Universalität der nicht stillstellbaren Bewährungsdynamik“. Dies begründet Oevermann im Hinblick auf drei bezogene Elemente:

Lebenspraxis als widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung (Oevermann 2001a: 291), Sequenzanalytischer Ansatz und das Verhältnis von Krise und Routine in der Konstitution von Lebenspraxis (Oevermann 2001a: 299), Krise als Unmittelbarkeit des „Hier und Jetzt“ vs. Routine als Sphäre der Vermittlung und der hypothetischen Konstruktion von Welt (Oevermann 2001a: 304).

Somit konstituiert sich Lebenspraxis über die Bewährungsstrecke des Menschen bis zur finalen Krise; entsprechende Sequenzstellen lassen die Entscheidung für die krisenlösende Gründung einer neuen Routine erkennen, sodass das Bewährungsgeschehen über den Lebensverlauf Sequenz für Sequenz die Entstehung und Aufrechterhaltung des autonomen Subjekts oder das Scheitern einer Bewährungsdynamik dokumentiert. Die Sequenzanalyse der Objektiven Hermeneutik schmiegt sich der Verlaufslogik des Lebens als Gestaltung einer offenen Zukunft an, ist dieser methodologisch nachgebildet. Je nach Grad des Gelingens von Individuierung und Autonomie bedeutet dies eine beständige Bewährung durch Überwindung von Einschränkungen bei gleichzeitiger Erweiterung durch Wahrung von Chancen, oder aber den umgekehrten Weg des sukzessiven Verlustes von Optionen (vgl. Oevermann 2004, 2006, 2009a; Kirsch 2010).

Bei der Rekonstruktion biographischer Verläufe kann mit Hilfe des grundbegrifflichen Gegensatzes von Krise und Routine die grundlegende Differenz von Lernen und Bildung Berücksichtigung finden, um Bildungsprozesse, die Lernen einschließen, aber überschreiten, zu untersuchen. Oevermann versteht den primären Bildungsprozess des Subjekts im Verlauf der Ontogenese so, dass es mit diesem zu einem relativen Abschluss der gelungenen Autonomisierung und Individuierung kommt, damit das Subjekt „eine für die Gemeinschaft verlässliche Weise selbstverantwortlich in den Bereichen von Beruf, Elternschaft und Staatsbürgerschaft handeln kann“ (Oevermann 2009a: 37). Wichtig für diese Argumentation im Kontext der genannten drei Dimensionen der Adoleszenzkrisenbewältigung ist der Bewährungsbegriff, den Oevermann aus seinem Strukturmodell von Religiosität bezieht (vgl. Oevermann 1995, 2006).

Darin ergibt sich aus dem sprachlich konstituierten Bewusstsein von der Endlichkeit des Lebens, dem eigentlich zentralen Strukturproblem biographischer Konstruktion, die nicht stillstellbare Bewährungsdynamik und die darin eingeschlossene Knappheit von Lebenszeit [...] Die Adoleszenzkrisenbewältigung ist genau dann beendet, wenn der Adoleszent sich grundsätzlich dem Problem der Bewährung gestellt hat und es sich zu eigen gemacht hat (Oevermann 2009a: 40).

Als Vorläufer der Zäsur zwischen der Adoleszenz und dem Erwachsenenleben betrachtet Oevermann den bis dahin verlaufenden Sozialisationsprozess als eine biographische Verlaufseinheit, die durch vier große Ablösungskrisen charakterisiert ist:

1. Die mit der Geburt erfolgende Ablösung aus der primärsymbiotischen Phase der Schwangerschaft, ihrerseits eine Phase verschärfter Krisenbewältigung;
2. die Ablösung aus der sozialen Mutter-Kind-Symbiose in die manifeste Lebensform der ödipalen Triade;

3. die Ablösung aus der familialen ödipalen Triade in die Latenzphase und die schulische peer-group;
4. die Ablösung aus der Adoleszenzphase am Ende des Moratoriums der Adoleszenzkrisebewältigung (Oevermann 2009a: 41).

Diese Verlaufseinheit ist durchgängig durch Krisenbewältigung bestimmt, wobei die vier Ablösungskrisen den Lebenslauf zwischen Empfängnis und Erwachsenenalter charakterisieren. Für eine biographische Weiterführung der Theorie bis in das (hohe) Alter vgl. Raven (2009).

Zur Biographietheorie und Biographie Oevermanns

Zwei Blickrichtungen für den tatsächlichen Lebenslauf und für die Konstitution von Biographie bestimmen Oevermanns erfahrungswissenschaftliche Rekonstruktion von Biographien, die sich aus der Dialektik von Emergenz und Determination ergeben:

Zum einen muss man, obwohl man es bei der Analyse insgesamt der Natur der Sache nach nur mit einer Vergangenheitsrekonstruktion zu tun hat, dem realen Verlauf der Lebensgeschichte als einem auf Krisenbewältigung ruhenden Prozess der Gestaltung einer offenen Zukunft folgen [...] Die gegenläufige zweite Blickrichtung folgt dem Moment der Rekonstruktion in der praktischen Biographiearbeit selbst: Man geht hier von den eingetretenen je aktuellen Ergebnissen [...] aus und fragt in die Vergangenheit unter dem Gesichtspunkt der Determination zurück, wie diese zustande gekommen sind und sich erklären lassen. Mit der Beantwortung dieser Frage wird das je Emergente in ein Determiniertes überführt (Oevermann 2009a: 44 f.).

Die Analyse von Lebensläufen wird so unter dem Gesichtspunkt der Totalität des Subjekts als Lebenspraxis in einem krisentheoretischen Bezugsrahmen im Kontext des Generationsbegriffs ermöglicht (vgl. Oevermann 2001e).

Oevermann hat in zwei berufsbiographisch-narrativen Interviews (vgl. Garz et al. 2019)¹, auf die in diesem Aufsatz verschiedentlich zurückgegriffen wurde, davon berichtet, wie sehr er sich für Biographien interessiert und wie gerne er diese – etwa im religionstheoretischen oder berufsbiographischen Kontext – analysiert hat (vgl. zum Beispiel Oevermann 1995, 2009a, 2012).

Ein Beispiel: Im Kontext seiner Biographieanalyse des Arztes und Malers Fritz Blumenthal, den Oevermann als hoch gebildeten, sensiblen und mitleidenden Geist charakterisiert, arbeitet er den Zusammenhang von Erfahrungswissenschaft und ästhetischer Erfahrung, von Zerrissenheit und höherer Einheit besonders eindrücklich heraus:

Wie der Künstler muss der Arzt in der Diagnostik aus der Oberfläche einzelner Symptome und Detailerscheinungen das prägnant darin zum Ausdruck gelangende Ganze der Krankheit oder der typischen Gestalt treffsicher erschließen. Und in der Therapie muss er aus den Trümmern und Ruinen einer erkrankten leib-seelischen Einheit, aus den Fragmenten eines konkreten Lebens und seiner

¹ Neben Oevermann wurde auch Fritz Schütze für diesen Band interviewt.

Geschichte, die zukünftige Gestalt einer unter konkreten Lebensbedingungen des Patienten wieder zu gewinnende Autonomie herauslesen und zum Beziehungspunkt eines Bildungsprozesses machen können, den der Patient unter seiner Führung selbsttätig in Gang setzt (Oevermann 2009b: 7).

Insbesondere Detlef Garz hat Oevermanns biographietheoretische Arbeiten aufgegriffen und weitergeführt (vgl. zum Beispiel Garz 2021, 2022).

Oevermanns Biographie – er erzählt von seinen Eltern, die aus demselben Dorf kamen, seiner Mutter aus einem „fidelen Haus“ (Gastwirtschaft, Lebensmittelhandel, Kaffeerösterei), seinem Vater, der Biologie und Sport studierte und promovierte, dann aber im Krieg jäh zu Tode kam, als Flieger abgestürzt im Februar 1942 – zeigt seine Bildungsgeschichte, vom „halben Kriegswaisen“ zum Professor, erarbeitet über den Abstand zu den Eternitplatten und Glasbausteinen aus dem dörflichen Herkunftsmilieu, äußerst krisenhaften Erfahrungen mit der Schule und „wildem Sachen“, Erfahrungen als Student etwa bei der Arbeit in der Gastronomie oder als Türsteher. Sein Weg führte über das Studium der Geschichte zur Soziologie, er war Hilfsassistent bei Emerich Francis in München, seine Promotion entstand in einer Zeit, in der im Gefolge der Diskussionen um die notwendigen Reformen des Bildungssystems die Analyse von Sozialisationsprozessen ein Hauptgegenstand auch der westdeutschen soziologischen Forschung wurde. Die Untersuchung der Thematik – schichtenspezifische Sozialisationsbedingungen und ihr Einfluss auf das Sprachverhalten – ist daher in eine breitere Behandlung der ihm damals wichtig erscheinenden Ergebnisse der Forschung zur Schichtenspezifität von Sozialisationsprozessen eingebettet. Den entscheidenden Anstoß zu dieser Untersuchung erhielt er in einer längeren Diskussion mit Basil Bernstein im Winter 1964/65 (vgl. Oevermann 1970). Er war Verwalter einer Assistentenstelle bei Jürgen Habermas, zunächst ohne Diplom, ohne Abschluss, kam in die fremde Welt, die auf ihn einstürzte am Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main. Aus dem Methodiker, den Habermas, wie Oevermann berichtete, damals brauchte und der für ihn eine sehr wichtige Person war, die er als lustig und außerordentlich liebenswürdig beschreibt, wurde er zu dem Wissenschaftler, der die Operation des Verstehens in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaft als Gegenstandsbereich der Sinnstrukturiertheit mit großen Ähnlichkeiten zu dem, was Adorno methodisch meinte, bestimmt, definiert und erprobt hat (vgl. Oevermann 2004b).

Ich will noch – wie einleitend angekündigt – auf etwas verweisen, das Oevermann „richtig Spaß gemacht hat“: Die Arbeit mit Gruppen. Diese vermochte er in seinen geliebten, wöchentlich in Frankfurt während seiner Professur stattfindenden Forschungswerkstätten oder in der Arbeitsgruppe Objektive Hermeneutik sowie andernorts anlässlich zahlreicher Einladungen im In- und Ausland und zuletzt bis lange nach seiner Emeritierung im Hanse-Wissenschafts-Kolleg in Delmenhorst aufrechtzuerhalten. Er konnte derart begeistern, dass viele der Teilnehmenden von sich aus „bei der Sache“ blieben, motiviert durch die zentrale Erfahrung, konkret am Material, mit dem Instrument der Sequenzanalyse arbeiten zu können. Drei Prinzipien hat er dabei – in zumeist stundenlangen und doch kurzweiligen Interpretationssitzungen – immer wieder neu am Text erproben und deren Wirkung auf verblüffende Weise vermitteln können, um seine objektiv hermeneutische Methodik vorzuführen und „in situ“ zu leben. Das Wörtlichkeitsprinzip, das besagt, dass keine Vermutungen an einen Text herangetragen werden

dürfen, sondern dass nur das zählt, was sich aus einem konkreten Text lückenlos ableiten lässt; das Sparsamkeitsprinzip, das besagt, dass man so lange wie möglich von Normalität und von Vernünftigkeit ausgeht sowie das häufig als dogmatisch missverständene Totalitätsprinzip. Dies besagt:

Wenn Du ein Dokument analysierst, egal was es ist, dann musst Du es vollständig analysieren, dann müssen bezüglich dieses Argumentes alle Markierungen im Text, alle Partikel, alle Einzelheiten als motiviert rekonstruiert sein. Du darfst nicht willkürlich etwas auslassen. Denn wenn Du das tust, dann zerstörst Du den Sequenzialitätscharakter (Oevermann 2019: 36).

So sind aus einer produktiven Spannung über lange Jahre und für viele, die von ihm lernen konnten, so wie der Autor dieses Textes, Interpretationsgemeinschaften erwachsen, in denen eine Atmosphäre der methodisch angeleiteten Neugier entstehen konnte, die somit eine nächste Generation inspiriert. Die Objektive Hermeneutik stellt auf diese Weise weiterhin einen eigenständigen Ansatz zur Erschließung sinnstrukturierter Gebilde bereit. Dieser enthält im Kern zwei Komponenten: Eine fundierte Methodologie und eine Kunstlehre für die Forschungspraxis. Beides regt dazu an, neue Forschungsbeiträge in die Agenda der Objektiven Hermeneutik einzutragen und diese Methodologie an die nächste Generation im Studium weiterzugeben.

Fazit

In der Nachfolge Oevermanns kann es gelingen, die von ihm eröffneten Optionen zur Erforschung der sinnstrukturierten Welt, sein „Modell von Krise und Routine“, sein analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften, das er in seiner Abschiedsvorlesung (2016) noch einmal im Rückblick bilanzierte und mit dem, was offen geblieben ist, thematisierte, fortzuführen. Dies dokumentiert sich bereits deutlich in zahlreichen Arbeiten wie etwa in den Arbeiten und Sammelbänden von Franzmann et al. (2016, 2023), Hoff et al. (2019), Bromberg/Kraimer (2022), bei Schulz-Nieswandt (2021), Garz (2021, 2022), Garz/Lohfeld (2022), Garz/Raven (2015, 2020a, b) sowie bei Zizek (2022).

Weiterhin wird es unabdingbar sein, die Konkretion des Erfahrungsgegenstandes im Verhältnis von Krise und Routine als forschungsleitend gegenüber spekulativen, subsumtionslogischen oder durch Zeitknappheit bedingten verkürzten Sichtweisen zu bestimmen. Als nicht reduktionistische und nicht subsumtionslogische Vorgehensweise bietet sich die Objektive Hermeneutik nach wie vor dazu an, (nicht nur aber auch) wenig untersuchte oder unbekannte Entwicklungen und Phänomene zu erforschen, um deren charakteristische Merkmale zu erschließen. Wichtig bleibt, die Oevermann'sche Lebensleistung anzuerkennen (ohne deren Erkenntnisse als die eigenen auszugeben), vor allem aber die klare Abgrenzung zwischen der theoretischen Begründung der objektiven Hermeneutik und dem faktischen Vorgehen als Kunstlehre, um künftig empirisch gesättigte Weiterentwicklungen der Objektiven Hermeneutik sicherzustellen.

LITERATUR

Allert, Tilman (2022): Im memoriam Ulrich Oevermann (28. Februar 1940-11. Oktober 2021), in: SOZIOLOGIE, 51, 74-79.

- Becker-Lenz, Roland, Stefan Busse, Gudrun Ehlert und Silke Müller (Hg.) (2013): *Professionalität in der Sozialen Arbeit, Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven*, Edition Professions- und Professionalisierungsforschung, Bd. 2, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19881-1>
- Becker-Lenz, Roland, Andreas Franzmann, Axel Jansen und Matthias Jung (Hg.) (2016): *Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik, Eine Bestandsaufnahme*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-00768-3>
- Bögelein, Nicole und Nicole Vetter (Hg.) (2019): *Der Deutungsmusteransatz, Bestandsaufnahme und methodische Fortentwicklung*, Grundagentexte Methoden, Weinheim.
- Bromberg, Kirstin und Klaus Kraimer (Hg.) (2022): *Dem Phänomen auf der Spur, Forschendes Lehren und Studieren – Rekonstruktive Forschung – Erzeugung neuen Wissens*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-36496-0>
- Franzmann, Andreas, Marianne Rychner, Claudia Scheid und Johannes Twardella (Hg.) (2023): *Objektive Hermeneutik, Handbuch zur Methodik in ihren Anwendungsfeldern*, UTB, Bd. 5944, Opladen, Toronto. <https://doi.org/10.36198/9783838559445>
- Garz, Detlef (2021): „That I will return, my friend, you do not believe yourself“: Karl Wolfskehl – Exul Poeta, in: David Kettler und Detlef Garz (Hg.): *First Letters After Exile* by Thomas Mann, Hannah Arendt, Ernst Bloch, and Others, New York, 21-43 <https://doi.org/10.2307/j.ctv22d4t64.5>
- Garz, Detlef (2022): *Dem Phänomen der Verbindung von objektiven Daten und autobiografischer Erzählung auf der rekonstruktiven Spur*, in: Kirstin Bromberg und Klaus Kraimer (Hg.): *Dem Phänomen auf der Spur, Forschendes Lehren und Studieren – Rekonstruktive Forschung – Erzeugung neuen Wissens*, Wiesbaden, 45-65. https://doi.org/10.1007/978-3-658-36496-0_3
- Garz, Detlef, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann (Hg.) (2019): *Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze, Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze, Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung*, Bd. 3, Opladen, Berlin. <https://doi.org/10.2307/j.ctvmd84gv>
- Garz, Detlef, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann (2019): Vorwort, in: Dies. (Hg.): *Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze, Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze, Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung*, Bd. 3, Opladen, Berlin, 7-14. <https://doi.org/10.2307/j.ctvmd84gv.3>
- Garz, Detlef und Wiebke Lohfeld (2022): *Objektive Hermeneutik – Ein Versuch, sich zu sich selbst zu verhalten*, in: ZQF, Zeitschrift für Qualitative Sozialforschung, 23, Heft 1, 7-21. <https://doi.org/10.3224/zqf.v23i1.02>
- Garz, Detlef und Uwe Raven (2015): *Theorie der Lebenspraxis, Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-07308-4>
- Garz, Detlef und Uwe Raven (2020^{2a}): *Objektive Hermeneutik*, in: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, Bd. 2: Designs und Verfahren, Wiesbaden, 579-602. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_60
- Garz, Detlef und Uwe Raven (2020^b): *Biographieforschung und Objektive Hermeneutik*, in: Dieter Nittel, Heide von Felden und Meron Mendel (Hg.): *Handbuch Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung und Biographiearbeit*, Weinheim, Basel, 766-780.
- Gruschka, Andreas (2021): *Mein Kollege und Freund Ulrich Oevermann ist mit 81 Jahren verstorben*, in: *Pädagogische Korrespondenz, Zeitschrift für kritische Zeitdiagnostik in Pädagogik und Gesellschaft*, 34, Heft 64, 5-9.
- Hoff, Walburga, Birgit Bender-Junker und Klaus Kraimer (Hg.) (2019): *Rekonstruktive Wissensbildung, historische und systematische Perspektiven einer gegenstandsbezogenen Theorie der Sozialen Arbeit*, Konferenzschrift, 2014 Münster, Bad Heilbrunn.

- Kirsch, Sandra (2010): Emigration als Herausforderung, Eine Studie zu Einbindungs- und Ablöseprozessen von aus dem nationalsozialistischen Deutschland emigrierten Kindern und Jugendlichen, Zugleich Dissertation, Universität Mainz 2008, Frankfurt am Main.
- Kraimer, Klaus (2022): Soziale Arbeit als Profession im Modus operandi stellvertretender Krisenbewältigung, Zur Erinnerung an Ulrich Oevermann (1940-2021), in: *neue praxis, Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik*, 52, Heft 1, 106-111.
- Oevermann, Ulrich (1970): Sprache und soziale Herkunft, Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg, Zugleich Dissertation, Frankfurt am Main 1968, Studien und Berichte, Bd. 18, Berlin.
- Oevermann, Ulrich, Tilman Allert, Helga Gripp, Elisabeth Konau, Jürgen Krambeck, Erna Schröder-Caesar und Yvonne Schütze (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisationstheoretischen Interaktion, Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung, in: Rainer-Maria Lepsius (Hg.): *Zwischenbilanz der Soziologie, Verhandlungen des 17. Deutschen Soziologentages*, Stuttgart, 274-295.
- Oevermann, Ulrich, Tilmann Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979): Zur Methodologie einer „objektiven“ Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, 352- 434. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19
- Oevermann, Ulrich (1995): Ein Modell der Struktur von Religiosität, Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und sozialer Zeit, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): *Biographie und Religion, Zwischen Ritual und Selbstsuche*, Frankfurt am Main, New York, 27-102.
- Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns, in: Arno Combe und Werner Helsper (Hg.): *Pädagogische Professionalität, Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, Frankfurt am Main, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1230, 70-182.
- Oevermann, Ulrich (1997): Die Architektonik einer revidierten Professionalisierungstheorie und die Professionalisierung rechtspflegerischen Handelns, Entfaltung eines Problems, in: Andreas Wernet: *Professioneller Habitus im Recht: Untersuchungen zur Professionalisierungsbedürftigkeit der Strafrechtspflege und zum Professionshabitus von Strafverteidigern*, Zugleich Dissertation, Universität Frankfurt am Main 1995, Berlin, 9-19.
- Oevermann, Ulrich (2000a): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und soziologischen Praxis, in: Klaus Kraimer (Hg.): *Die Fallrekonstruktion, Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1459, Frankfurt am Main, 58-156.
- Oevermann, Ulrich (2000b): Bausteine einer Theorie künstlerischen Handelns aus soziologischer Sicht, Unveröffentlichtes Manuskript, Frankfurt am Main, 58-156.
- Oevermann, Ulrich (2001a): Bewährungsdynamik und Jenseitskonzepte – Konstitutionsbedingungen von Lebenspraxis, in: Walther Schweidler (Hg.): *Wiedergeburt und kulturelles Erbe, West-östliche Denkwege*, Bd. 3, Sankt Augustin, 289-338.
- Oevermann, Ulrich (2001b): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung, in: *Sozialer Sinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 2, Heft 1, 35-82. <https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0103>
- Oevermann, Ulrich (2001c): Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern (Abdruck des „grauen Papiers“ aus 1973), in: *Sozialer Sinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 2, Heft 1, 3-33. <https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0102>
- Oevermann, Ulrich (2001d): Adornos „Tabus über dem Lehrberuf“ im Lichte einer revidierten Professionalisierungstheorie, in: *Pädagogische Korrespondenz, Zeitschrift für kritische Zeitdiagnostik in Pädagogik und Gesellschaft*, 14, Heft 28, 57-80.

- Oevermann, Ulrich (2001e): Die Soziologie der Generationsbeziehungen und der Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik, in: Rolf-Torsten Kramer, Werner Helsper und Susann Busse (Hg.): *Pädagogische Generationsbeziehungen*, Konferenzschrift, 2000 Wittenberg, Studien zur Schul- und Bildungsforschung, Bd. 15, Opladen, 78-128. https://doi.org/10.1007/978-3-322-94991-2_5
- Oevermann, Ulrich (2002): Professionalisierungsbedürftigkeit und Professionalisiertheit pädagogischen Handelns, in: Margret Kraul, Winfried Marotzki und Cornelia Schweppe (Hg.): *Biographie und Profession*, Bad Heilbrunn, 19-63.
- Oevermann, Ulrich (2003): Strukturprobleme supervisorischer Praxis, Eine objektiv hermeneutische Sequenzanalyse zur Überprüfung der Professionalisierungstheorie, Forschungsbeiträge aus der objektiven Hermeneutik, Bd. 2, Frankfurt am Main.
- Oevermann, Ulrich (2004a): Die elementare Problematik der Datenlage in der quantifizierenden Bildungs- und Sozialforschung, in: Sozialer Sinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, 5, Heft 3, 413-476. <https://doi.org/10.1515/sosi-2004-0305>
- Oevermann, Ulrich (2004b): Adorno als empirischer Sozialforscher im Blickwinkel der heutigen Methodenlage, in: Andreas Gruschka und Ulrich Oevermann (Hg.): *Die Lebendigkeit der kritischen Gesellschaftstheorie*, Dokumentation der Arbeitstagung aus Anlass des 100. Geburtstages von Theodor W. Adorno, 4.-6. Juli 2003 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, Wetzlar, 189-234.
- Oevermann, Ulrich (2004c): Sozialisation als Prozeß der Krisenbewältigung, in: Dieter Geulen und Hermann Veith (Hg.): *Sozialisationstheorie interdisziplinär*, Konferenzschrift, 2002 Berlin, Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 20, Stuttgart, 155-181. <https://doi.org/10.1515/9783110511246-011>
- Oevermann, Ulrich (2006): Wissen, Glauben, Überzeugung, Ein Vorschlag zu einer Theorie des Wissens aus krisentheoretischer Perspektive, in: Dirk Tänzler, Hubert Knoblauch und Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie, Erfahrung – Wissen – Imagination*, Bd. 8, Konstanz, 79-118.
- Oevermann, Ulrich (2008): Charismatisierung von Herrschaft und Geltungsquellen von Gerechtigkeit im Prooemium der Konstitutionen von Melfi (1231) des Kaisers Friedrich II. – Eine objektiv hermeneutische Sequenzanalyse des Dokumentes, in: Gundula Grebner und Johannes Fried (Hg.): *Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter*, Konferenzschrift 2001, Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel, Bd. 15, 43-98. <https://doi.org/10.1524/9783050047195.43>
- Oevermann, Ulrich (2009a): Biographie, Krisenbewältigung und Bewährung, in: Sylke Bartmann, Axel Fehlhaber, Sandra Kirsch und Wiebke Lohfeld (Hg.): „Natürlich stört das Leben ständig“, Perspektiven auf Entwicklung und Erziehung, Wiesbaden, 35-55. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91620-0_3
- Oevermann, Ulrich (2009b): Einheit in der Zerrissenheit, Über das tapfere Leben des Künstlers und Arztes Fritz Blumenthal, in: Detlef Garz (Hg.): *Schöpferisch zu sein, ist alles*, Fritz Blumenthal – Maler, Mediziner, Mainzer Bürger, Ausstellungskatalog, Mainz 2009, 5-14.
- Oevermann, Ulrich (2012): Soziale Konstellation des Exils am Ende des Zeiten Weltkriegs und die Pragmatik der First Letters, Eine objektiv hermeneutische Struktur- und Sequenzanalyse, in: Detlef Garz und David Kettler (Hg.): *Nach dem Krieg! – Nach dem Exil?*, Erste Briefe, First Letters, Fallbeispiele aus dem sozialwissenschaftlichen und philosophischen Exil, edition text+kritik, München, 39-98.
- Oevermann, Ulrich (2013): Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit, in: Roland Becker-Lenz, Roland, Stefan Busse, Gudrun Ehlert und Silke Müller (Hg.): *Professionalität in der Sozialen Arbeit*, Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven, Edition Professions- und Professionalisierungsforschung, Bd. 2, Wiesbaden, 119-147. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19881-1_6

- Oevermann, Ulrich (2016): „Krise und Routine“ als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften, in: Roland Becker-Lenz, Andreas Franzmann, Axel Jansen, Matthias Jung (Hg.): *Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik, Eine Bestandsaufnahme*, Wiesbaden, 43-114. https://doi.org/10.1007/978-3-658-00768-3_2
- Oevermann, Ulrich (2019): Die Erzählung von Ulrich Oevermann, in: Detlef Garz, Klaus Kraimer und Gerhard Riemann (Hg.): *Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze, Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze, Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung*, Bd. 3, Opladen, 15-100. <https://doi.org/10.2307/j.ctvmd84gv.4>
- Oevermann, Ulrich (2023): Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierungen als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse (1981), in: Andreas Franzmann, Marianne Rychner, Claudia Scheid und Johannes Twardella (Hg.) (2023): *Objektive Hermeneutik, Handbuch zur Methodik in ihren Anwendungsfeldern*, UTB, Bd. 5944, Opladen, Toronto, 47-82.
- Oevermann, Ulrich, Leo Schuster und Andreas Simm (1985): Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi, Spurentext-Auslegung, Tätertyp-Rekonstruktion und die Strukturlogik kriminalistischer Ermittlungspraxis, Zugleich eine Umformung der Perseveranz-Hypothese aus soziologisch-strukturanalytischer Sicht, in: Dies.: *Zum Problem der Perseveranz in Delikttyp und modus operandi*, Herausgegeben vom Bundeskriminalamt, BKA-Forschungsreihe, Bd. 17, Wiesbaden, 129-437.
- Oevermann, Ulrich und Marianne Rychner (2018): Soziologische Beobachtungen aus schweizerischen und deutschen Spitalbetten, Ein Erfahrungsbericht von Ulrich Oevermann und Marianne Rychner über das Spitalpatient-Sein in Deutschland und der Schweiz, in: doc.be, *Das Magazin der Aerztgesellschaft des Kantons Bern*, 22-25. Online als PDF: https://www.berner-aerzte.ch/fileadmin/user_upload/6_Publikationen/doc.be/2018/BE-KAG_Magazin_doc_be_02-2018_d_Web_V.pdf.
- Raven, Uwe (2009): Zur Bewältigung der „Seneszenzkrise“ – Bedingungen einer professionalisierten Hilfe für Menschen im „Vierten Lebensalter“, in: Sylke Bartmann, Axel Fehlhaber, Sandra Kirsch und Wiebke Lohfeld (Hg.): *„Natürlich stört das Leben ständig“, Perspektiven auf Entwicklung und Erziehung*, Wiesbaden, 159-182. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91620-0_11
- Ricœur Paul (1974): *Die Interpretation, Ein Versuch über Freud*, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 76, Frankfurt am Main.
- Ritter, Bertram (2004): „Die Werke warten auf ihre Interpretation“, Kunstsoziologische Bemerkungen über Rätselcharakter, Werkanalyse und Autonomie des Kunstwerks, in: Andreas Gruschka und Ulrich Oevermann (Hg.): *Die Lebendigkeit der kritischen Gesellschaftstheorie, Dokumentation der Arbeitstagung aus Anlass des 100. Geburtstages von Theodor W. Adorno*, 4.-6. Juli 2003 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, Wetzlar, 331-339.
- Soeffner, Hans-Georg (Hg.) (1979): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4>
- Soeffner, Hans-Georg (1979): Vorwort, in: Ders. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart, 1-9. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4>
- Schulz-Nieswandt, Frank (2021): *Rekonstruktive Sozialforschung als strukturelle Hermeneutik: Eine dichte Grundlegung, Studien zum sozialen Dasein der Person*, Bd. 38, Baden-Baden. <https://doi.org/10.5771/9783748904656-38>
- Zizek, Boris (2022): Rekonstruktive Bildungs- und Erziehungsforschung, in: Ulrich Bauer, Uwe H. Bittlingmayer und Albert Scherr (Hg.): *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie, Bildung und Gesellschaft*, Wiesbaden, 661-678. https://doi.org/10.1007/978-3-658-30903-9_40

Zusammenfassung

Das Theorie- und Forschungsprogramm der Objektiven Hermeneutik ist unverbrüchlich mit dem Lebenswerk Ulrich Oevermanns (1940-2021) verbunden. Seine theoretischen Modelle wie die Theorie der Deutungsmuster, der Lebenspraxis oder der Professionalisierung zeigen vielfältige Perspektiven zur Erforschung der sinnstrukturierten Welt auf. Dabei eröffnet Oevermanns hermeneutisch-erfahrungswissenschaftliche Methodologie die Perspektive für eine unvoreingenommene, distanzierte, strukturtheoretisch inspirierte Sicht. Biographische Verläufe etwa lassen sich im Kontext seiner Theorie der Lebenspraxis unter dem Gesichtspunkt der Krisenbewältigung im Zuge der Rekonstruktion humaner Sozialisation als Verlaufsform einer systematischen Erzeugung des Neuen verstehen.

Dieser Text gibt Einblick in den Grundstock an Begriffen und Wissensbeständen der Objektiven Hermeneutik. Oevermanns Lebenswerk beinhaltet viel von dem, was er seinen akademischen Lehrern Adorno, Habermas oder Lepsius verdankte, was er im Rückgriff auf seine Vorbilder lebendig halten und weiterentwickeln konnte: ein kritisches Aufklärungsinteresse, die Unterwerfung unter die Logik des besseren Arguments, riskantes Denken, weitreichende bildungs- und gesellschaftstheoretische Schlüsse. Dass er es seiner Leserschaft und sich selbst nicht leicht gemacht hat, davon zeugen seine Disziplinierung zur sachhaltigen Auseinandersetzung mit empirischem Forschungsmaterial, seine methodische Stringenz und die Freude an der Entdeckung des Neuen, die sich in seinen Texten widerspiegeln und in der nächsten forschenden Generation fortleben können.

Schmelztiegel Ruhrbergbau?

Die Integration türkischer „Gastarbeiter“ mit Oral-History-Interviews im
Schülerlabor erforschen¹

Marcel Mierwald

Es sind Titel wie *Schon immer und immer weiter ein Schmelztiegel – das Ruhrgebiet ein Vorreiter von Integrationspolitik?* (Demiriz/Goch 2019) oder *Schmelztiegel der Kulturen: Im Kohlenstollen sind alle gleich* (Bosen 2018), die gerne verwendet werden, um die Zuwanderung ins Ruhrgebiet und die Arbeit im dortigen Steinkohlenbergbau zu beschreiben. Dabei vermittelt die Metapher vom „Schmelztiegel“ zum einen den Eindruck, dass die Aufnahme und Integration von Zuwander:innen in die Industrie des Bergbaus und dessen regionaler Gesellschaft auch mit Blick auf die Arbeitsmigration ab Mitte der 1950er Jahre schneller und erfolgreicher gelangen, als dies in anderen Branchen und Regionen der Fall gewesen sein mag. Zum anderen suggeriert sie unerschwinglich, dass aus der Vergangenheit angesichts neuer herausfordernder Migrationsprozesse für die Gegenwart gelernt werden könne. Ob die „Schmelztiegel“-Metapher zur Beschreibung vergangener Verhältnisse angemessen erscheint, ist jedoch in der Geschichtswissenschaft umstritten (zum Beispiel Goch 2017; Tenfelde 2006).

Die Frage, ob es einen „Schmelztiegel Ruhrbergbau“ gab bzw. inwiefern die Integration der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau gelang, ist seit Oktober 2020 Gegenstand eines Geschichtsprojektes im „Alfried Krupp-Schülerlabor der Wissenschaften“ der Ruhr-Universität Bochum. Schülerlabore sind außerschulische, oft an Universitäten verortete Bildungseinrichtungen, in denen Kinder und Jugendliche wissenschaftliche Denk- und Arbeitsweisen an fachspezifischen Materialien erproben können, um sie an akademische Fähigkeiten heranzuführen und adäquate Ansichten von Wissenschaft und Forschung bei ihnen anzubahnen (Mierwald 2020: 13). In diesem Beitrag wird ein Geschichtsprojekt in einem geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Schülerlabor vorgestellt, in dem Lernende der gymnasialen Oberstufe der Frage der „gelungenen“ Integration exemplarisch anhand der subjektiven Erinnerungen und Erfahrungen ehemaliger Beschäftigter im Bergbau nachgingen. Ausschnitte aus video-graphierten Oral-History-Interviews des Projekts „Menschen im Bergbau“² (Moitra

1 Der Beitrag basiert (wie auch der Beitrag von Alicia Gorny in diesem Heft) auf einem Vortrag auf der Online-Tagung „Menschen im Bergbau“ – Perspektiven auf Oral History, Industriekultur und Vermittlung (7./8. Mai 2021), veranstaltet von Theresa Hiller (Ruhr-Universität Bochum), Marcel Mierwald (Ruhr-Universität Bochum), Stefan Moitra (Deutsches Bergbau-Museum) und Katarzyna Nogueira (Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets).

2 Für das Oral-History-Projekt „Menschen im Bergbau“ wurden von 2015 bis 2018 lebensgeschichtliche Interviews mit 86 Menschen aus dem Saarland, dem Ruhrgebiet, Ibbenbüren und dem Aachener Revier geführt. Siehe hierzu die Projektwebseite: <https://menschen-im-bergbau.de/> (31.1.2022).

2018; Nogueira 2021) mit ehemaligen Bergmännern deutscher und türkischer Herkunft geben diesen selbst das Wort und bieten damit einen multiperspektivischen Zugang zur Vergangenheit.³ Ein didaktisch aufbereitetes Lernangebot im Schülerlabor ermöglicht den Schüler:innen einen methodenorientierten Umgang mit den Erinnerungen und Deutungen der Zeitzeugen. Da den Lernenden ein kritisch-reflektierter Umgang mit Oral-History-Interviews häufig schwerfällt (zum Beispiel Barricelli et al. 2009; Brüning 2018; Rodenhäuser 2012), wurde für die digitale Lernplattform „MiBLabor“⁴ ein Lernmodul konzipiert, das die Schüler:innen beim Erwerb entsprechender Kompetenzen unterstützt.

Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag dargestellt, wie die Frage nach der „gelungenen“ Integration türkischer Arbeiter im Ruhrbergbau nach 1961 und die Interpretation von Oral-History-Interviews mit drei ausgewählten Zeitzeugen als Ausgangspunkt für die inhaltliche und methodische Gestaltung eines Geschichtsprojektes im Schülerlabor genutzt wird. Zudem fokussiert dieser Beitrag auf die didaktische Konstruktion eines speziellen Lernmoduls der digitalen Lernplattform „MiBLabor“ mit dem Titel *Schmelztiegel Ruhrbergbau!? Migration und Integration türkischer ‚Gastarbeiter‘ erforschen*, welches das Ziel der Förderung historischer Methodenkompetenz im Schülerlabor verfolgt. Im Folgenden wird zunächst auf den fachwissenschaftlichen Inhalt im Schülerlabor eingegangen. Hierbei wird gefragt, wie das Konzept „Integration“ analytisch greifbar ist und wie sich Forschungsstand und ehemalige Bergmänner als Zeitzeugen zur Integration türkischer „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau äußern (1). Danach werden Chancen und Herausforderungen historischen Lernens mit videografierten Oral-History-Interviews erörtert und daran ansetzend vier interpretative Strategien zum kritisch-reflektierten Umgang mit Interviews vorgeschlagen (2). Dem folgt ein Einblick in die didaktisch-methodische Gestaltung des Geschichtsprojektes und des hierfür konzipierten digitalen Lernmoduls (3). Der Beitrag schließt mit einem Ausblick auf die zukünftige empirische Überprüfung der Lernwirksamkeit des Geschichtsprojektes im Schülerlabor (4).

1. Türkische „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau – Eine gelungene Integration?

1.1 Vom Schmelztiegel zur Integrationsfrage

Während Brepohl (1957) Ende der 1950er Jahre noch völkisch-nationalistisch geprägt schrieb, dass unterschiedliche Gruppen von Zuwander:innen und Einheimische sich im Ruhrgebiet zu einem homogenen „Ruhrvolk“ vermischten, wird die These vom Ruhrgebiet als „Schmelztiegel“ in der Geschichtswissenschaft mittlerweile kontrovers beurteilt. Auf der einen Seite sprechen ältere Positionen davon, dass die Lebenswirklichkeit im Ruhrgebiet mehr oder weniger stark ausgeprägt einem „Schmelztiegel“ glich (zum Beispiel Murphy 1982; Peters-Schildgen 1997; Petzina 1993; Thränhardt 1997).

3 Aus dem Interviewkorpus wurden drei Personen ausgewählt, die möglichst dicht, detailliert und für die Lernenden verständlich über die Lage türkischer „Gastarbeiter“ unter und über Tage berichten. Zudem sollte die Auswahl deutsche und türkische Perspektiven und ein breites Spektrum an Positionierungen zur Integrationsfrage widerspiegeln. So fiel die Auswahl auf die drei ehemaligen Bergmänner Murtaza Karaoğlu, Manfred Reis und Abdullah Us (siehe auch Unterkapitel 1.3).

4 Das „MiBLabor“ ist eine digitale Lernplattform, die in Ergänzung zur Webseite „Menschen im Bergbau“ historische Inhalte und videografierte Oral-History-Interviews für Lehr-/Lernzwecke didaktisiert aufbereitet: <https://miblabor.de/> (31.1.2022).

Auf der anderen Seite plädieren jüngere Positionen für eine differenzierte Sichtweise und vorsichtige Zurückweisung, da die „Schmelztiegel“-Metapher ohnehin die historische Erforschung des tatsächlichen Integrationsgrades von verschiedenen Migrationsgruppen im Ruhrgebiet verdeckt (zum Beispiel Goch 1997; Goch 2017; Tenfelde 2006). Insbesondere Tenfelde betont, dass das aus der US-amerikanischen Zuwanderungsgeschichte stammende Bild vom „*melting pot*“ wenig auf die Migrationsgeschichte des Ruhrgebiets zutrifft (Tenfelde 2006: 9 ff.). Weder die polnische Zuwanderung vor dem Ersten Weltkrieg noch die der türkischen Migrant:innen ab 1961 in die Gesellschaft des Ruhrgebiets und Arbeit im Bergbau sei reibungslos verlaufen. Auch sei, so Tenfelde, nicht pauschal von einer hohen Integrationsbereitschaft der „Ruhrgebietsgesellschaft“ in Geschichte und Gegenwart auszugehen (ebd.: 2006: 9 ff.).

Anstatt den „Schmelztiegel“-Mythos zu bedienen, bietet es sich vielmehr an, von Integration zu sprechen und danach zu fragen, inwiefern die Integration der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau gelang. In Anlehnung an Heckmann (2015) soll dabei auf theoretischer Ebene das Konzept der Sozialintegration verwendet werden.⁵ Darunter wird die „Eingliederung individueller Migranten in die Institutionen und Beziehungen der Aufnahmegesellschaft“ als ein Prozess verstanden, der analytisch in eine strukturelle, kulturelle, soziale und identifikatorische Dimension unterteilt werden kann (Heckmann 2015: 72 f.; Ders. 1997: 1 ff.). Strukturelle Integration bezieht sich auf das Ausmaß, in dem Migrant:innen und ihre Nachkommen zu Mitgliedern in Institutionen bzw. Bereichen wie Bildungs- und Ausbildungssystem, Wirtschaft, Arbeits- und Wohnungsmarkt oder auch der politischen Gemeinschaft der Aufnahmegesellschaft werden. Unter kultureller Integration wird einerseits der Erwerb kultureller Fähigkeiten wie Sprache und die Übernahme von Werten, Normen und Einstellungen des Einwanderungslandes durch die Zuwander:innen verstanden. Andererseits schließt kulturelle Integration auch Veränderungen vorhandener Verhaltensweisen, religiöser Ansichten und Einstellungen auf Seiten der Zuwander:innen ein. Soziale Integration äußert sich zum Beispiel darin, ob in der Privatsphäre der Migrant:innen soziale Kontakte in Form von Freundschaften, Gruppen- und Vereinsmitgliedschaften oder auch interethnische Eheschließungen in der Einwanderungsgesellschaft bestehen. Identifikatorische Integration zeigt sich schließlich in subjektiven Empfindungen wie Zugehörigkeitsgefühl und Identifikationsbereitschaft von Zuwander:innen mit Gruppen, Gemeinschaften oder Vereinigungen im Einwanderungsland.

Heckmann (2015: 73) betont erstens, dass sich die angeführten Dimensionen von Sozialintegration gegenseitig beeinflussen können. So mag zum Beispiel der Erwerb der deutschen Sprache davon abhängig sein, inwiefern Zuwander:innen in das Arbeits- und Bildungssystem eingebunden sind. Zweitens ist Sozialintegration nicht nur vom Handeln und Bemühen der Migrant:innen abhängig, sondern auch davon, ob die aufnehmende Gesellschaft ihnen überhaupt Teilhabe ermöglicht und Identitätsangebote bereithält.

⁵ Zur Darstellung verschiedener Integrationskonzepte in der Migrationsforschung siehe zum Beispiel Röder 2019.

1.2 Forschungslage zur Integration türkischer „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau

Hinterfragt man das integrationsförderliche Potenzial des Arbeitsplatzes Steinkohlenbergbau und der Bevölkerung im Ruhrgebiet, finden sich im Fall der türkischen Arbeiter ab 1961 zeitbedingte Ereignisse und Umstände, die für sowie gegen eine „gelungene“ Integration sprechen.⁶ Integration stellt sich dabei historisch als ein Prozess dar, in dessen Verlauf integrationsförderliche und -hinderliche Aspekte deutlich werden. Nachfolgend soll auf die Forschungslage hierzu entlang der oben beschriebenen Integrations-Dimensionen kursorisch eingegangen werden.

Auf struktureller Ebene setzte man im Bergbau beispielsweise auf eine berufliche Qualifizierung, bevor die türkischen „Gastarbeiter“ unter Tage eingesetzt wurden. Die sechswöchige Anlernphase über Tage wurde trotzdem von einigen Betrieben unterschritten, um Ausbildungskosten einzusparen und die Arbeiter schnell unter Tage einsetzen zu können (Skrabania 2015: 98). Dort leisteten sie vor allem in den „Hauptbelastungsarbeitsplätzen“ des Untertagebetriebs und der Kokereien vollwertige bergmännische Arbeit und waren für Produktion und Produktivität besonders wichtig (Berg 1986: 187; Ders. 1990: 155 f.). Der Bergbau bot dank seines Arbeitskräftebedarfs im Vergleich zu anderen Branchen einen sicheren Arbeitsplatz, gute Aufstiegschancen und ein relativ hohes Gehalt, auch wenn nur wenige Zuwanderer tatsächlich in Aufsichts- und Leitungsfunktionen aufstiegen (Berg 1986: 188 f.; Hunn 2005: 218; Przigoda/Goch 2010: 249; Tenfelde 2006: 20). Ab den 1970er Jahren bemühte sich die Industriergewerkschaft für Bergbau und Energie (IGBE) darum, türkische Bergleute einzugliedern, und ab 1972 konnten diese für den Betriebsrat kandidieren (Seidel 2014: 190 f.). Dadurch stieg die Anzahl ausländischer Betriebsratsmitglieder beständig an, dennoch waren zugewanderte Arbeiter unter den Betriebsräten gemessen an ihrem Anteil an den Beschäftigten weit unterdurchschnittlich vertreten (Berg 1986: 190 f.). Zudem waren in den 1960er Jahren türkische „Gastarbeiter“ meistens in Wohnheimen der Zechengesellschaften untergebracht, wo sie sich mit mehreren anderen ausländischen Bergleuten ein Zimmer teilten und gesellschaftlich recht isoliert lebten (zum Beispiel Hunn 2005: 222 f.). Für jugendliche Berglehrlinge übernahmen hingegen Pestalozzidörfer – durch Bergbaugesellschaften eingerichtete kleine Siedlungen, in denen mehrere Lehrlinge in der Familie eines Bergmannes lebten – eine wichtige Sozialisations- und Ausbildungsfunktion (Przigoda/Goch 2010: 248). Die Wohnsituation der „Gastarbeiter“ änderte sich 1973 infolge des mit dem Anwerbestopp verstärkt einsetzenden Familiennachzuges und dem Umzug von Wohnheimen in Werks- oder Fremdwohnungen (Przigoda/Goch 2010: 249; Tenfelde 2006: 20). Die Suche vieler türkischer Familien nach preiswerten Privatwohnungen oder günstigen Werkswohnungen an stillgelegten Ze-

6 Betrachtet wird in diesem und im folgenden Unterkapitel tendenziell die Zeitspanne vom Anwerbeabkommen der Bundesrepublik Deutschland mit der Türkei 1961 bis etwa zum Ende des Steinkohlenbergbaus in Deutschland 2018. Ein Schwerpunkt liegt hier, bedingt durch die Forschungslage, im Zeitraum der 1960er bis 1980er Jahre (siehe auch Hunn 2005: 20 f.). Dabei konzentrieren sich die kommenden Ausführungen vorrangig auf die Lage türkischer „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau, deren Situation im Schülerlabor durch die Lernenden untersucht wird. Zur Arbeits- und Lebenswelt von türkischen Frauen und „Gastarbeiterinnen“ siehe weiterführend zum Beispiel Finzi/Mazzara 2019; Mattes 2005; Spajic/Yadigaroglu 2010; Waltz/Suhan 2018.

chen beförderte allerdings nachhaltig eine Segregation türkischer und deutscher Wohnräume in den Ruhrgebietsstädten (Berg 1990: 205 f.; Goch 2017: 86; Hunn 2005: 234 f.; Priorr 1998: 207; Tenfelde 2006: 25 f.).⁷

Bezüglich der kulturellen Dimension bereiteten den türkischen Bergleuten anfänglich etwa die neuen Verhaltensweisen und Normen in der Bundesrepublik Schwierigkeiten (Berg 1990: 201 f.; Hunn 2005: 138). Im Arbeitsbereich selbst schrieb die Oberste Bergbaubehörde zwar das Erlernen der deutschen Sprache mit einem mindestens sechswöchigen Sprachkurs vor. Dieser orientierte sich am Vokabular des bergmännischen Arbeitsalltags und war für die Arbeit und Sicherheit unter Tage wichtig. Allerdings reichten diese Sprachkurse nicht aus, die deutsche Sprache alltagstauglich zu erlernen, und wurden häufig sogar abgebrochen (Demiriz 2018: 235; Skrabania 2015: 97). In der Folge erschwerten mangelnde Sprachkenntnisse oftmals das berufliche Fortkommen der türkischen Bergleute (Berg 1986: 189). Ergänzend kümmerte sich die Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung (REVAG) unter anderem mit Sprachkursen um die ausländischen Arbeiter (Demiriz/Goch 2019: 26f.; Hunn 2005: 230 ff.; Przigoda/Goch 2010: 249). Sie ragte ähnlich wie die Ruhrkohle AG (RAG) mit ihren Angeboten wie Verkehrserziehung, Musikabende und Fußballturniere mitunter bis in den Freizeitbereich hinein (Demiriz/Goch 2019: 27f.; Hunn 2005: 106 ff.). Bemerkenswert ist, dass am Arbeitsplatz Bergbau durch Einrichtung von Gebetsräumen oder Rücksichtnahme auf den Ramadan und islamische Feste die religiösen Gebräuche der türkischen Bergleute beachtet wurden (Demiriz/Goch 2019: 26). Vermutlich war diese Rücksichtnahme nicht zuletzt wirtschaftlich motiviert, da man die dringend benötigten Arbeiter nicht abschrecken und davon abhalten wollte, sich nach anderen Arbeitsplätzen umzusehen (Hunn 2005: 109).

Was die soziale Integration betrifft, habe anfangs Unmut unter den deutschen Kumpeln über die türkischen Arbeiter geherrscht, die von der Akkordarbeit der neuen Kollegen und ihre Wahrnehmung als Konkurrenz herrührte (Hunn 2005: 132). Darüber hinaus soll es am Arbeitsplatz zwischen deutschen und türkischen Kollegen zu keinen größeren Konflikten gekommen sein (Berg 1986: 190). Ohnehin ist der Arbeitsalltag unter Tage durch eine notwendige Zusammenarbeit und Angewiesenheit aufeinander gekennzeichnet. Dies führte zwangsläufig zu engen beruflichen Kontakten und der Einsicht, dass man zuverlässige Arbeitskollegen benötigte (ebd.). Allerdings wird in der Forschungsliteratur vermutet, dass das Fehlen sprachlicher Fähigkeiten lange Zeit dazu geführt habe, dass die türkischen „Gastarbeiter“ ihre Rechte nicht wahrnehmen konnten und der sprachlichen Überlegenheit deutscher Kollegen und Vorgesetzter ausgesetzt waren (Demiriz 2018: 236; Hunn 2012: 244 ff.). Nicht zu vergessen ist, dass die negative konjunkturelle Lage der 1960/70er Jahre dazu führte, die Arbeitsmigranten mithilfe finanzieller Anreize, einer sogenannten Rückkehrhilfe, zur Rückkehr in ihre Heimat zu bewegen. Auch der kritische öffentliche Diskurs zum Thema Islam in den 1980er Jahren wirkte sich auf die Arbeit und das Miteinander im Bergbau aus (Berg 1986: 190;

⁷ Im engeren Sinne die Situation der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau verlassend, aber dennoch in die strukturelle Dimension gehörend, sei zur separaten Beschulung von Zuwander:innen-Kindern in muttersprachlichen Klassen auf Pilger (2013) und zur Entwicklung der Schulabschlüsse auf Nonn (2013) verwiesen. Siehe darüber hinaus zum beschränkten politischen Mitspracherecht beispielsweise Nonn (2011) und zur diesbezüglichen Bedeutung von kommunalen Initiativen in der Lokalpolitik Demiriz/Goch (2019).

Ders. 1990: 235; Hunn 2005: 137). Die Aufnahme in der Bevölkerung habe sich zunächst freundlich gestaltet, wurde aber mit steigender Anzahl der „Gastarbeiter“ ab Mitte der 1960er Jahre und begleitet durch die aufkommende Debatte um potenzielle Nachteile der „Ausländerbeschäftigung“ erschwert (Berg 1986: 190; Goch 2017: 78; Hunn 2005: 137). Tendenziell sprechen verschiedene Statistiken dafür, dass die Zahl der Begegnungen von Menschen deutscher und türkischer Herkunft und auch Eheschließungen zwischen ihnen in den Großstädten seit den 1970er Jahren bis in die Gegenwart zugenommen haben (Lucassen 2006: 37; Nonn 2013: 185 ff.). Allerdings vermuten Demiriz und Goch (2019: 31), dass sich vor allem angestoßen durch den Familiennachzug ab 1973 über „das Verschwinden großbetrieblicher Strukturen“ bis schließlich hin „zum Ende der industrienahen Wohnungswirtschaft“ eine „Tendenz zu einer Gemeinschaftsbildung im religiösen Umfeld“ anbahnte.

Aussagen zur identifikatorischen Integration finden sich in der Forschungsliteratur wenig. Nach Berg (1990: 262 ff.; ähnlich Demiriz/Goch 2019: 30; Przigoda/Goch 2010: 249) machte sich unter den türkischen Migranten eher eine Abgrenzung zur deutschen Bevölkerung deutlich, was er aus der geringen Anzahl an Mitgliedschaften in deutschen Kultur- und Sportvereinen, der Heimatverbundenheit und vor allem dem Festhalten am Islam schlussfolgert. Darüber hinaus sprechen zahlreiche kommunale Geschichtsinitiativen, Oral-History-Projekte und Ausstellungen in Industriemuseen in den 1970er Jahren und insbesondere ab dem Ende der 1990er Jahren, an denen sich auch türkische Migrant:innen beteiligten, für eine Auseinandersetzung mit der (eigenen) Migrationsgeschichte (Demiriz/Goch 2019: 29 f.; Nogueira 2018). Nonn (2013: 189) betont gar, dass für die Identität der türkischstämmigen Migrant:innen heute die Herkunft weniger von Bedeutung sei als vielmehr die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen milieubezogenen Lebensstilen, die sich auch in der übrigen Bevölkerung wiederfinden.

Die skizzierte Forschungslage mit einem Schwerpunkt in den 1960er bis 1980er Jahren lässt das „Gelingen“ der Integration türkischer „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau recht ambivalent erscheinen. So zeigt sich, dass sich der Bergbau für die Integration türkischer Zuwanderer engagierte, was davon motiviert war, die benötigten Arbeitskräfte schnell einzugliedern, zu qualifizieren und zu halten. Womöglich mag die gemeinschaftliche Arbeit unter Tage integrationsförderlicher gewesen sein als Begegnungen und Gegebenheit im außerberuflichen Bereich. Der Arbeitsplatz Bergbau gestaltete sich jedoch aufgrund sozio-kultureller Umstände und politisch-wirtschaftlicher Entwicklungen keineswegs konfliktfrei.

1.3 Sichtweisen ehemaliger Bergarbeiter auf die Integrationsfrage

Unterschiedliche Sichtweisen auf die Integrationsfrage spiegeln sich auch in den Oral-History-Interviews mit ehemaligen Bergleuten deutscher und türkischer Herkunft aus dem Projekt *Menschen im Bergbau* wider. Darin gewähren die Zeitzeugen unter anderem Einblicke in ihre individuelle Wahrnehmung und eigenen Erfahrungen bezüglich der Integrationsleistung des Ruhrbergbaus (Moitra et al. 2019). Sie bieten weiteren Aufschluss zu den angesprochenen vier Dimensionen der Integration, indem sie Interpretationen etwa auf der Grundlage von Daten und Zahlen um subjektive Erinnerungen und Einschätzungen ergänzen (Lucassen 2006: 40 f.; Ther 2018: 30). So gibt beispiels-

weise die Anzahl von Kontakten zwischen Familien von „Gastarbeitern“ und Menschen deutscher Herkunft, wie bei Nonn (2013) zu finden, keinen Aufschluss über die Qualität und Intensität solcher persönlichen Beziehungen.

Exemplarisch kann hier auf die Oral-History-Interviews mit drei ehemaligen Beschäftigten im Ruhrbergbau eingegangen werden, die für das Projekt *Menschen im Bergbau* durch die Historiker:innen Katarzyna Nogueira und Stefan Moitra interviewt wurden und deren Lebensgeschichten im Mittelpunkt des im dritten Kapitel vorgestellten Schülerlabors stehen.⁸ Es handelt sich dabei um die ehemaligen türkischen „Gastarbeiter“ Murtaza Karaoglu (* 1948), der 1964 seine Ausbildung in einer Zeche in Dortmund begann, zuletzt als Fahrsteiger tätig war und 1997 in den Ruhestand trat, und Abdullah Us (* 1956), der 1971 seine Ausbildung in einer Zeche in Duisburg begann, bis zum Obersteiger und Bereichsleiter aufstieg und nach 2005 in den Vorruhestand ging. Ergänzt werden deren Sichtweisen durch Manfred Reis (* 1954), der 1968 eine Ausbildung zum Betriebsschlosser in einer Zeche in Duisburg begann, zuletzt als Maschinenfahrsteiger arbeitete und 2002 aus dem Bergbau ausstieg.

Analysiert man die Oral-History-Interviews mit Manfred Reis aus dem Jahr 2015 sowie mit Murtaza Karaoglu und Abdullah Us aus dem Jahr 2017 zuerst hinsichtlich von Aussagen zur strukturellen Integration der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau, findet man durchaus konfligierende Auskünfte.⁹ So betont Karaoglu (2017) bezüglich der Arbeitssituation, dass Gleichheit unter den Bergmännern herrschte und die Nationalität eine untergeordnete Rolle gespielt habe. Us (2017) hingegen erzählt, dass er auf jeder Ebene seiner beruflichen Karriere Anfeindungen wegen seiner türkischen Herkunft erlebt habe und gerade der Aufstieg in höheren Positionen ihm wenig gegönnt, geschweige denn akzeptiert worden sei. Reis (2015) wiederum hebt hervor, dass es sich bei den türkischen Arbeitern um „absolut vollwertige Bergleute“ gehandelt habe. Er verweist zudem auf Us, seinen früheren Chef, der mit vierzehn Jahren aus der Türkei nach Deutschland kam und sich durch Weiterqualifikationen bis zum Bereichsleiter hochgearbeitet hat. Us merkt bezüglich der ersten Generation von „Gastarbeitern“ an, dass diese häufig am Wochenende arbeiteten, um schnell Geld zu verdienen. In einigen Fällen waren ihnen zudem ihre Arbeitsrechte nicht bekannt. Auch das Thema Mitsprache und Mitbestimmung im Betrieb wird in den Interviews angesprochen. Karaoglu berichtet, dass er Mitglied in der Bergbau-Gewerkschaft war, und Reis geht darauf ein, dass es türkische Betriebsräte gab. Mit Blick auf die Aus- und Weiterbildung betont Us die Unterstützung des Arbeitgebers, der Ruhrkohle AG, die die Grundlage für seine Ausbildung geschaffen und für sein berufliches Fortkommen gesorgt habe. Allerdings bemängelt er für die Zeit vor „30, 40 Jahre[n]“ (das heißt, die 1970er und 1980er Jahre), dass man im schulischen Bereich auf eine „gesunde Mischung“ von deutschen und türkischen Kindern genauso hätte achten müssen, wie man bei der Wohnungsvergabe hätte berücksichtigen müssen, dass nicht „alle im gleiche[n] Haus wohnen“. Wahrscheinlich auf einen späteren Zeitpunkt bezogen, erwähnt Reis zumindest

8 Die vollständigen Oral-History-Interviews sind im Archiv des Hauses der Geschichte des Ruhrgebiets (AGHR) in Bochum zugänglich und stammen aus der Sammlung Lebensgeschichtliche Interviews. Ausgewählte Videosequenzen aus den Interviews mit den drei Zeitzeugen sind unter folgendem Link online einsehbar: <https://menschen-im-bergbau.de/themen/migration/schmelzriegel-bergbau/> (15.12.2022).

9 Da sich die folgende Analyse ausschließlich auf die genannten drei Oral-History-Interviews bezieht, entfällt die jeweilige Quellenangabe für die weiteren Ausführungen nach der ersten Nennung.

eine türkische Familie, die mit ihm im gleichen Wohnhaus lebte und deren Kinder auf das Gymnasium gingen.

Schaut man auf die Dimension der kulturellen Integration, berichtet Karaoglu davon, dass es im Arbeitsbereich aufgrund von „kulturellen Unterschiede[n]“ zu kleineren Konflikten gekommen sei. An konkrete Vorkommnisse über oder unter Tage könne er sich aber nicht erinnern. Us' Erinnerungen sind diesbezüglich reichhaltiger. Er erzählt von Diskriminierungen türkischer Bergleute durch deutsche Kollegen wegen ihres Knoblauchgeruchs. Überhaupt seien von deutscher Seite kulturelle Unterschiede betont worden. So sei ihm beispielsweise vorgehalten worden, dass er kein Schweinefleisch esse, aber Bier trinke. Solche Erfahrungen habe er, der 2005 in den Vorruhestand ging, rückblickend auf jeder Stufe seines beruflichen Werdeganges machen müssen. Aus dem Interview mit Reis wird zwar deutlich, dass der muslimische Glaube der türkischen Kollegen geachtet wurde, indem es etwa ein gemeinsames Essen zu „Ramadan-Ende“ unter Tage gab. Aus seinem Interview wird jedoch auch erkennbar, dass er diese religiösen Gebräuche als etwas fremdartig empfindet. Bezogen auf Normen und Wertvorstellungen kritisiert Us, dass es seiner Ansicht nach von „öffentlicher Seite“ keine Bemühungen gegeben habe, den türkischen Migrant:innen Regeln und Werte zu vermitteln. Und auch Reis betont die unterschiedlichen Wertvorstellungen der türkischen Kollegen. Als Vorgesetzter habe er es nicht als seine Aufgabe angesehen, ihnen deutsche Wertvorstellungen „aufzudrücken“. Ihn habe vielmehr interessiert, „wie sie in das Team passen“ und wie sie „menschlich“ seien. Bezüglich des Spracherwerbs weist Us besonders auf das Fehlen von Sprachkenntnissen bei der ersten Generation von „Gastarbeitern“ hin und bestätigt, dass das Erlernen der deutschen Sprache im Bergbau zwar gesetzlich vorgesehen, aber praktisch häufig zugunsten eines schnellen Einsatzes unter Tage vernachlässigt wurde. Positiv hebt er jedoch die Ruhrkohle AG hervor, die das Erlernen der deutschen Sprache unterstützt habe, während von öffentlicher Seite keine entsprechenden Angebote existierten.

Der Dimension der sozialen Integration lässt sich unter anderem die Aussage von Karaoglu zuordnen, der betont, dass „gegenseitige Unterstützung“, „Zusammenhalt“ und „Kameradschaft“ die gemeinsame Arbeit geprägt hätten. Dies habe sich auch in der Angewiesenheit aufeinander sowie in gegenseitiger Unterstützung und in beiderseitigem Achten auf die Sicherheit geäußert. Überhaupt hätten Unterschiede aufgrund der Herkunft keine große Rolle gespielt, und die türkischen „Gastarbeiter“ seien über und unter Tage „akzeptierte Personen“ gewesen. An Konflikte könne er sich jedenfalls nicht erinnern. Lediglich die Ansprache als „Türke“ fällt ihm dazu ein, was für ihn aber „nicht so was Großes“ gewesen sei. Ähnlich äußert sich Reis aus der Perspektive des deutschen Kollegen. Es habe, so Reis, keine „Probleme“ oder „Diskriminierung“ gegeben, sondern er habe „die Leute“ als „fleißig“, „kumpelig“ und äußerst „arbeitswillig“ erlebt. Dem entgegen berichtet Us von türkischen Kollegen, die durchaus Diskriminierung wahrgenommen hätten, sich aufgrund sprachlicher Schwierigkeiten aber nicht dagegen wehren konnten und sich deshalb oft zurückgezogen hätten. Was soziale Kontakte und private Beziehungen jenseits der Arbeit angeht, erzählt Reis, dass er mit Us befreundet war und dass er, wie schon erwähnt, eine Zeit lang mit einer türkischen Familie in einem Wohnhaus gelebt habe. Zu dieser habe er eine gute Beziehung gepflegt, was sich beispielsweise darin zeigte, dass die türkische Familie ihn und seine Frau zum Essen eingeladen und auf seine Tochter aufpasst habe. Us kritisiert mit Blick auf die erste Phase türkischer Arbeitsmigration nach Deutschland, dass außerhalb des

Betriebes durch die deutsche Öffentlichkeit wenig Anstrengungen zur Erleichterung der Integration stattgefunden hätten, solche Angebote von türkischer Seite jedoch auch nicht aktiv eingefordert worden seien.

Hinsichtlich der identifikatorischen Integration bekundet Karaoglu im Interview, dass er stolz darauf sei, Bergmann gewesen zu sein. Dies äußere sich für ihn zum Beispiel darin, dass er immer mitsingt, wenn er das „Steigerlied“¹⁰ hört. Besonders den „Zusammenhalt“ und die „Zusammengehörigkeit“ schätze er immer noch. Dies zeige sich heute noch, wenn er ehemalige Bergmänner trifft und mit diesen sogleich über den Bergbau ins Gespräch kommt. Zudem verspüre er heute im Knappenverein¹¹ ein Gefühl der Zugehörigkeit und pflege dort bergmännische Traditionen. Darüber hinaus beteiligte er sich an der Ausstellung „Glückauf in Deutschland“¹², um die Erinnerung an den Bergbau zu bewahren. Identitätsgefühle und Zusammengehörigkeit werden auch im Interview mit Us deutlich, wenn er erzählt, dass er mit „Herz und Seele Bergmann“ sei, dass er das „Steigerlied“ auswendig könne und heute noch an Barbarafeiern¹³ teilnehme. Eine große Verbundenheit spricht Us, wie schon mehrfach deutlich wurde, seinem ehemaligen Arbeitgeber, der Ruhrkohle AG, gegenüber aus: „[...] mein Unternehmen Ruhrkohle wird immer für mich das eine Unternehmen bleiben. Ich lasse auch nichts darauf kommen“.

Die genannten Passagen aus den Oral-History-Interviews mit den drei Zeitzeugen zeigen exemplarisch, dass diese Quellen dichte Beschreibungen von Erlebnissen und individuelle Perspektiven zur Integration im Ruhrbergbau bieten, die die bisherige Forschungslage durch die Schilderung persönlicher Erfahrungen ergänzen und erweitern. Deutlich wird weiterhin, dass die Aussagen der Interviewten Ähnlichkeiten aufweisen, aber vor allem auch unterschiedliche Erinnerungen und Deutungen anbieten. Mit solch divergierenden Erzählungen umzugehen und die Aussagen von Zeitzeug:innen einzuschätzen, fällt nicht nur Kindern und Jugendlichen schwer und ist die zentrale Herausforderung, wenn es darum geht, Interviews als historische Quellen in Lernprozessen einzusetzen. Daher wird im Folgenden darauf eingegangen, warum bestimmte methodische Strategien für die Interpretation von Oral-History-Interviews wichtig sind.

2. Interpretieren von Oral-History-Interviews – Warum sind Strategien wichtig?

2.1 Videografierte Oral-History-Interviews als Chance und Herausforderung

Zeitzeug:innen-Videos erfreuen sich seit geraumer Zeit nicht nur in Museen, im Fernsehen und im Internet an großer Beliebtheit. Auch in der Geschichtsdidaktik erfahren, neben den unterschiedlichsten Oral-History-Projekten, digitale Zeitzeugenportale und Lernplattformen mit Ausschnitten aus videografierten Interviews zunehmend größere

10 Es handelt sich um ein deutsches Bergmanns- und Volkslied.

11 Gemeint ist ein privater Zusammenschluss mehrerer Bergleute eines Bergwerks oder eines Bergreviers zu einem Verein, welcher der Kameradschaftspflege und der Pflege bergmännischer Traditionen dient.

12 Das Ausstellungsprojekt „Glückauf in Deutschland“ wurde am 12. Oktober 2014 in der Dortmunder Berswordthalle eröffnet und war dann in verschiedenen Orten im Ruhrgebiet zu sehen. Siehe hierzu beispielsweise: <https://vifdo.wordpress.com/glueckauf/> (31.1.2022).

13 Angesprochen ist die traditionelle Feier zum jährlichen Barbaratag am 4. Dezember, welcher zu Ehren der Schutzheiligen der Bergleute, der heiligen Barbara, gefeiert wird.

Aufmerksamkeit (zum Beispiel Henke-Bockschatz 2014; Ders. 2018a, b). Geschichts-didaktisch wird dabei allgemein zwischen *active oral history* und *passive oral history* unterschieden: Während *active oral history* die Planung, Durchführung und Auswertung von lebensgeschichtlichen Interviews durch Schüler:innen in eigenen Projekten meint, bezieht sich *passive oral history* darauf, existierende videografierte Zeitzeug:innen-Interviews als Quellen im Geschichtsunterricht zu nutzen (Lanman/Wendling 2006: XIX).

Zwar können videografierte Oral-History-Interviews nicht die „Unmittelbarkeit, Spontaneität und Authentizität“ (Henke-Bockschatz 2018a: 5) von direkten Begegnungen mit Zeitzeug:innen bieten, dennoch sind auch ihre Potenziale für das historische Lernen mannigfaltig. So wird in der geschichtsdidaktischen Literatur vermutet, dass sich besonders die Arbeit mit „fertigen“ bzw. bereits aufgezeichneten Interviews dafür eignet, eine kritische Auseinandersetzung mit omnipräsenten, medial vermittelten Zeitzeug:innen-Aussagen zu fördern und ein Nachdenken über Bedingungen und Grenzen sowie die Konstruktion von Lebensgeschichten zu ermöglichen (zum Beispiel Bernsen 2017; Bosshart-Pfluger 2013; Henke-Bockschatz 2014). Ihre Einbindung in den Geschichtsunterricht bietet sich methodisch an, um kognitive Strategien¹⁴ wie „das Dekonstruieren durch Analyse und Interpretation und durch Vergleich mit anderen Interviews und Darstellungen“ zu fördern (Henke-Bockschatz 2018: 5). Allerdings wird Schüler:innen häufig ein fehlender kritisch-reflektierter Umgang mit Oral-History-Interviews attestiert. So würden sie unter anderem häufig dazu neigen, die Aussagen von Zeitzeug:innen mit der „Vergangenheit“ gleichzusetzen (Goodman Gould/Gradowski 2014: 347; Henke-Bockschatz 2014: 14; Schreiber/Árkossy 2009: 5).

Blickt man in die aussagekräftigste Studie von Bertram und Kollegen (2017) zum Lernen mit Zeitzeug:innen im Geschichtsunterricht in unterschiedlichen medialen Repräsentationen (Live, Video und Text), dann zeigt sich zwar, dass das historische Lernen unter der Live-Bedingung von den Schüler:innen methodisch, inhaltlich und motivational positiver als das Lernen unter Video- und Text-Bedingung wahrgenommen wurde. Jedoch schnitten die untersuchten Neuntklässler:innen, die unter Live-Bedingungen gelernt hatten, in fast allen nachgelagerten Wissens- und Kompetenztests schlechter ab als diejenigen, die unter Video- und Text-Bedingung gelernt hatten. Angesichts dieser Befunde hebt Bertram den Mehrwert von Oral-History-Videos zur Förderung eines kritisch-reflektierten Umganges mit Geschichte hervor und schlussfolgert:

Die Arbeit mit Videos bietet den Vorteil, dass die Lernenden dem Zeitzeugenbericht distanzierter und vermutlich kritischer gegenüberstehen. Gleichzeitig ermöglicht ein Zeitzeugenvideo „Geschichte“ in einer individuellen Erzählung über die Vergangenheit mit einem Gesicht und einer Stimme lebendig werden zu lassen (Bertram 2015: 124).

Aus qualitativen Studien ist allerdings bekannt, dass Lernende ohne eine direkte Förderung von historischen Kompetenzen mit Oral-History-Videos zahlreiche Schwierigkeiten haben. So reflektieren sie nicht die Transformation der Interviews hin zu einem digitalen Zeugnis im Internet oder ignorieren auf Webseiten bereitgestellte Zusatzinformationen (Brüning 2018: 390 ff.; Bothe/Brüning 2015: 223). Hinzu kommt, dass

¹⁴ Zur genaueren Erläuterung des Begriffs „kognitive Strategien“ siehe Unterkapitel 2.2.

Oral-History-Interviews häufig eine emotionale Betroffenheit bei Lernenden erzeugen, die diese daran hindert, die Zeitzeug:innen-Aussagen kritisch zu reflektieren (Galda 2013: 251 ff.; Obens/Geißler-Jagodzinski 2018: 59). Auch in TV-Dokumentationen nehmen Lernende Zeitzeug:innen als äußerst glaubhaft wahr. Die Perspektiv- und Standortgebundenheit ihrer Aussagen wird selten einbezogen (Rodenhäuser 2012: 85 ff.). Befunde quantitativ-experimenteller Studien sprechen dafür, dass Lernende historische Dokumente unabhängig vom Darstellungsformat (zum Beispiel schriftlich oder auditiv) wenig dahingehend hinterfragen und interpretieren, wer Urheber:in einer Quelle ist, in welchem historischen Kontext sie verorten werden kann und welche Ähnlichkeiten und Unterschiede zu anderen Quellen bestehen (zum Beispiel Mierwald 2020; Wineburg 1991). Aus der Forschung zum Lernen mit multiplen Dokumenten bzw. mehreren Informationsquellen ist sogar bekannt, dass derartige kognitive Strategien – geschichtswissenschaftlich ließe sich analog von Quellenkritik sprechen – weniger verwendet werden, wenn Lernende mit Videos anstatt mit Texten arbeiten (Lee/List 2018; List/Ballenger 2019). Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass der kritisch-reflektierte Umgang mit Videos bisher kaum Bestandteil des Unterrichts ist. Auch könnten Videos stärker als Texte den Eindruck erzeugen, einfacher verständlich zu sein, anstatt tiefergehende kognitive Strategien zu aktivieren (List/Ballenger 2019). Das gilt offenbar auch für Erwachsene. Die Humanizing-voice-Hypothese (Schroeder et al. 2017) fußt auf der empirischen Beobachtung, dass Menschen eher dazu neigen, ihre Ansichten zu ändern und Positionen zu übernehmen, die mit den Äußerungen von menschlich und überzeugend erscheinenden Expert:innen in einem Video konform sind, als wenn sie Meinungsäußerungen aus gedruckten Texten entnehmen (Salmerón et al. 2020). Hier könnte es sich als noch eindringlicher und glaubhafter für Lernende erweisen, wenn Zeitzeug:innen als Expert:innen ihres Lebens in Oral-History-Interviews über sich selbst und ihre Wahrnehmung der Vergangenheit sprechen.

Zeitzeug:innen sind zwar durch ihre Präsenz im Fernsehen und Internet omnipräsent, jedoch ist davon auszugehen, dass nur die wenigsten Lehrer:innen und Schüler:innen im Umgang mit der Planung, Durchführung und vor allem Auswertung von Oral-History-Interviews vertraut sind (Huijgen/Holthuis 2016). Gerade Oral-History-Interviews im Videoformat könnten sich besonders dafür anbieten, einen ersten Zugang zu dieser besonderen Quellengattung zu eröffnen und dringend notwendige analytisch-kritische Fähigkeiten im Umgang mit diesen zu fördern (zum Beispiel Bernsen 2017; Henke-Bockschatz 2014).

2.2 Strategien im kritisch-reflektierten Umgang mit Oral-History-Interviews

Jede wissenschaftliche Disziplin hat ihre eigenen Textgenres bzw. Formen der Wissensrepräsentation, an deren Interpretation und Analyse Schüler:innen erst herangeführt werden müssen (Stadtler et al. 2014). Für die Geschichtswissenschaft typische Medien stellen jedoch spezifische Anforderungen an die Lernenden, wenn sie auf deren Grundlage historisch Denken und Sinn über die Vergangenheit bilden sollen (Monte-Sano/Reisman 2015: 283). Zumeist werden gedruckte Texte bzw. Dokumente wie Quellen und Darstellungen im Geschichtsunterricht verwendet. Wineburg (1991) identifizierte in einer vielzitierten Studie mit Sourcing (Beachten der Herkunft), Contextualization (raum-zeitliche Situierung) und Corroboration (Vergleich) Strategien, die Historiker:innen im quellenkritischen Umgang mit gedruckten schriftlichen und bildlichen

historischen Dokumenten nutzen.¹⁵ Mit kognitiven Strategien werden dabei mentale Vorgänge bezeichnet, die Historiker:innen während ihres Forschungsprozessen beim Lesen, Denken und Schreiben verwenden. Diese können, wenn sie transparent gemacht und vermittelt werden, auch Schüler:innen dabei helfen, historische Dokumente zu interpretieren (De La Paz/Nokes 2020).

In den letzten Jahren öffnete sich die anglofone geschichtsdidaktische Forschung auch für andere „Textformate“ wie Spielfilme (zum Beispiel Marcus et al. 2006), historische Orte (Baron 2006) oder digitale Webseiten und Inhalte (zum Beispiel Goulding 2020; McGrew 2021); und es wurde gefragt, welche Kompetenzen die Lernenden im kritisch-reflektierten Umgang mit diesen verschiedenen Medienformaten benötigen (De La Paz/Nokes 2020; Stoddard/Marcus 2017). Nokes (2013) hat darauf hingewiesen, dass *historical literacy* nicht auf traditionelle schriftliche Texte beschränkt sein sollte. Er betont: „Historical literacies include the use of historians’ strategies for comprehending and evaluating the vast array of artifacts and records that are useful in making inferences about the past“ (Nokes 2013: 13). Es stellt sich allerdings die Frage, ob für all diese „artifacts and records“ dieselben Strategien benötigt werden. So demonstrierte zum Beispiel Baron (2006), dass die heuristischen Strategien von Wineburg (1991) bei der Analyse von historischen Gebäuden zu kurz greifen.

Auch für den kritisch-reflektierten Umgang mit Oral-History-Interviews im Video-Format gibt es derzeit keine solcherart empirisch gestützten Einsichten in die notwendige historische Methodenkompetenz. Vielmehr ist festzustellen, dass die geschichtswissenschaftliche Methodenliteratur und geschichtsdidaktische Ausführungen den Bereich der Analyse, Interpretation, Beurteilung und Integration von Oral-History-Interviews oft auslassen (Henke-Bockschatz 2014: 8; Leh 2022: 13; Obertreis 2012: 7). In jüngster Zeit wurden zwar geschichtsdidaktische Rahmenmodelle publiziert, die jedoch eher auf zentrale Denkkonzepte wie Performance, Narrative oder Memory-Work im Verstehen von Oral-History-Interviews (Martin et al. 2021) oder historische Erfahrungsdimension wie Historical Proximity oder Imagination bei der Begegnung mit komplexen Quellen wie Zeitzeug:innen-Interviews fokussieren (Zachrich et al. 2020). Demgegenüber geht es an dieser Stelle um die prägnante Ableitung von kognitiven Strategien, die eine pragmatische, schrittweise Interpretation von Oral-History-Interviews im Videoformat ermöglichen. Anhand von Methodenliteratur und Vorschlägen aus der Geschichtsdidaktik lassen sich vier Strategien im Umgang mit videografierten Oral-History-Interviews rekonstruieren. Diese sollen im Folgenden in Anlehnung an frühere Arbeiten (Reisman 2012; Wineburg 1991) benannt, für diese besondere Quellengattung angepasst, geordnet und kurz beschrieben werden.

(1.) Sourcing bezeichnet das Beachten der Herkunft und Entstehung eines Oral-History-Interviews, bevor dieses näher angesehen wird. Es geht zunächst darum, die Informationen zu berücksichtigen, die zu einem oder manchmal auch mehreren Oral-History-Interview/s und den daran Beteiligten vorliegen oder verfügbar sind, weil sie Einfluss auf das Erinnernte und Erzählte in den Interviews haben könnten (Brügge-meier/Wierling 1986: 19 ff.; Wierling 2003: 127 f.). Dabei spielen Fragen dazu, warum

15 Später ergänzte Reisman (2012) durch ihre Forschung zum historischen Lesen die Strategie des Close Reading, das heißt, der Analyse bezüglich der inhaltlichen Argumentation und Sprache in einem Dokument.

ein Interview geführt wurde, in welchem Projektzusammenhang und unter welchen Bedingungen es stattfand, wer als Interviewer:in die Fragen stellte und wer als Zeitzeug:in Rede und Antwort stand, eine wichtige Rolle (Abrams 2016: 19; Henke-Bockschatz 2014: 79; Niethammer [1985] 2012: 62; Shopes 2002: 6 ff.; Thompson/Bornat 2017: 114; Wierling 2003: 127). Sind die Oral-History-Interviews online zugänglich, so gewinnen zudem Fragen der Medialität bzw. der Einbettung und Aufarbeitung von Zeitzeug:innen-Videos auf einer Webseite oder digitalen Lernplattform an Bedeutung (Bothe/Brüning 2015: 207 ff.; Schreiber 2009: 28; Shopes 2002: 20 f.). Genauer sollte die Absicht, Provenienz der Urheber:innen, Gestaltung und Vertrauenswürdigkeit der online-Angebote genauso wie die Art und der Umfang des Interviewmaterials und dessen Anordnung auf der Webseite bedacht werden (Shopes 2002: 29 f.).

(2.) Contextualization bezieht sich auf das Situieren eines Oral-History-Interviews und dessen Inhalten in einen raum-zeitlichen Kontext (zum Beispiel Henke-Bockschatz 2014; Jünger 2021; Whitman 2004). Hier geht es darum, zu welchem Zeitpunkt und wo ein Interview geführt wurde, weil die vergangene und auch gegenwärtige Zeit die Erinnerung der Zeitzeug:innen beeinflussen (zum Beispiel der Abstand zwischen Interview und Geschehnissen in der Vergangenheit oder der Einfluss aktueller Ereignisse). Historisches Kontextwissen ist zudem wichtig, um im weiteren Interpretationsprozess abzugleichen, was der oder die Zeitzeug:in in seinem/ihrer Bericht erwähnt oder auslässt (Abrams 2016: 5; Thompson/Bornat 2017: 364; Niethammer [1985] 2012: 56; Whitman 2004: 139) und um zu identifizieren, auf welche Zeitpunkte in der Vergangenheit er oder sie sich im Interview genau bezieht (Wierling 2003: 132).

(3.) Close Reading zielt darauf ab, ein videografiertes Oral-History-Interview anzusehen und bezüglich dessen Aufbau, Inhalt und Performanz genau zu analysieren. Hierzu zählt Wissen darüber, dass ein Oral-History-Interview in der Regel verschiedene Phasen umfasst (das heißt, 1. freies Erzählen nach offener Eingangsfrage, 2. Informationsfragen zu bestimmten Themen und 3. Nachfragen) und zu erkennen, aus welcher Phase eine Videosequenz stammt (Geppert 1994: 310 f.; Plato [1991] 2012: 85). Im Hauptteil geht es aber vor allem um die Inhaltsanalyse unter einer bestimmten Fragestellung bzw. dem, was gesagt wird oder was gar nicht erwähnt wird (Abrams 2016: 2; Henke-Bockschatz 2014: 15; Shopes 2002: 9; Schreiber 2009: 27; Thompson/Bornat 2017: 363 f.). Hinzu tritt die Analyse der Sprache bzw. dessen, wie etwas gesagt und warum es gesagt wird (Portelli 1991: 1 ff.; Wierling 2003: 134 f.), sowie die Betrachtung der Mimik und Gestik eines/r Zeitzeug:in (Brauer/Wein 2010: 13). Sprache, Mimik und Gestik können Anhaltspunkte dafür sein, das Erzählte hinsichtlich seiner Vertrauenswürdigkeit zu deuten und zu beurteilen. Liegen längere Sequenzen vor, aus denen die Interaktion von Interviewer:in und Zeitzeug:in ersichtlich werden, dann kann die Kommunikation bzw. das Zusammenspiel von Frage und Antwort selbst in die Analyse einbezogen werden (Brauer/Wein 2010: 13; Henke-Bockschatz 2014: 48; Niethammer [1985] 2012: 52 f.; Portelli 1991: 52; Wierling 2003: 128).

(4.) Corroboration meint schließlich den intratextuellen Vergleich innerhalb eines Oral-History-Interviews oder dessen intertextuellen Vergleich mit anderen Dokumenten. Der intratextuelle Vergleich bezieht sich auf die innere Stimmigkeit und Plausibilität eines Interviews und damit auf Fragen nach Lücken oder Widersprüche im Erzählten (Abrams 2016: 5; Henke-Bockschatz 2014: 16; Wierling 2003: 132). Der intertextuelle Vergleich umfasst den Abgleich von mehreren Oral-History-Interviews oder an-

deren verfügbaren Quellen und Darstellungen hinsichtlich von Ähnlichkeiten und Unterschieden (Niethammer [1985] 2012: 53 f.; Plato [1991] 2012: 85; Richie 2015: 113; Thomson/Bornat 2017: 364 f.). Dieser Kontrollvergleich dient dazu, die Vertrauenswürdigkeit eines Zeitzeug:innen-Berichts mit anderen Interviews oder Dokumenten zu beurteilen und zu überprüfen (Shopes 2002).

Es wird ersichtlich, dass sich der sogenannte kritisch-reflektierte Umgang mit Oral-History-Interviews im Videoformat durch entsprechende Strategien operationalisieren lässt. Allerdings bedarf es einer methodenorientierten Vermittlung relevanter Strategien, um mit dieser Quellengattung kompetent umgehen zu können (zum Beispiel Bothe/Brüning 2015).

3. Ein Geschichtsprojekt im Schülerlabor – „Schmelztiegel Ruhrbergbau!“?

3.1 Fachdidaktisch-methodische Konzeption des Geschichtsprojekts

Ausgehend davon, dass es sich zum einen bei der Frage nach der „gelungenen“ Integration türkischer „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau um einen komplexen Lerngegenstand handelt und zum anderen der kritisch-reflektierte Umgang mit Oral-History-Interviews für Schüler:innen eine Herausforderung darstellt, wurde ein spezielles Lernangebot für das „Alfried Krupp-Schülerlabor der Wissenschaften“ der Ruhr-Universität Bochum konzipiert. Das Geschichtsprojekt mit dem Titel „Schmelztiegel Ruhrbergbau!? – Migration und Integration türkischer ‚Gastarbeiter‘ erforschen“ existiert seit Oktober 2020 und ist ein Angebot für Lernende der gymnasialen Oberstufe in NRW. Über einen Zeitraum von fünf Stunden, in der Regel von 9:00 bis 14:00 Uhr, „erforschen“ die Lernenden im Sinne einer Wissenschaftsvermittlung am außerschulischen Lernort Schülerlabor auf der Basis ausgewählter Oral-History-Interviews von „Menschen im Bergbau“ die Frage, inwiefern die Integration der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau gelang.

Das Geschichtsprojekt folgt dem Lehrkonzept der *document-based lesson* (Reisman 2012), einer Phasierung von Lernsequenzen, die sich am Forschungsprozess von Historiker:innen orientiert. Das Geschichtsprojekt beginnt mit einer kurzen, vorlesungsartigen Einführung durch den Autor dieses Beitrages in den historischen Kontext. Vermittelt werden relevante Daten zur Geschichte der BRD in der Zeit der Anwerbeabkommen 1955 bis 1968 sowie zur Lage der türkischen „Gastarbeiter“ im westdeutschen Steinkohlenbergbau bis 2018. Innerhalb dieser Einführung werden bereits die drei Zeitzeugen Murtaza Karaoglu, Manfred Reis und Abdullah Us vorgestellt. Anhand zweier sich widersprechender Videosequenzen aus den Oral-History-Interviews der zuletzt genannten Zeitzeugen wird die zentrale historische Frage des Lernangebotes hergeleitet. Dem folgt ein kurzes Plenumsgespräch dazu, woran man allgemein erkennen kann, dass Zuwander:innen gut integriert sind. Merkmale hierfür werden gesammelt und systematisiert, indem die vier Integrations-Dimensionen nach Heckmann (2015) als analytischer Ansatz eingeführt werden. In einem anschließenden online-Quiz werden den Schüler:innen Aussagen zur Integration von türkischen „Gastarbeitern“ im Ruhrbergbau vorgegeben, die sie per Smartphone einer der vier Integrations-Dimensionen zuordnen sollen.¹⁶ Die Lernaktivitäten in dieser Einführungsphase dienen dazu, notwen-

¹⁶ Genutzt wird hierfür ein via <https://www.mentimeter.com/> (22.05.2023) erstelltes Integrations-Quiz.

diges historisches Hintergrundwissen zur Verfügung zu stellen, welches bei der späteren Interpretation der Oral-History-Interviews hilfreich ist (zum Beispiel Reisman 2012).

Bevor sich die Lernenden in der Erarbeitungsphase mit den ausgewählten Dokumenten bzw. Oral-History-Interviews aus dem Lernmodul „Schmelztiegel Ruhrbergbau!“ der digitalen Lernplattform „MiBLabor“ im Schülerlabor in Einzelarbeit beschäftigen, wird ihnen ein knapp zehnminütiges Erklärvideo vorgespielt. Das Erklärvideo beinhaltet ein sogenanntes *explicit teaching*, in dem die vier Strategien Sourcing, Contextualization, Close Reading und Corroboration eingeführt (*modeling*) werden. Außerdem wird den Lernenden erläutert, wie sie durch das Lernmodul mit Aufgaben und Materialien angeleitet und unterstützt werden (*coaching*), um Oral-History-Interviews wie Historiker:innen zu interpretieren (zum Beispiel van Boxtel/van Drie 2018; Collins et al. 1989). Daran anschließend folgt die eineinhalbstündige, selbstständige Arbeit der Schüler:innen mit dem Lernmodul, das im nächsten Unterkapitel (3.2) genauer vorgestellt wird.

Nach einem kurzen Plenumsgespräch zu den Positionen der Zeitzeugen zur Frage der „gelungenen“ Integration folgt eine argumentative Schreibaufgabe, die sich ebenfalls im Lernmodul der digitalen Lernplattform „MiBLabor“ aus der Erarbeitungsphase befindet. Die Lernenden werden in dieser Schreibaufgabe dazu aufgefordert, auf Basis ihrer bisherigen Arbeit die Frage nach der „gelungenen“ Integration in einem Essay zu erörtern. In einer mündlichen Übung wird den Schüler:innen zuvor verdeutlicht, wie ein solches Essay geschrieben werden kann. Das Geschichtsprojekt endet damit, dass die Lernenden über eine virtuelle Positionslinie ihre Urteile auf einer Skala von „(1.) stimme ich überhaupt nicht zu“ bis „(6.) stimme ich voll und ganz zu“ zur Integrationsfrage per Smartphone visualisieren.¹⁷ In einem abschließenden Plenumsgespräch begründen die Schüler:innen, warum sie wie geurteilt haben. Weiterhin wird mit ihnen reflektiert, warum es aufgrund der Auswahl an Oral-History-Interviews schwierig ist, die gestellte Frage zu beantworten.

3.2 Beschreibung des genutzten Lernmoduls aus der digitalen Lernplattform MiBLabor

Das bereits mehrfach angesprochene und genutzte Lernmodul der digitalen Lernplattform „MiBLabor“ dient dazu, dass die Schüler:innen die Frage „Inwiefern gelang die Integration der türkischen ‚Gastarbeiter‘ im Ruhrbergbau?“ kritisch-reflektiert beantworten können. Dabei geht es in einer ersten Aufgabe darum, ausgewählte Auszüge aus den Oral-History-Interviews mit den drei Zeitzeugen Murtaza Karaoglu (2017), Manfred Reis (2015) und Abdullah Us (2017) zu interpretieren (siehe Abb. 1).¹⁸ Hierfür leitet das Lernmodul durch vier aufeinander aufbauende Strategien den kritisch-reflektierten Umgang mit Zeitzeug:innen-Berichten in Form von Oral History-Interviews an: (1.) prüfen (Sourcing), (2.) kontextualisieren (Contextualization), (3.) analysieren (Close Reading) und (4.) vergleichen (Corroboration).

¹⁷ Hierfür wurde über die Scales-Funktion von <https://www.mentimeter.com/> eine Abstimmung erstellt.

¹⁸ Vgl. zu den Positionen der drei Zeitzeugen das Unterkapitel 1.3 dieses Aufsatzes.



1. Aufgabe: Interpretiere die Auszüge aus den Oral History-Interviews mit den drei Zeitzeugen Murtaza Karaoglu, Manfred Reis und Abdullah Us, indem Du die folgenden vier Strategien verwendest. Die dafür nötigen Materialien findest Du immer vor den Eingabefeldern.

Die Interpretation der Materialien wird dabei stets von unserer historischen Frage geleitet:

Inwiefern gelang die Integration der türkischen "Gastarbeiter" im Ruhrbergbau?



Abb. 1: Aufgabe 1 und die vier Strategien zur Interpretation von OH-Interviews im Überblick

In der zweiten Aufgabe soll daran anschließend ein argumentativer Essay bzw. eine begründete Stellungnahme zur historischen Frage des Lernmoduls verfasst werden. Dies dient dazu, in einer empirischen Begleitstudie zu überprüfen, inwiefern das Lernmodul die Schüler:innen dazu angehalten hat, die vermittelten Strategien zu nutzen, indem sie diese in ihren Essays haben einfließen lassen (zum Beispiel durch den Vergleich von Aussagen oder die Bewertung von Erinnerungen).

An dieser Stelle wird nur auf die erste Aufgabe eingegangen, um zu veranschaulichen, wie versucht wird, einen kritisch-reflektierten Umgang mit den Oral-History-Interviews anzubahnen. Die Konstruktion des Lernmoduls geht im Anschluss an Studien zum digitalen Lernen mit multiplen Dokumenten (zum Beispiel Barzilai et al. 2020; Britt/Aglinskas 2002) von der Hypothese aus, dass Lernende Oral-History-Interviews besser erschließen, vergleichen, beurteilen und verknüpfen können, wenn sie ein gezieltes Training durch *explicit teaching* (Erklärvideo im Vorfeld) und eine Unterstützung durch Aufgaben und Visualisierung von Ergebnissen (im Lernmodul) erhalten, die sie dazu anregen und anleiten, die oben beschriebenen kognitive Strategien zu verwenden und Inhalte zu reflektieren.

Im ersten Schritt, Prüfung der Oral-History-Interviews, geht es daher darum, Informationen zu den jeweiligen Zeitzeugen und zur Herkunft der Interviews zu sichten, die dabei helfen können, diese zu bewerten. Über einen „Infokasten“ können die Kurzbiographien der drei Zeitzeugen sowie Hintergründe zu den Interviews aus dem Oral-History-Projekt „Menschen im Bergbau“ durchgelesen werden (Abb. 2).

1. Strategie: Oral History-Interviews prüfen

Manfred Reis

Manfred Reis wurde 1954 in Würselen bei Aachen (NRW) geboren. Schon sein Vater arbeitete als Bergmann. Reis begann 1968 eine Ausbildung zum Betriebsschlosser in einer Zeche in Duisburg-Homberg. 1975 begann er eine Weiterbildung an einer Bergfachschole und war ab 1977 als Maschinensteiger tätig. 1988 wurde er zum Maschinenfahrsteiger in der Gewinnung befördert und betreute ab 1993 die Hauptband- und Baustoffanlagen. 2002 stieg er aus dem Bergbau aus.

Reis arbeitet heute noch ehrenamtlich als Lehrkraft im Bildungsbereich der Ruhrkohle AG (= Unternehmen, das im Bereich des Steinkohlenbergbaus tätig ist) und beim TÜV Nord Berufskolleg (= berufsbildende Schule im Bereich des Bergbaus). Das Interview mit ihm

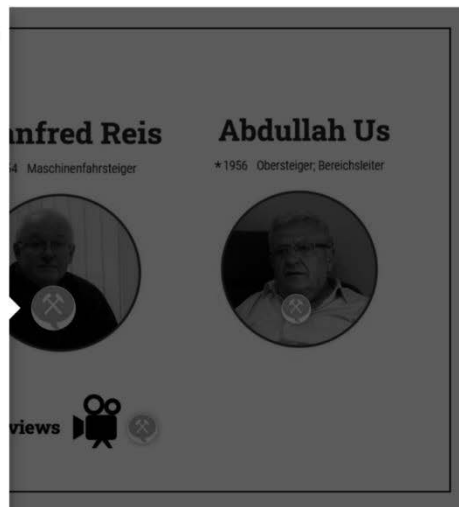


Abb. 2: Infokasten zu den Zeitzeugen und den Interviews

Welche Informationen genau herauszuarbeiten sind, erfahren die Lernenden über kurze Fragen. Zuerst beschäftigen sich die Schüler:innen mit den drei Zeitzeugen genauer, wobei per *drag-and-drop* vorgegebene Antworten in Felder zum Beispiel zur Herkunft, zum früheren Beruf oder zum Alter hereingezogen und überprüft werden können (Abb. 3).¹⁹ Danach lernen die Schüler:innen mehr über die Interviews, indem abermals kurze Fragen zu beantworten sind und die richtige Antwort unter mehreren Optionen auswählbar ist. Gefragt wird zum Beispiel: „Wer interviewte die Zeitzeugen?“ oder „Welches Ziel verfolgt das MiBLabor?“. Abschließend wird dazu angehalten, die Vertrauenswürdigkeit der videografierten Interviews zu beurteilen. Hierfür sollen vorgegebene Aussagen (zum Beispiel: „Es stehen kurze Ausschnitte aus manchmal mehrstündigen Interviews zur Verfügung.“) per *drag-and-drop* in eine Tabellenspalte mit der Überschrift „eher vertrauenswürdig“ oder „eher weniger vertrauenswürdig“ gezogen werden. Auch hier kann die Zuordnung ihrer Richtigkeit nach überprüft werden.

¹⁹ Beim „MiBLabor“ handelt es sich um eine WordPress-Webseite. Für die Gestaltung der Lemmodule nutzen wir H5P-Elemente (<https://h5p.org/>).

a) Arbeite wesentliche Informationen zu den Zeitzeugen und den Interviews mit ihnen aus dem Infokasten heraus.



Hinweis:

Lies dir zuerst die Infotexte zu den drei Zeitzeugen und zu den Interviews durch.

Ordne dann die richtigen Informationen den Zeitzeugen und den Interviews zu und überprüfe deine Antworten.

1. Strategie: Off-Interviews prüfen

Die Zeitzeugen unter der Lupe

Welche Sichtweise auf unsere historische Frage hat der Zeitzeuge?	Muratza Karaoglu	Manfred Reis	Abdullah Us
- Herkunft (kurzschdeutsch)			
- Früherer Beruf und Jahr des Berufsendes			
- Alter zum Zeitpunkt des Interviews			
- Tätigkeit nach der Arbeit im Bergbau			
Wann und wo wurden die Interviews mit den Zeitzeugen geführt?			
- Jahr und Ort			

Rentner und technischer Berater	61 Jahre	2017 in seinem Haus Bochum	deutscher Herkunft	ehe	Bergmann bis 2002 Bergbau bis 2005
---------------------------------	----------	----------------------------	--------------------	-----	------------------------------------

Überprüfen

Abb. 3: Sourcing-Aufgabe zu den Zeitzeugen (Ausschnitt)

Im zweiten Schritt, Oral-History-Interviews kontextualisieren, informieren sich die Lernenden über eine Zeitleiste, die als PDF-Dokument variabel in der Größe und herunterladbar ist, über den historischen Kontext der Interviews (Abb. 4). Kurze Fragen halten die Lernenden dazu an, wichtige Informationen zum historischen Kontext zu notieren, zum Beispiel: „Von wann bis wann arbeiteten die Zeitzeugen im Bergbau?“ oder „Was passierte im Zeitraum, in dem die Interviews geführt wurden?“ (Abb. 5). Darauf aufbauend werden die Lernenden dazu angeregt, zu reflektieren, inwiefern der historische Kontext die Erzählungen der Zeitzeugen beeinflusst haben könnte. Hierfür können vorgegeben Stichpunkte (zum Beispiel: „verzerrte Erinnerung aufgrund zeitlichen Abstands zwischen Arbeit im Bergbau und Interview“) über *drag-and-drop* in eine Tabellenspalte mit der Aufschrift „Zeitraum der Arbeit im Bergbau“, „Zeitraum zwischen Ende der Arbeit im Bergbau und Interview“ oder „Zeitraum der Interviews“ gezogen werden. Die Angaben können wiederum überprüft werden.

2. Strategie: Oral History-Interviews kontextualisieren

a) Ordne die Oral History-Interviews in den historischen Kontext ein. Beantworte hierfür die nachfolgenden Fragen mit Hilfe der Zeitleiste (siehe Abbildung 3)!

Zeitleiste „Die Biografen der drei Zeitebenen im Kontext der türkischen Migration nach Deutschland und Geschichte des Steinkohlenbergbaus“

Central Timeline:

- 1945:** Geburt von Mustafa Karagözü (Türkei)
- 1946:** Geburt von Abdullah Uslu (Türkei)
- 1954:** Geburt von Manfred Reis (Deutschland)
- 1964:** Mustafa Karagözü kommt nach Deutschland
- 1966:** Manfred Reis beginnt seine Ausbildung im Bergbau
- 1971:** Arbeit im Steinkohlenbergbau
- 1973:** Arbeit im Steinkohlenbergbau
- 1978:** Arbeit im Steinkohlenbergbau
- 1983:** Arbeit im Steinkohlenbergbau
- 1989:** Arbeit im Steinkohlenbergbau
- 1990:** Ruhestand Mustafa Karagözü
- 1992:** Vorruhestand Abdullah Uslu
- 2002:** Ende der Arbeit im Bergbau von Manfred Reis
- 2009:** Ruhestand Abdullah Uslu
- 2017:** Mustafa Karagözü stirbt
- 2017:** Abdullah Uslu
- 2018:** Manfred Reis

Sidebars:

- September 1940:** Ende Zweiter Weltkrieg
- nach 1945:** hoher Bedarf an Steinkohle in der Zeit des Wiederaufbaus und wirtschaftlichen Aufschwungs
- Oktober 1951:** Anwerbeaktionen der BRD mit der Türkei
- in den 1950er-Jahren:** Abzug der deutschen Bevölkerung nach der 1948/49 Atomenergie und Erdgas gewonnen in Industrie (Steinkohle ist teuer)
- 1973:** Ölpreisanstieg → Anstieg Arbeitslosigkeit in der BRD → Anwerbeaktion für „Gastarbeiter“ (Bei türkischen Kleinsten Arbeitslosen wird vornehmlich und selektiv nach Arbeitswilligen gesucht, um ihren Arbeitsdruck nicht zu verlieren)
- 1978:** Steinkohlenbergbau kräftig (ca. 172 Tausend bis heute noch als 180 geschlossen)
- 1978:** Bundesregierung entwickelt erste Anwerbe für Integrationspolitik
- 1989:** Gründung Rürup AG (Aufgabe: Vermarktung und Verknüpfung der Bergbetriebsgesellschaften)
- ab 1990:** neue Anwerbe zur Integration (In der Politik geht es um den wirtschaftlichen und politischen Status von Zuwanderern; verschiedene Gesetze werden erlassen: 1. Staatsangehörigkeitsrecht im Jahr 2001, Recht auf Familiengründe nach acht Jahren Aufenthalt in Deutschland)
- 2002:** Ende des Bergbaus im Jahr 2012 wird beschlossen: Gründung RAG-SEftung (Entscheidung der Folgen des Bergbaus; ohne: Förderung von Bildung, Wissenschaft und Kultur in Bergbauregionen)
- ab Oktober 2014:** Demonstrationen der Verknüpfung Pakt (Lage: viele für ihr Selbstverständnis als Integration und die Erwerbslosigkeit Deutschlands und Europa)
- 2015/2016:** „Flüchtlingskatastrophe“ (Erreichte von über einer Million Flüchtlingen, Migranten und anderen Schutzsuchenden nach Deutschland)
- Ende 2018:** Schließung der letzten Steinkohlezechen

Abb. 4: Contextualization-Aufgabe und Zeitleiste (Ausschnitt)



2. Strategie: OH-Interviews kontextualisieren



Murtaza Karaoglu



Manfred Reis



Abdullah Us

Von wann bis wann arbeiteten die
Zeitzegen im Bergbau?

Jahr bis Jahr

gespeichert

Jahr bis Jahr

gespeichert

Jahr bis Jahr

gespeichert

Abb. 5: Fragen und Eingabefelder zur Contextualization-Aufgabe (Ausschnitt)

3. Strategie: Oral History-Interviews analysieren

a) Analysiere die Aussagen der Zeitzeugen in den Oral History-Interview (siehe Videos unten) daraufhin, welche Dimensionen von Integration sie betreffen und ob sie sich jeweils positiv (+) oder negativ (-) äußern. (Stichpunkte reichen aus.)



3. Strategie: OH-Interviews analysieren

Hinweis: Schau Dir jedes Video hierfür einzeln an (zuerst Karaoglu, dann Ries und schließlich Us) und überlege nach jedem Video, zu welcher Dimension die unterschiedlichen Aussagen des jeweiligen Zeitzeugen passen! z. B. Reis -> Soziale Integration: betont die „gute Gemeinschaft“ zwischen türkischen und deutschen Bergmännern (+)

Leitfrage: Inwiefern gelang die Integration der türkischen „Gastarbeiter“ im Ruhrbergbau?

Interview 1 mit Murtaza Karaoglu

Murtaza Karaoglu
geboren 1948 in der Türkei, ehemaliger Fahrsteiger

Das Interview (2:28h) wurde am 25.01.2017 für das Projekt „Menschen im Bergbau“ in seiner Wohnung in Bergkamen geführt und für dieses Video auf (04:51min) geschnitten. Das Interview führte die Historikerin Katarzyna Nogueira.



Aussagen von Karaoglu geordnet nach: [A] Strukturelle Integration, [B] Soziale Integration, [C] Kulturelle Integration, [D] Identifikatorische Integration

gespeichert

👍 Bist du fertig? Dann bitte speichern!

Abb. 6: Close-Reading-Aufgabe (Ausschnitt)

Im dritten Schritt „Oral-History-Interviews analysieren“ geht es nun darum, dass die Lernenden sich die drei Oral-History-Interviews hinsichtlich dessen, was und wie die Zeitzeugen etwas erzählen, erschließen (Abb. 6). Unter der Leitfrage „Inwiefern gelang die Integration der türkischen ‚Gastarbeiter‘ im Ruhrbergbau?“ können die Oral-History-Interviews angeschaut werden und die Aussagen der Zeitzeugen zu den Dimensionen strukturelle, soziale, kulturelle und identifikatorische Integration in Eingabefeldern notiert werden. Mit „Plus“ und „Minus“ kann gekennzeichnet werden, ob sich die Zeitzeugen positiv oder negativ äußern. Die Auswahl der Zeitzeugen erfolgte – wie bereits erwähnt – vor dem Hintergrund, multiperspektivisch die Sichtweise deutscher

und türkischer Bergmänner zusammenzustellen, wobei sich auch die beiden ehemaligen türkischen „Gastarbeiter“ unterschiedlich zur Frage der Integration positionieren (siehe Unterkapitel 1.3).

4. Strategie: Oral History-Interviews vergleichen

Vergleiche die Aussagen der Zeitzeugen zur Frage der „gelungenen“ Integration im Ruhrbergbau hinsichtlich von Ähnlichkeiten und Unterschieden.



Hinweis: Beachte dabei, was die Zeitzeugen zu den jeweiligen Integrations-Dimensionen in den Oral History-Interviews gesagt haben!

4. Strategie: OH-Interviews vergleichen

Ähnlichkeiten (ähnliche Aussagen, Informationen, Eindrücke, Erlebnisse etc.)

Unterschiede (unterschiedliche Aussagen, Informationen, Eindrücke, Erlebnisse etc.)

Ähnliche Aussagen der Zeitzeugen bzgl. struktureller, sozialer, kultureller und identifikatorischer Integration - Halte deine Ergebnisse stichpunktartig fest und schreibe in Klammern dahinter, welche Zeitzeugen ähnliche Aussagen tätigen!

gespeichert

Unterschiedliche Aussagen der Zeitzeugen bzgl. struktureller, sozialer, kultureller und identifikatorischer Integration - Halte deine Ergebnisse stichpunktartig fest und schreibe in Klammern dahinter, welche Zeitzeugen unterschiedliche Aussagen tätigen!

gespeichert

✓ Bist du fertig? Bitte speichern!

✓ Bist du fertig? Bitte speichern!

Abb. 7: Corroboration-Aufgabe (Ausschnitt)

In den drei hochgeladenen Videos (min. 4:50 bis max. 8:39 Minuten Dauer) ist jeweils vermerkt, wie lang das Interview im Original ist, wer es führte und dass relevante Aussagen der Zeitzeugen zur Leitfrage herausgesucht und zusammengeschritten wurden. Kurze Einblendungen zwischen den Sequenzen (zum Beispiel „Zusammenhalt im Berufsalltag“) bereiten die Schüler:innen darauf vor, zu welchem Thema sich die Zeitzeugen nun äußern. In einer zweiten Unteraufgabe analysieren die Lernenden die Zeitzeugen-Aussagen hinsichtlich Sprache (Wörter/Sätze) und Aussprache (Betonung/Pausen) sowie Mimik, Gestik und Gefühle (Blicke/Bewegungen). Dabei lenken vorgegebene

Aussagen (zum Beispiel „nimmt die Hände verschränkt und abwehrend vor sich, als es um Diskriminierung im Bergbau damals geht“) die Aufmerksamkeit der Lernenden auf bestimmte Details in den Videos, indem sie diese den „passenden“ Zeitzeugen und Analyseaspekten zuordnen. Weiterhin werden sie durch ein Eingabefeld zur Reflexion dazu angehalten, inwiefern die Aspekte bei der Interpretation der Interviews eine Rolle spielen.

Abschließend geht es im vierten Schritt, Oral-History-Interviews vergleichen, darum, dass die Lernenden Ähnlichkeiten und Unterschiede in den Aussagen der Zeitzeugen zur Frage der „gelungenen“ Integration im Ruhrbergbau herausarbeiten (Abb. 7). Hierfür werden die Schüler:innen dazu aufgefordert, ähnliche oder unterschiedliche Aussagen, Informationen, Eindrücke und Ergebnisse etc. in einem Eingabefeld für „Ähnlichkeiten“ und „Unterschiede“ niederzuschreiben und festzuhalten, welche Zeitzeugen sich hier inhaltlich stützen oder widersprechen.

4. Ausblick: Wie geht es mit dem Geschichtsprojekt weiter?

In diesem Beitrag ging es darum, die fachwissenschaftliche und didaktisch-methodische Grundlage eines Geschichtsprojektes mit dem Titel „Schmelztiegel Ruhrbergbau! Migration und Integration türkischer ‚Gastarbeiter‘ im Ruhrbergbau erforschen“ im Schülerlabor vorzustellen. Damit wurde eine Möglichkeit präsentiert, wie anhand eines komplexen zeit- und regionalgeschichtlichen Lerngegenstands und dessen angeleiteter Erschließung mittels der digital unterstützten und methodenorientierten Interpretation von Oral-History-Interviews historisch gelernt werden kann.

Das skizzierte Geschichtsprojekt wurde bereits mehrmals im Schülerlabor durchgeführt und ist Gegenstand einer geschichtsdidaktischen Studie, die im August 2022 endete und mit der zukünftig die Lernwirksamkeit des Lernmoduls zum Erlernen von Strategien zum kritisch-reflektierten Umgang mit Oral-History-Interviews in einem Quasi-Experiment überprüft werden soll. Um die Lernwirksamkeit des vorgestellten methodenorientierten Lernmoduls zu untersuchen, wurde parallel eine inhaltsorientierte Version von diesem erstellt. In jenem inhaltsorientierten Lernmodul arbeiten die Teilnehmer:innen im Schülerlabor zur identischen historischen Frage und denselben Lerninhalten. Der Unterschied liegt darin, dass in einem Erklärvideo drei inhaltsorientierte Leitfragen im Umgang mit Oral-History-Interviews eingeführt werden (1. Wer sind die Zeitzeugen?, 2. Wann wurden die Zeitzeugen interviewt?, 3. Was sagen die Zeitzeugen?). Eine derartige inhaltliche Fokussierung findet man häufig in Lernmaterialien zu Zeitzeugenarbeit wieder (zum Beispiel Wolter 2018). Das darauf aufbauende Lernmodul greift diese drei Leitfragen auf und lässt die Schüler:innen lediglich inhaltlich (ohne reflexive Aufgaben) arbeiten (zum Beispiel durch Aufgaben wie „Fasse zuerst zusammen, was in jedem Abschnitt des Interviews die Kernaussagen des Zeitzeugens sind.“). Am Ende sieht das inhaltsorientierte Lernmodul ebenfalls das Schreiben eines argumentativen Essays vor. Sowohl die Essays aus beiden Lernmodul-Bedingungen (methoden- versus inhaltsorientiert) als auch der Einsatz von Fragebögen, die vor und nach dem Geschichtsprojekt auszufüllen waren, ermöglichen es, nach Abschluss statistischer Analysen zukünftig genauer, die Wirkung der Lernmodule auf den Erwerb von Methodenkompetenz, Zuwachs an Wissen und weiteren Untersuchungsvariablen bei den Schüler:innen festzustellen.

Durch das Geschichtsprojekt im Schülerlabor und die empirische Begleitstudie werden Möglichkeiten des kritisch-reflektierten Umganges mit Oral-History-Interviews aus dem Projekt „Menschen im Bergbau“ mit Schüler:innen erprobt und hinsichtlich ihrer Lernwirksamkeit überprüft. Dies dient im engeren Sinne dazu, zukünftig weitere Lernmodule für die digitale Lernplattform „MiBLabor“ zu entwickeln, die gezielt den Erwerb von historischer Sachkompetenz und verschiedenen Facetten von Methodenkompetenz in der Arbeit mit Oral-History-Interviews anhand der Lebensgeschichten von „Menschen im Bergbau“ fördern können und für das schulische oder außerschulische historische Lernen bereitgestellt werden.²⁰ Im weiteren Sinne bietet die Studie Anregungen dazu, wie methodenorientiert der kritisch-reflektierte Umgang mit Oral-History-Interviews auch im Kontext anderer digitaler Lernumgebungen angebahnt werden kann.

LITERATUR

- Abrams, Lynn (2016²): *Oral History Theory*, London, New York.
- Barricelli, Michele, Dorothee Wein und Juliane Brauer (2009): Zeugen der Shoah: Historisches Lernen mit lebensgeschichtlichen Videointerviews, *Das Visual History Archive des Shoah Foundation Institute in der schulischen Bildung*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 5, Heft 3, 1-17.
- Baron, Christine (2012): Understanding historical thinking at historic sites, in: *Journal of Educational Psychology*, 104, Heft 3, 833-847. <https://doi.org/10.1037/a0027476>
- Barzilai, Sarit, Shiri Mor-Hagani, Asnat R. Zohar, Talia Sholmi-Elloz und Ruthy Ben-Yishai (2020): Making sources visible: Promoting multiple document literacy with digital epistemic scaffolds, in: *Computers & Education*, 157, 1-17. <https://doi.org/10.1016/j.compedu.2020.103980>
- Berg, Aloys (1986): *Türken im Bergbau*, in: Johannes Papalekas (Hg.): *Strukturwandel des Ausländerproblems, Trends – Modelle – Perspektiven*, Bochum, 184-193.
- Berg, Aloys (1990): *Polen und Türken im Ruhrkohlenbergbau, Ein Vergleich zweier Wandlungsvorgänge mit einer Fallstudie über „Türken im Ruhrgebiet“*, zugleich Dissertation Universität Bochum 1990, Bochum.
- Bernsen, Daniel (2017): *Zeitzeugen digital*, in: Daniel Bernsen und Ulf Kerber (Hg.): *Praxishandbuch Historisches Lernen und Medienbildung im digitalen Zeitalter*, Berlin, Toronto, 256-264. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0ffid.23>
- Bertram, Christiane (2015): *Zeitzeugen im Geschichtsunterricht, Chancen oder Risiko für historisches Lernen?*, Eine randomisierte Interventionsstudie, Schwalbach am Taunus. <https://doi.org/10.46499/637>
- Bertram, Christiane, Wolfgang Wagner und Ulrich Trautwein (2017): Learning historical thinking with oral history interviews: a cluster randomized controlled intervention study of oral history interviews in history lessons, in: *American Educational Research Journal*, 54, Heft 3, 444-484. <https://doi.org/10.3102/0002831217694833>
- Brauer, Juliane und Dorothee Wein (2010): *Historisches Lernen mit lebensgeschichtlichen Videointerviews, Beobachtungen aus der schulischen Praxis mit dem Visual History Archive*, in: *Stiftung Topografie des Terrors* (Hg.): *Gedenkstättenrundbrief*, 153, 9-22.
- Britt, Anne B. und Cindy Aglinskas (2002): Improving students' ability to identify and use source information, in: *Cognition and Instruction*, 20, Heft 4, 485-522. https://doi.org/10.1207/S1532690XC12004_2

20 Erste Vorschläge zum historischen Lernen mit dem „MiBLabor“ finden sich bereits bei Mierwald/Hiller 2020 und Hiller/Mierwald 2022.

- Bosen, Ralf (2018): Schmelztiegel der Kulturen: Im Kohlenstollen sind alle gleich, in: *Deutsche Welle*, 20.12.2018. Online: <https://p.dw.com/p/39UHS> (16.12.2022).
- Bothe, Alina und Christina Brüning (2015): Der alte Mann auf dem Bildschirm – digitale Zeugnisse Überlebender der Shoah im Geschichtsunterricht, Eine Quellenkritik, in: Wolfgang Buchberger, Christoph Kühberger und Christoph Stuhlberger (Hg.): *Nutzung digitaler Medien im Geschichtsunterricht*, Konferenzschrift, 2013 Salzburg, Österreichische Beiträge zur Geschichtsdidaktik, Bd. 9, Innsbruck, 207-227.
- Bosshart-Pfluger, Catherine (2013): Oral History, Methode und Quelle, in: Markus Furrer und Kurt Messmer (Hg.): *Handbuch Zeitgeschichte im Geschichtsunterricht*, Schwalbach am Taunus, 135-155.
- Boxtel, van Carla und Jannet van Drie (2018): Historical reasoning: Conceptualizations and Educational Applications, in: Scott Alan Metzger und Lauren McArthur Harris (Hg.): *The Wiley International Handbook of History Teaching and Learning*, Hoboken, 149-176. <https://doi.org/10.1002/9781119100812.ch6>
- Brepohl, Wilhelm (1957): *Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform dargestellt am Ruhrgebiet*, Soziale Forschung und Praxis, Bd. 18, Tübingen.
- Brüggemeier, Franz-Josef und Dorothee Wierling (1986): *Einführung in die Oral History*, Kurs-einheit 3: Auswertung und Interpretation, Hagen.
- Brüning, Christina (2018): Holocaust Education in der heterogenen Gesellschaft, Eine Studie zum Einsatz videographierter Zeugnisse von Überlebender der nationalsozialistischen Genozide im Unterricht, Schwalbach am Taunus. <https://doi.org/10.46499/1207>
- Collins, Allan, John Seely Brown und Susan E. Newman (1989): Cognitive Apprenticeship: Teaching the Crafts of Reading, Writing, and Mathematics, in: Lauren B. Resnick (Hg.): *Knowing, Learning, and Instruction, Essays in Honor of Robert Glaser*, New York, 453-494. <https://doi.org/10.4324/9781315044408-14>
- De La Paz, Susan und Jeffery D. Nokes (2020): Strategic processing in history and historical strategy instruction, in: Daniel L. Dinsmore, Luke K. Fryer und Meghan M. Parkinson (Hg.): *Handbook of strategies and strategic processing*, New York, 195-215. <https://doi.org/10.4324/9780429423635-12>
- Demiriz, Sara-Marie (2018): Vom „Gastarbeiter“ zum Mitbürger, Integration durch Bildung in Nordrhein-Westfalen am Beispiel der Revierarbeitsgemeinschaft für kulturelle Bergmannsbetreuung im Ruhrgebiet, in: *Geschichte im Westen – Zeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte*, 33, Schwerpunktthema: Der Kalte Krieg in der Region, 227-255.
- Demiriz, Sara-Marie und Stefan Goch (2019): Schon immer und immer weiter ein Schmelztiegel – das Ruhrgebiet ein Vorreiter von Integrationspolitik?, in: *Forum Geschichtskultur Ruhr*, 9, Heft 2: Zuwanderung und politische Kultur im Ruhrgebiet, 25-32.
- Finzi, Anissa und Alice Mazzara (2019): War die Arbeitsmigration nur männlich?, „Gast“arbeiterinnen im Ruhrgebiet, in: *Forum Geschichtskultur Ruhr*, 9, Heft 2: Zuwanderung und politische Kultur im Ruhrgebiet, 1-24.
- Galda, Maria (2013): *Geschichtsbewusstsein, historisches Wissen und Interesse, Darstellung von Zusammengängen und Repräsentationen in semantischen Netzwerken*, zugleich Dissertation, Universität Frankfurt am Main 2012, Frankfurt am Main.
- Geppert, Alexander C. T. (1994): Forschungstechnik oder historische Disziplin?, *Methodische Probleme der Oral History*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 45, Heft 5, 303-323.
- Goch, Stefan (1997): „Der Ruhrgebietler“ – Überlegungen zur Entstehung und Entwicklung regionalen Bewußtseins im Ruhrgebiet, in: *Westfälische Forschungen*, 47, 585-620.
- Goch, Stefan (2017): „Schmelztiegel Ruhrgebiet“ oder fragmentierte Stadtgesellschaft?, Das Beispiel der in Gelsenkirchen lebenden Menschen, in: *Geschichte im Westen – Zeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte*, 32, Schwerpunktheft: Migration – Kulturtransfer – Erinnerungskultur, 73-107.

- Goodman Gould, Jill und Gail Gradowski (2014): Using online video oral histories to engage students in authentic research, in: *The Oral History Review*, 41, Heft 2, 341-350. <https://doi.org/10.1093/ohr/ohu031>
- Goulding, James (2021): Historical thinking online, An analysis of expert and non-expert reading of historical websites, in: *Journal of the Learning Science*, 30, Heft 2, 204-239. <https://doi.org/10.1080/10508406.2020.1834396>
- Heckmann, Friedrich (1997): Integration und Integrationspolitik in Deutschland, efms Papier, 11, 1-8. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-06980-3>
- Heckmann, Friedrich (2015): Integration von Migranten, Einwanderung und neue Nationenbildung, Wiesbaden.
- Henke-Bockschatz, Gerhard (2014): Oral History im Geschichtsunterricht, Schwalbach am Taunus. <https://doi.org/10.46499/6>
- Henke-Bockschatz, Gerhard (2018a): Zeitzeugeninterviews, Überlegungen zu verschiedenen Formen der Oral History, in: *Geschichte Lernen*, 31, Nr. 184, 2-9.
- Henke-Bockschatz, Gerhard (2018b): Zeitzeugenportale im Netz, Auswählte Internetadressen und Hinweise zur Nutzung, in: *Geschichte Lernen*, 31, Nr. 184, 48-50.
- Hiller, Theresa und Marcel Mierwald (2022): Mit den Zeitzeugnissen von „Menschen im Bergbau“ historisch lernen: Einblicke in die digitale Lernplattform MiBLabor, in: Beilage zur Ausgabe 01/2022 Forum Geschichtskultur Ruhr: Digitale Geschichtskultur im Ruhrgebiet, Dokumentation von Beiträgen des 9. Geschichtskonvents Ruhr, 29. Oktober 2021, 27-30. Online: https://www.geschichtskultur-ruhr.de/wp-content/uploads/Beilage-forum-02_2021_final.pdf.
- Huijgen, Tim und Paul Holthuis (2016): Dutch voices: Exploring the role of oral history in dutch secondary history teaching, in: Danijela Trškan (Hg.): *Oral History education: Dialogue with the past*, Ljubljana, 43-58.
- Hunn, Karin (2005): „Nächstes Jahr kehren wir zurück...“, Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ der Bundesrepublik, *Moderne Zeit*, Bd. 11, Göttingen.
- Jünger, David: Verzerrte Erinnerung, Die Wirkung des Holocaust auf das Zeugnis von der nationalsozialistischen Judenverfolgung, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 47, Heft 3, 412-337. <https://doi.org/10.13109/gege.2021.47.3.412>
- Lanman, Barry A. und Laura M. Wendling (2006): Introduction, in: Barry A. Lanman und Laura M. Wendling (Hg.): *Preparing the next generation of oral historians, An anthology of oral history education*, Lanham, XVII-XXIV.
- Lee, Hye Lee und Alexandra List (2018): Processing of texts and videos: A strategy-focused analysis, in: *Journal of Computer Assisted Learning*, 35, Heft 2, 268-282. <https://doi.org/10.1111/jcal.12328>
- Leh, Almuth (2022): Oral History als Methode, in: Stefan Haas (Hg.): *Handbuch Methoden der Geschichtswissenschaft*, Wiesbaden, 1-20. https://doi.org/10.1007/978-3-658-27798-7_20-1
- List, Alexandra und Eric E. Ballenger (2019): Comprehension across medium: the case of text and video, in: *Journal of Computing in Higher Education*, 31, Heft 5, 514-535. <https://doi.org/10.1007/s12528-018-09204-9>
- Lucassen, Leo (2006): Poles and Turks in the German Ruhr Area: Similarities and Differences, in: Leo Lucassen, David Feldman und Jochen Oltmer (Hg.): *Paths of integration: Migrants in Western Europe (1880-2004)*, Amsterdam, 27-45. <https://doi.org/10.1515/9789048504244-002>
- McGrew, Sarah (2021): Internet or archive?, Expertise in searching for digital sources on a contentious historical question, in: *Cognition and Instruction*, 40, Heft 4, 488-516. <https://doi.org/10.1080/07370008.2021.1908288>
- Marcus, Alan S., Richard J. Paxton und Peter Meyerson (2006): “The reality of it all”: History students read the movies, in: *Theory & Research in Social Education*, 34, Heft 4, 516-552. <https://doi.org/10.1080/00933104.2006.10473320>

- Martin, Bridget, Tim Huijgen und Barbara Henkes (2021): Listening like a historian?, A framework of 'oral history thinking' for engaging with audiovisual sources in secondary school education, in: *Historical Encounters*, 8, Heft 1, 120-138. <https://doi.org/10.52289/hej8.108>
- Mattes, Monika (2005): „Gastarbeiterinnen“ in der Bundesrepublik, Anwerbepolitik, Migration und Geschlecht in den 50er bis 70er Jahren, *Geschichte und Geschlechter*, Bd. 48, Frankfurt am Main.
- Mierwald, Marcel (2020): Historisches Argumentieren und epistemologische Überzeugungen, Eine Interventionsstudie zur Wirkung von Lernmaterialien im Schülerlabor, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-29955-2>
- Mierwald, Marcel und Theresa Hiller (2020): „Das waren absolut vollwertige Bergleute.“, Mit Oral History-Interviews über Migration und Integration türkischer „Gastarbeiter“ lernen, in: *Geschichte Lernen*, 33, Nr. 198, 48-53.
- Moitra, Stefan (2018): Bergbaugeschichte als Oral History, Die neue Internetplattform www.menschen-im-bergbau.de, in: *Der Anschnitt*, 70, Heft 5, 46-47.
- Moitra, Stefan, Katarzyna Noguiera und Jens Adamski (2019): Erfahrung, Erinnerung, Erzählung, Potenzial einer Oral History für die Bergbaugeschichte heute, in: *Der Anschnitt*, 71, Heft 2-3, 93-105.
- Monte-Sano, Chauncey und Abby Reisman (2015): Studying historical understanding, in: Lyn Corno und Eric M. Anderman (Hg.): *Handbook of Educational Psychology*, New York, 281-294.
- Murphy, Richard C. (1982): Gastarbeiter im Deutschen Reich, Polen in Bottrop 1891-1933, Düsseldorf: Schriften zur neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 5, Wuppertal.
- Niethammer, Lutz ([1985] 2012): Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History [1985] gekürzte Fassung, in: Julia Obertreis (Hg.): *Oral History, Basistexte Geschichte*, Bd. 8, Stuttgart, 31-72.
- Nogueira, Katarzyna (2018): Zwischen Authentizität und Inszenierung: Oral History und die Zeitzeugenschaft des Ruhrbergbaus, in: Michael Farrenkopf und Torsten Meyer (Hg.): *Authentizität und industriekulturelles Erbe, Zugänge und Beispiele, Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum*, Bd. 238, Berlin, 171-191. <https://doi.org/10.1515/9783110683103-009>
- Nogueira, Katarzyna (2021): „Und dann kann man uns begucken, als verflossene Wirklichkeit.“ – Oral History und Zeitzeugenschaft des Ruhrbergbaus, in: Arnold Maxwill (Hg.): *Leben in der Arbeitslandschaft, Narrationen des Ruhrbergbau, Literatur und Ökonomie*, Bd. 3, Paderborn, 345-361. https://doi.org/10.30965/9783846765838_019
- Nokes, Jeffery (2013): *Building students' historical literacies, Learning to read and reason with historical texts and evidence*, New York.
- Nonn, Christoph (2011): *Kleine Migrationsgeschichte von Nordrhein-Westfalen*, Köln.
- Nonn, Christoph (2013): Die Integration von „Gastarbeitern“ in Nordrhein-Westfalen, Eine historische Perspektive, *Geschichte im Westen – Zeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte*, 28, 183-199.
- Obertreis, Julia (2012): Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: Julia Obertreis (Hg.): *Oral History, Basistexte Geschichte*, Bd. 8, 7-30.
- Obens, Katharina und Christian Geißler-Jagodzinski (2018): „Dann sind wir ja auch die letzte Generation, die davon profitieren kann“, Reflexionen zur Rezeption von Zeitzeugengesprächen bei Jugendlichen/jungen Erwachsenen, herausgegeben vom Bildungsverbund für die internationale Jugendbegegnungsstätte Sachsenhausen e. V., Potsdam.
- Peters-Schildgen, Susanne (1997): „Schmelztiegel“ Ruhrgebiet, *Die Geschichte der Zuwanderung am Beispiel Herne bis 1945*, Essen.

- Petzina, Dietmar (1993): Die Erfahrung des Schmelztiegels – zur Sozialgeschichte des Ruhrgebiets, in: Heinz Dürr und Jürgen Gramke (Hg.): Erneuerung des Ruhrgebiets, Regionales Erbe und Gestaltung für die Zukunft, Festschrift zum 49. Deutschen Geographentag Bochum 3.-9. Oktober 1933, Bochumer geographische Arbeiten, Paderborn, 41-46.
- Pilger, Kathrin (2013): Arbeitsmigration in Nordrhein-Westfalen – „Gastarbeiter“ im Ruhrgebiet, in: Michael Farrenkopf, Stefan Goch, Manfred Rasch und Hans-Werner Wehling (Hg.): Die Stadt der Städte, Das Ruhrgebiet und seine Umbrüche, Essen, 376-379.
- Plato von, Alexander ([1991] 2012): Oral History als Erfahrungswissenschaft, Zum Stand der „mündlichen Geschichte“ in Deutschland [1991], in: Julia Obertreis (Hg.): Oral History, Basistexte Geschichte, Bd. 8, Stuttgart, 73-98.
- Portelli, Alessandro (1991): The death of Luigi Trastulli and other stories, Form and meaning in oral history, SUNY series in Oral and Public History, New York.
- Priorr, Ralf (1998): „Einwanderer wider Willen in einem Einwanderungsland wider Willen...“ – Gastarbeiter und moderne Migration, in: Ralf Priorr (Hg.): Eine Reise ins Unbekannte, Ein Lesebuch zur Migrationsgeschichte in Herne und Wanne-Eickel, Essen, 201-259.
- Przigoda, Stefan und Stefan Goch (2010): Wiederaufbau, „Wirtschaftswunder“, „Gastarbeiter“, in: Klaus Wisotzky und Ingrid Wölk (Hg.): Fremd(e) im Revier!?, Zuwanderung und Fremdsein im Ruhrgebiet, Essen, 248-249.
- Reisman, Avishag (2012): The „document-based lesson”: Bringing disciplinary inquiry into high school history classrooms with adolescent struggling readers, in: Journal of Curriculum Studies, 44, 2012, 233-264. <https://doi.org/10.1080/00220272.2011.591436>
- Richie, Donald A. (2015³): Doing oral history, A Practical Guide, Oxford Oral History Series, New York.
- Seidel, Hans-Christoph (2014): Die Bergbaugewerkschaft und die „Gastarbeiter“, Ausländerpolitik im Ruhrbergbau vom Ende der 1950er bis in die 1980er Jahre, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 62, Heft 1, 35-68. <https://doi.org/10.1515/vfzg-2014-0002>
- Skrabania, David (2015): Ausländerbeschäftigung und -ausbildung im Ruhrbergbau, Maßnahmen der zuständigen Institutionen als Reaktion auf sich verändernde Bedingungen der Nachwuchswerbung 1956-1989, in: Der Anschnitt, 67, Heft 2-3, 93-104.
- Spajic, Margareta und Yasemin Yadigaroglu (2010): „Die vergessenen Frauen“ – Arbeitsmigrantinnen der ersten Generation im Ruhrgebiet, in: Klaus Wisotzky und Ingrid Wölk (Hg.): Fremd(e) im Revier!? Zuwanderung und Fremdsein im Ruhrgebiet, Essen, 308-310.
- Röder, Antje (2019): Integration in der Migrationsforschung, in: Gert Pickel, Oliver Decker, Steffen Kailitz, Antje Röder und Julia Schulze Wessel (Hg.): Handbuch Integration, Wiesbaden, 1-12. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21570-5_10-1
- Rodenhäuser, Lisa (2012): Zwischen Affirmation und Reflexion, Eine Studie zur Rezeption von Zeitzeugen in Geschichtsdokumentationen, Zeitgeschichte, Zeitverständnis, Bd. 25, Berlin.
- Salmerón, Ladislao, Agnese Sampietro und Petro Delgado (2020): Using internet videos to learn about controversies: Evaluation and integration of multiple and multimodal documents by primary school students, in: Computers & Education, 148, 1-14. <https://doi.org/10.1016/j.compedu.2019.103796>
- Schreiber, Waltraud (2009): Zeitzeugengespräche führen und auswerten, in: Waltraud Schreiber und Katalin Árkossy (Hg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten, Historische Kompetenzen schulen, Themenhefte Geschichte, Bd. 4, Neuried, 21-28.
- Schreiber, Waltraud und Katalin Árkossy (2009): Vorwort und Dank, in: Waltraud Schreiber (Hg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten, Historische Kompetenzen schulen, Themenhefte Geschichte, Bd. 4, Neuried, 5-6.
- Schroeder, Juliana, Michael Kardas und Nicholas Epley (2017): The humanizing voice: Speech reveals, and text conceals, a more thoughtful mind in the midst of disagreement, in: Psychological Science, 28, Heft 12, 1745-1762. <https://doi.org/10.1177/0956797617713798>

- Shopes, Linda (2002): What is oral history?, in: Making sense of evidence series on history matters: The U.S. survey on the web. Online: <http://historymatters.gmu.edu/mse/oral/> (14.7.2022).
- Stadtler, Marc, Rainer Bromme und Jean-François Roet (2014): „Science meets reading”: Worin bestehen die Kompetenzen zum Lesen multipler Dokumente zu Wissenschaftsthemen und wie fördert man sie?, in: Unterrichtswissenschaft, 42, Heft 1, 55-68.
- Stoddard, Jeremy D. und Alan S. Marcus (2017): Media and social studies education, in: Meghan McGlinn Manfra und Cheryl Mason Bolick (Hg.): The Wiley handbook of social studies research, Hoboken, 477-498. <https://doi.org/10.1002/9781118768747.ch21>
- Tenfelde, Klaus (2006): Schmelztiegel Ruhrgebiet?, Polnische und türkische Arbeiter im Bergbau: Integration und Assimilation in der montanindustriellen Erwerbsgesellschaft, in: Mitteilungsblatt des Institutes für soziale Bewegungen, Forschungen und Forschungsberichte, Nr. 36, 7-28.
- Ther, Philipp (2018): Die Außenseiter, Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa, Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Thompson, Paul und Joanna Bornat (2017⁴): The voice of the past, Oral History, New York.
- Thränhardt, Dietrich (1997): Die eingewanderten „Ausländer“ im Ruhrgebiet, in: Jan-Peter Barbian und Ludger Heid (Hg.): Die Entdeckung des Ruhrgebiets, Das Ruhrgebiet in Nordrhein-Westfalen 1946-1996, Essen, 379-394.
- Waltz, Viktoria und Cornelia Suhan (Hg.) (2018): Wir hier oben – ihr da unten, Die Frauen an der Seite türkischer Bergleute der ersten Stunde erzählen, Ein Projekt der lebendigen Erinnerung und Spurensuche, herausgegeben vom Verein für Internationale Freundschaften Dortmund e. V., Dortmund.
- Whitman, Glenn (2004): Dialogue with the past, Engaging students & meeting standards through oral history, American Association for State and Local History, Walnut Creek.
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17033, Stuttgart, 81-151.
- Wineburg, Sam S. (1991): Historical problem solving: A study of the cognitive processes used in the evaluation of documentary and pictorial evidence, in: Journal of Educational Psychology, 83, Heft 1, 73-87. <https://doi.org/10.1037/0022-0663.83.1.73>
- Wolter, Heike (2018): Der Mauerbau im „Gedächtnis der Nation“, Vom Umgang mit einem Zeitzeugenportal, in: Geschichte Lernen, 31, Nr. 184, 40-47.
- Zachrich, Lisa, Allison Weller, Christine Baron und Christiane Bertram (2020): Historical experiences: A framework for encountering complex historical sources, in: History Education Research Journal, 17, Heft 2, 243-275. <https://doi.org/10.14324/HERJ.17.2.08>

QUELLEN

- Karaoglu, Murtaza (2017): Interview mit Murtaza Karaoglu vom 25.1.2017, Archiv im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets (AHGR), Bochum, Sammlung Lebensgeschichtliche Interviews, LINT 47.
- Reis, Manfred (2015): Interview mit Manfred Reis vom 12.2.2015, Archiv im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets (AHGR), Bochum, Sammlung Lebensgeschichtliche Interviews, LINT 17.
- Us, Abdullah (2017): Interview mit Abdullah Us vom 5.5.2017, Archiv im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets (AHGR), Bochum, Sammlung Lebensgeschichtliche Interviews, LINT 96.

Zusammenfassung

In dem Geschichtsprojekt „Schmelztiegel Ruhrbergbau!? Migration und Integration türkischer ‚Gastarbeiter‘ erforschen“ lernen Schüler:innen zu einer zeit- und regional-historischen Fragestellung methodenorientiert mit Oral-History-Interviews im Rahmen eines Schülerlabors. Ein Lernmodul der digitalen Lernplattform „MiBLabor“ unterstützt sie dabei, die multiperspektivisch ausgewählten Berichte von drei ehemaligen Beschäftigten im Ruhrbergbau mithilfe von vier methodischen Strategien zu interpretieren. Der Beitrag stellt die fachwissenschaftliche Grundlage und fachdidaktisch-methodische Konzeption des Geschichtsprojektes dar und zeigt damit eine Möglichkeit auf, wie eine historische Methodenkompetenz im kritisch-reflektierten Umgang mit videografierten Zeitzeugenberichten angebahnt werden kann.

„Von der Geisterjagd“

Möglichkeiten der Sichtbarmachung und Partizipation von Aktivist:innen in
der Kunstinstallation „Geister“¹

Alicia Gorny

1. Einleitung

Die Krise der Stahlindustrie in den 1980er und 1990er Jahren ist gleichermaßen Teil des industriellen Strukturwandels wie der Protestgeschichte der alten Bundesrepublik. Die Auseinandersetzung um die drohende Schließung des Krupp-Stahlwerks in Duisburg-Rheinhausen Ende 1987 wurde gleichsam zum Fanal des industriellen Konflikts (Hordt 2018). Bereits im Frühjahr 1987 kam es zum Arbeitskampf um den Erhalt des Stahlstandortes Hattingen, nachdem der Vorstand des Thyssen-Konzerns seinen Beschluss verkündet hatte, die Henrichshütte zum Jahresende 1988 stilllegen zu wollen. Die darauffolgenden Proteste fanden in der bundesdeutschen Öffentlichkeit und zumal im Ruhrgebiet als betroffener Region große Aufmerksamkeit und mediale Resonanz. Am 23. April 1987 demonstrierten fünfhundert Hattinger:innen für den Erhalt der Arbeitsplätze vor Ort. Teil des Protests war eine gemeinsam von Bürger:innen und Beschäftigten um das Werk herum gebildete Menschenkette. Eine in diesem Zusammenhang aufgenommene Fotografie zeigt Stahlarbeiter in Arbeitsmontur mit Helmen, die sich an den Händen halten, im Hintergrund ein rauchender Schlot des Stahlwerks, im symbolischen und eindrucksvollen Ausdruck ihres Widerstands gegen die Schließungsankündigung.

Die spätere Ikonisierung dieses Bildes der Menschenkette unter den Narrativen des Arbeitskampfes und des Strukturwandels im Ruhrgebiet legt eine implizit maskuline Prägung der Erinnerungskultur nahe, die sich vornehmlich auf männliche Arbeit und Biographien stützt. Weibliches Engagement in Arbeitskämpfen, das über die Rolle als unterstützende Randfiguren hinausgeht, kann demgegenüber noch immer als blinder Fleck der Geschichtsforschung betrachtet werden (vgl. Artus 2020). Es muss geradezu von einem doppelten Gender-Bias gesprochen werden, da zum einen Arbeitskämpfe *per se* als männlich betrachtet werden und zum anderen in der erinnerungskulturellen

1 Der Beitrag basiert (wie auch der Beitrag von Marcel Mierbach in diesem Heft) auf einem Vortrag auf der Online-Tagung „Menschen im Bergbau“ – Perspektiven auf Oral History, Industriekultur und Vermittlung (7./8. Mai 2021), veranstaltet von Theresa Hiller (Ruhr-Universität Bochum), Marcel Mierwald (Ruhr-Universität Bochum), Stefan Moitra (Deutsches Bergbau-Museum) und Katarzyna Nogueira (Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets).

Verankerung weibliches Engagement marginalisiert wurde. Damit wird eine hegemonial-männliche Geschichtsschreibung fortgeführt (vgl. Notz 2020; Gorny 2020).²

Dieser Bias wird in besonderer Weise durch die im Februar 1987 im Zuge des Hüttenkampfes in Hattingen gegründete Fraueninitiative deutlich. Sie setzte sich aus etwa Einhundert Frauen mit unterschiedlichen Biographien zusammen. Ein Großteil von ihnen waren Ehefrauen und Partnerinnen der auf der Hütte Beschäftigten. Allerdings fanden sich in der Initiative auch weibliche Beschäftigte der Henrichshütte, politisch Engagierte und andere Sympathisantinnen des Hüttenkampfes wieder. Ihr Anliegen war es, eine autarke (weibliche) Sichtweise in die Proteste einzubringen und so die Multidimensionalität des Protestes aufzuzeigen, wie die von ihnen bei ihrer Gründung verabschiedete Resolution verdeutlicht:

Wir werden uns nicht damit begnügen, unsere Solidarität zu erklären, wir werden sie in wirkungsvollen Aktionen zum Ausdruck bringen. Wir werden an der Seite unserer Männer, wenn notwendig, mit unseren Kinder [sic] die unsozialen Pläne der Thyssen-Manager durchkreuzen helfen (Metall 1987: 4).

Mit ihren bereits in der Resolution angekündigten Aktionen wiesen sie ebenso wie die Gewerkschaft auf die Kausalzusammenhänge von Stahlwerkschließung und wirtschaftlicher Zukunft der gesamten Region hin, betonten aber angesichts der Rolle der Henrichshütte als bedeutendstem örtlichem Arbeitgeber noch einmal mehr die Zukunftsperspektiven der Hattinger Jugend und auch die familiären Konsequenzen, die die drohende Massenarbeitslosigkeit nach sich ziehen würde. Sie erweiterten so den klassischen gewerkschaftlichen Arbeitskampf um eine gesamtgesellschaftliche Dimension. Im Zuge einer Historisierung und erinnerungskulturellen Aufarbeitung rückte dieses Engagement jedoch in den Hintergrund und wurde weitgehend vom ruhrgebietstypischen Narrativ des (männlichen) gewerkschaftlichen Arbeitskampfes überdeckt (König 2012),³ sodass die Metapher „unsichtbare Motoren“ (Gorny 2020) den Stellenwert der Fraueninitiative auf den Punkt trifft.⁴

Um die Multidimensionalität und -perspektivität des Hattinger Hüttenkampfes zu verdeutlichen, sind daher mithilfe einer Sekundäranalyse halboffen-narrative Interviews ausgewertet worden, die Ende der 2000er- bzw. Mitte der 2010er-Jahre mit ehemaligen Beteiligten des Hüttenkampfes im Auftrag des LWL-Industriemuseums Hen-

2 Notz belegt dies eindrücklich anhand des Weberaufstandes 1844 und des Streiks in der Textilproduktion 1903/04 in Crimmitschau. Sie zeigt auf, dass die Verwendung des Maskulinums als neutrale Form die Beteiligung von Frauen maßgeblich verschleierte. Sie gibt an, dass tatsächlich mehr als 80 Prozent der Streikenden weiblich gewesen seien (Notz 2020: 32 f.).

3 Dies wird in besonderer Weise anhand des LWL-Industriemuseums Henrichshütte Hattingen deutlich, das sich erst Ende der 2000er-Jahre aktiv mit einer nicht-männlichen Arbeitsperspektive auseinanderzusetzen begann und so ein diverseres Bild der Hüttenarbeit vermittelte. Hierzu wurde die Führung „Kolleginnen und Kollegen“ konzipiert, eine Verankerung und damit einhergehende Präsentation dieses Wissens steht bis heute aus. Nach Schließung der Hütte im Dezember 1987 übernahm das damalige Westfälische Industriemuseum einen Teil der Anlage, der heute einer der Standorte des LWL-Industriemuseums ist.

4 Auch in der Streik- und Gewerkschaftsgeschichte wird immer wieder auf die Dominanz des Idealbilds vom männlichen Industriearbeiter und die damit einhergehenden Lücken hingewiesen. Vgl. Kellershohn 2019: 33; Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie 2021: 7.

richshütte Hattingen geführt wurden (Gorny 2020). Die damaligen Befragungen orientierten sich an den Geschehnissen des Hüttenkampfes und fokussierten durchaus auf heroisierende Narrative dieses Kampfes, etwa mit Blick auf den Stahlarbeiter August Kuhnert, der in voller Montur Demonstrationszüge anführte. Dagegen wurde vor allem in Interviews mit Ehemaligen der Fraueninitiative ersichtlich, dass deren Erinnerungen nicht dem in der Fragestellung angelegten Heldenmotiv entsprachen, sondern ein anderes Bild präsentierten (vgl. König 2012; Hubert 2010). Im Gegensatz zur Gewerkschaft als treibender Kraft im Arbeitskampf stellte es sich vielmehr so dar, dass Proteste und Protestwille gerade der Frauen medienwirksame Erfolge erzielten und ihre Aktionen für den Erhalt der Henrichshütte nicht bloß Beiwerk am Geschehen waren.

Einige Zeit nach Abschluss meiner eigenen geschichtswissenschaftlichen Beschäftigung mit den Protesten um die Henrichshütte erhielt ich die Anfrage der Akademie der Künste der Welt (Köln), als Historikerin am Projekt „Geister, Spuren, Echos: Arbeiten in Schichten“ mitzuwirken und dadurch meine Forschungsergebnisse in einem künstlerischen Rahmen zugänglich zu machen. Der konzeptionelle Fokus der Ausstellung lag darauf, drei aufeinander aufbauende künstlerische Recherchen zu präsentieren, die schichtweise „erlebte Geschichte(n) in den Vordergrund (rücken), die von der klassischen Geschichtsschreibung bisher in den Hintergrund gedrängt wurden“ (Akademie der Künste der Welt 2020: 34). Einen verbindenden roten Faden stellte dabei das Oberthema der (De-)Industrialisierung des Ruhrgebiets und der Umgang mit dieser dar. Konkret gefragt bedeutete das: Wie manifestieren sich Arbeitskonzepte in jeweiligen historischen und künstlerischen Zusammenhängen über Zeit und Raum hinweg? „Welche Geister, Spuren und Echos beeinflussen das, was wir heute unter ‚Arbeit‘ verstehen?“ (ebd.).

In Zusammenarbeit mit den Performancekünstler:innen Kathrin Ebmeier und Ale Bachlechner sowie Anja Junghans, seit 2019 Agentin für Diversität am LWL-Industriemuseum Henrichshütte Hattingen, wurde daher ein Konzept erarbeitet, das unter dem Titel *Geister* die dreigliedrige Ausstellung einleiten sollte. Den Ausgangspunkt bei der Konzeptentwicklung bildete eine Aktion der Fraueninitiative aus dem Frühjahr 1987, bei der die Frauen als Geister kostümiert durch die Hattinger Innenstadt zogen und skandierten: „Macht Thyssen uns die Hütte platt, wird Hattingen zur Geisterstadt!“ Einer ersten Idee nach sollte gemeinsam mit den damals Beteiligten ein Reenactment dieser Aktion erfolgen. Damit war die Idee eines partizipativen Ausstellungsmoments durch die Einbindung von Zeitzeug:innen geboren.⁵

Im Folgenden soll in einem selbstkritischen Arbeitsbericht dargestellt werden, wie die (wissenschaftliche) Aneignung von Geschichte durch Forschende und Kunstschaffende in der Einbindung von Zeitzeug:innen zu einer Repräsentation von Geschehnissen führen kann, die für die damaligen Akteur:innen Authentizität widerspiegelt. Das bedeutet auch zu fragen, welche Missverständnisse dadurch auftreten – oder auch vermieden werden können. Hierfür erfolgt zunächst eine Beschreibung des zu Grunde liegenden Quellenkorpus und eine Darstellung der wichtigsten Ergebnisse der schon genannten Oral-History-Sekundäranalyse (2.). Daran schließt eine Skizzierung der Ideen-

5 An dieser Stelle wurde bewusst die Bezeichnung Zeitzeug:innen anstelle von beispielsweise Interviewpartner:innen gewählt, um ihren Status als aktiv Beteiligte stärker in den Fokus zu rücken und sie so als Subjekte sichtbar zu machen.

und Konzeptentwicklung an (3.) sowie, drittens, eine Problematisierung des Austauschs zwischen Forschenden und Künstler:innen einerseits und den Zeitzeug:innen andererseits (4.). Das betrifft vor allem die Frage der Deutungshoheiten – kam den Interviewten in der wissenschaftlichen Analyse noch stark ein Objekt-Status zu, änderte sich dies durch den Dialog und ihren damit einhergehenden aktiven Einbezug als Subjekte. Das Zusammenführen von Objekt- und Subjekt-Ebene bildete daher Reibungspunkte ab, die sich aus der Aneignung von Geschichte und der Erinnerung der Aktivist:innen ergaben.

2. Auswertung und Ergebnisse der Sekundärquellen

Der Förderverein des LWL-Industriemuseums Henrichshütte Hattingen führte bereits ab dem Jahr 2000 Interviews mit ehemaligen Beschäftigten und Personen, deren Vergangenheit maßgeblich mit der Geschichte der Henrichshütte verbunden war. Sukzessive entstand so eine etwa 1.600 Einheiten umfassende, bis heute im Wachstum befindliche Interviewsammlung des Erinnerungsarchivs des LWL-Industriemuseums, deren Langzeitarchivierung in Kooperation mit dem LWL-Archivamt in Münster erfolgt. Die Interviews sind durch Leitfragen strukturiert und folgen einem biographischen Ansatz (vgl. Kift/Schmidt-Rutsch 2015).

Mitte der 2000er-Jahre wurden im Kontext der durch das LWL-Industriemuseum konzipierten „HELDEN-Ausstellung“ ebenfalls zum oben beschriebenen Archivbestand gehörende Interviews geführt, die sich an den Geschehnissen des Hüttenkampfs orientierten und deshalb spezifische Fragen nach dem Stellenwert einzelner Akteur:innen stellten. Vor diesem Hintergrund wurden Interviews mit Gewerkschafter:innen, Politiker:innen, Bürger:innen und ehemaligen Aktivist:innen der Fraueninitiative geführt, um nur einige zu nennen. Für die Publikationen *HELDEN* (2010) und *100 Hüttenleben* (2017) wurden Auszüge aus einigen dieser Interviews verwendet, eine umfassendere Analyse blieb jedoch aus. Die von mir durchgeführte Sekundäranalyse stellte somit die erste tiefergehende Auseinandersetzung mit den Interviews dar – insbesondere mit Blick auf die interviewten Frauen. Hierfür wurden diese in einen breiten historischen Kontext entlang der Geschehnisse 1986/87 eingebettet, der Aussagen zu einer Diskrepanz zwischen individueller und kollektiver Erinnerung ermöglichte. Besonders Augenmerk wurde dabei auf die Kategorie Geschlecht gelegt, um einerseits die angewandten Protesttechniken auf eine spezifische geschlechtliche Prägung zu untersuchen und andererseits marginalisierte Erinnerungen und damit eine *counter-memory* (Zeruvabel 1995) offenzulegen, die neben einer vornehmlich weißen, männlichen und kanonisierten Erinnerungskultur existiert (Grever/Ribbens 2008: 258).

Hierbei wurde schnell ersichtlich, dass die Kategorie Geschlecht nicht nur Einfluss auf die Darstellung von Ereignissen, sondern auch auf die Art von deren Präsentation nahm. So machen die Interviews mit weiblichen Personen deutlich, dass sie sich als Akteurinnen anders verorteten als männliche Interviewpartner. Sie strukturierten ihre Erzählungen enger um das Kollektiv der Fraueninitiative und sprachen im Zuge dessen häufiger im Plural als Männer, die eher dazu neigten sich selbst ins Zentrum ihrer Erzählung zu stellen (Obertreis/Stephan 2009: 15).

Ferner ergab die Analyse der Interviews, dass die Frauen der Initiative die Gründung einer autarken Frauengruppe neben einem Bürgerkomitee und der Gewerkschaft als absolute Notwendigkeit ansahen, da sie so ihre eigenen Sorgen und Befürchtungen

verbalisieren und sichtbar machen konnten. Beispielhaft sei dafür folgende Aussage einer damals Beteiligten angeführt:

Wir fanden, dass es sehr wichtig war, eine Frauengruppe zu gründen, weil das sind zwar jetzt Gedanken, die uns später kamen, aber irgendwie im Unterbewusstsein hatten wir sie wahrscheinlich schon drauf. Weil sich letztendlich – falls es zu Entlassungen kam – ja auch die Frauen tritt [sic], und zwar mächtig. Die Ehefrauen beispielsweise, in Familien, die sind ja diejenigen, die mit gekürztem Geld auskommen müssen. Sie sind diejenigen, die vielleicht den Ehepartner auffangen müssen, der Angst um seinen Arbeitsplatz hat. Sie, die Frauen, müssen wahrscheinlich frustrierte Kinder auffangen, die Angst davor haben, vor dem sozialen Abstieg haben. Insofern fanden wir alle, dass es absolut auch eine Sache der Frau war, Fahne zu zeigen (LWL-IM 3270.45.0194, Z. 98-107).

Darüber hinaus bot die Initiative auch auf der Hütte beschäftigten Frauen einen Ankerpunkt, da diese sich im männlich dominierten Betrieb und Arbeitskampf bisweilen nicht ausreichend repräsentiert und allein gelassen fühlten, wie folgende Aussage belegt:

Also beispielsweise kann ich mich an eine Frau sehr gut erinnern, alleinstehende Frau, die auf der Hütte gearbeitet hat, die quasi nichts mehr gehabt hätte: Keinen Partner, der sie noch hätte stützen können beispielsweise oder aber auch einen Partner zu der Zeit, der sie hätte in der Zeit auffangen können mit ihren Gefühlen. Und das ist auch eine ganz wichtige Sache innerhalb der Fraueninitiative: Da einfach auch mal den Gefühlen freien Lauf lassen zu können (LWL-IM 3270.45.0172, Z. 202-208).

Beide Aussagen machen deutlich, dass die Fraueninitiative eine Gemeinschaft darstellte, in die sich Frauen mit verschiedenen Lebenswirklichkeiten und Lebensumständen einbringen konnten. Sie erfüllte dabei mehr Funktionen, als in der heimischen Sphäre die Lebensgefährten aufzubauen und zu unterstützen, und versammelte auch weibliche Beschäftigte, die innerhalb der Gewerkschaft weniger repräsentiert waren. Jenseits der Funktion, als Aktionsbündnis nach außen zu wirken, stellte die Initiative so auch einen geschützten Raum nach innen dar, der es den Betroffenen ermöglichte, sich auszutauschen und gegenseitig Halt zu geben.

Im Rahmen dieser Gemeinschaft konnten Aktionen geplant werden, die kreativ eine spezifisch weibliche Sichtweise in den Arbeitskampf einbrachten. So protestierten die Frauen laut auf Töpfe schlagend auf der Königsallee in Düsseldorf und vor der Thyssen-Zentrale, forderten erfolgreich Gespräche mit dem Vorstand des Thyssen-Konzerns, demonstrierten in Gespensterkostümen dagegen, dass Hattingen eine Geisterstadt werden könnte, und hielten einen fünftägigen Hungerstreik vor den Werkstoren der Henrichshütte ab – um hier nur einige Aktionen aufzuzählen. Von Vorteil war für die Fraueninitiative sicher, dass sie aufgrund ihrer geringeren Mitgliederzahl Aktionen schneller und einfacher koordinieren konnte, da ein informeller Austausch noch möglich war. Dadurch konnten sie spontaner agieren als die Gewerkschaft, die Massen organisieren musste. Eine der Frauen fasst die Arbeitsweise so zusammen:

Ja, Frauen streiken anders. Frauen streiken spontaner, einfallsreicher sag ich einfach mal, ohne die Männer dabei abzuwerten. Das möchte ich auf gar keinen Fall. Frauen stehen in dem Moment, glaube ich, mehr mitten in dem Leben drin, in dem täglichen Leben, was auch zur Familie mit dazu gehört. Und da ist es so, dass Frauen einfach mehr spontan sind auch. Und ich glaube auch noch schneller einen Zusammenhalt finden untereinander, wie es vielleicht Männer tun. Und auch nicht so schnell aufgeben (LWL-IM 3270.45.0134, Z. 311-317).

Spontaneität und Kreativität führten zu einer hohen öffentlichen Wahrnehmung des Hüttenkampfes in den zeitgenössischen Medien und machten ihn überregional bekannt. Die Gruppe der Frauen stand schnell im Fokus des öffentlichen Interesses und wurde besonders in der lokalen Berichterstattung immer neben Aktionen der Gewerkschaft mit aufgeführt. Als besonders berichtenswert stellte sich dabei der fünftägige Hungerstreik vor den Werkstoren dar. Einer der Interviewten attestierte der Fraueninitiative daher in Bezug auf den Hungerstreik:

Die [Aktion, die] am meisten auch Eindruck nach außen geschaffen hat, war der Hungerstreik hier auf dem Bürgersteig vor der Henrichshütte. Der hat sehr viel Aufmerksamkeit im Umfeld unserer Bewegung erzeugt und brachte dann auch noch mal erneut einen Push der ausländischen Presse (LWL-IM 3270.45.0193, Z. 193-196).

Die Fraueninitiative setzte demnach auf medienwirksame und mutige Protestformen, die einen deutlichen Bruch im Sozialgefüge darstellten. Dies wurde vor allem durch die emotionale Nähe zueinander möglich, die aus einer gemeinsamen Bedrohungserfahrung resultierte, weshalb in den Interviews auch von einer „Notgemeinschaft“ die Rede ist.

Des Weiteren macht die Schilderung deutlich, dass die Fraueninitiative zu Recht als einer der Motoren des Hüttenkampfes bezeichnet werden kann. Gleichwohl ist es im Prozess der Historisierung der Aktionen in Hattingen zu einer Art Erinnerungsbruch gekommen. Zwar entstanden im direkten Nachgang der Auseinandersetzung einige Publikationen (vgl. Bierwirth/König 1988; Baumöller/Schäfer 1988; Flieter Verlag/IG Metall Hattingen/KUBISCHU 1988), in denen auch Mitglieder der Fraueninitiative zu Wort kamen, später verblasste diese Repräsentation jedoch. Vielmehr wurden die Aktionen in ein lokales und gewerkschaftliches Narrativ überführt, das einer männlichen Arbeitswelt entsprang und implizit auf diese rekurrierte (vgl. Berger 2017; Gorny 2020). An dieser Stelle sei im Besonderen auf die Gesamtübersicht *Band der Solidarität* (2012) von Otto König verwiesen, die die Geschichte der IG Metall-Verwaltungsstelle Gevelsberg-Hattingen abbildet und sich als Hauptnachschiebegericht zum Hüttenkampf etabliert hat. Darin erscheint die IG Metall als eigentliche Mobilisierungsinstanz der Protestbewegung. Andere Akteur:innen des Arbeitskamps, wie die Fraueninitiative, finden dabei nur am Rande Erwähnung (vgl. König 2012). Damit wurde die Rolle der Fraueninitiative als selbstbestimmte Gruppe neben der Gewerkschaft übersehen – konträr zur Eigenwahrnehmung der Fraueninitiative:

[...] die Männer hatten ja so etwas gar nicht, die haben ja gar nichts aktiv, außer den Demonstrationen selber haben die Männer ja gar nichts auf die Beine gebracht. Das Einzige, was wirklich die Sache auch bekannt gemacht hat, waren eigentlich die Frauen. Weil wir immer angetrieben haben. Es haben sich uns ja dann die Männer angeschlossen. Nicht wir haben uns den Männern angeschlossen, was ja auch neu war, sondern die Männer haben sich uns angeschlossen (Interview 3270-45-0134, Z. 508-514).

Trotz dieser Umkehrung von klassischen geschlechtlich geprägten Rollenvorstellungen bleibt festzuhalten, dass im Zuge einer erinnerungskulturellen Repräsentation des Hattinger Hüttenkampfes auf etablierte Narrative zurückgegriffen wird und somit die eigentliche Vielschichtigkeit der Hattinger Protestbewegung ebenso an den Rand gedrängt wurde wie Akteur:innen außerhalb des gewerkschaftlichen Rahmens. Dabei geriet die Fraueninitiative ebenso aus dem Blickfeld der Betrachtung wie die Kategorie Geschlecht generell, obwohl sie den Diskurs über vermeintlich primär männliche Belange maßgeblich prägte. Schlussendlich musste im Fazit meiner Forschung ein kaum überwindbarer Gender-Bias in Bezug auf die Fraueninitiative konstatiert werden (Gorny 2020: 196). Zugleich brachten sich Akteurinnen der Fraueninitiative aber auch nicht aktiver in die erinnerungskulturelle Aufarbeitung des Hüttenkampfes ein und setzen dem kanonisierten Bild nichts entgegen.⁶

In Bezug auf das LWL-Industriemuseum Henrichshütte Hattingen als historische Vermittlungsinstanz kann gleichwohl festgehalten werden, dass die Fraueninitiative im Rahmen der bereits angesprochenen Ausstellung „HELDEN“ thematisiert und im Zuge des dazugehörigen Ausstellungskatalogs in einem eigenen Beitrag von Andrea Hubert (2010) gewürdigt wurde. Auch die Sonderausstellung „BOOM! Die Hütte zwischen Abbruch und Aufbruch“ (2019) behandelte die Fraueninitiative und zeigte Auszüge aus den entsprechenden Interviews. Ihr Entstehen wurde dabei in den Kontext eines generellen Strukturwandels eingebettet, als eigenständige Gruppe mit autarken Aktionen wurde sie allerdings nicht eingehender betrachtet. Dass in den Ausstellungen fast ausschließlich männliche Biographien aufgegriffen und präsentiert wurden, hat überdies zu einer Marginalisierung weiblicher Erwerbstätigkeit, die es auf der Henrichshütte durchaus gab, beigetragen. Allerdings ist sich das Museum dieser Diskrepanz sehr bewusst und erstellt derzeit Ausstellungskonzepte, die einen geschlechtssensiblen wie generell diverseren Zugang zur Geschichte der Hütte gewährleisten sollen. Die Kölner „Geister“-Ausstellung der Akademie der Künste der Welt, die sich an den Erfahrungen und Erinnerungen der Aktivist:innen der Fraueninitiative orientierte, wurde insofern auch als Sonderausstellung dem Hattinger Museumspublikum zugänglich gemacht.

6 Hierbei sei vergleichend auf die Hoesch-Frauen verwiesen, die eigenverantwortlich Fotografien, Banner und andere Dokumente aus der Zeit des Arbeitskampfes bei Hoesch 1981 sammelten und immer wieder proaktiv auf das Hoesch-Museum in Dortmund zugehen. Ihre Beharrlichkeit zahlte sich letztendlich aus, und ihr Wirken wurde in einer Sonderausstellung „Sich ins Geschehen werfen“ (2019) thematisiert und sichtbar gemacht.

3. Von der Ideen- und Konzeptentwicklung bis zur Durchführung eines Aktionstages

Mit dem Fokus auf dem Oberthema „Geister“ im Ausstellungskonzept der Akademie der Künste der Welt lag die Assoziation zur Geisteraktion der Hattinger Fraueninitiative nahe. Dabei stand nicht nur die bloße Kostümierung der streikenden Frauen im Vordergrund, sondern auch die befürchteten Geisterlandschaften, die die Fraueninitiative 1987 für Hattingen und die Region antizipierte und performativ in den öffentlichen Raum brachte. Die so vermittelte Ungewissheit als Begleiterscheinung des De-Industrialisierungsprozesses spannte mithin einen Bogen zum Schwerpunktthema der Gesamtausstellung.

In einer ersten Ideenskizze ergaben sich vier Bereiche, die sich im Begriff der „Geister“ und des „Geisterhaften“ miteinander verbanden: (1.) die drohende Demontage des Stahlwerks und zugleich die damit einhergehende Bedrohung der eigenen Lebensexistenz wie des sozialen Gefüges; (2.) die Gespensterdemonstration als aktiver Kampf gegen den befürchteten industriellen „Tod“ der Stadt Hattingen; (3.) die Fraueninitiative als marginalisierte und damit unsichtbare Gruppierung im Erinnerungsnarrativ des Hüttenkampfes und (4.) die übersehene Lebensrealität der Frauen, die Ängste in Bezug auf ihre eigene Zukunft und die der nachkommenden Generationen artikulierten und sich kaum im Kosmos des Arbeitskampfes wiederfanden.

Um alle diese Ebenen miteinander zu vereinen, entstand die Idee, die Gespensterdemonstration ein weiteres Mal gemeinsam mit den ehemaligen Beteiligten in der Hattinger Innenstadt durchzuführen, um die Erinnerung an den mehr als dreißig Jahre zurückliegenden Hüttenkampf aufleben zu lassen und ihn so sichtbar zu machen. Diese Aktion sollte filmisch begleitet werden und schließlich als Projektion in der Ausstellung zu sehen sein. In einem ersten Schritt wurde daher über den Förderverein und das Ehemaligennetzwerk der Henrichshütte Kontakt zu den früheren Mitgliedern der Fraueninitiative aufgenommen, um sie bei einem Informationsabend für die Aktion zu gewinnen. Schnell wurde bei einem ersten Austausch jedoch deutlich, dass die Idee, sich erneut zu kostümieren, Unverständnis und Widerwillen hervorrief. Zu groß schien die Distanz zwischen den damaligen Ereignissen und der Gegenwart. Die drängende Notwendigkeit, durch eine Verkleidungsaktion auf den bedrohten Lebensnerv Hattingens aufmerksam zu machen, bestand für die Frauen in der Gegenwart offensichtlich nicht mehr, zumindest nicht als Mittel, die vergangenen Gefühls- und Bedrohungslagen auszudrücken. „Unsere Angst von damals, die dazu geführt hat, dass klar war, wir müssen sie nach außen transportieren, das funktioniert nicht. Gefühle und Empfindungen, die kann man nicht einfach so transportieren“, wie es eine der Beteiligten bei der Finissage der Ausstellung am 30. Januar 2020 zusammenfasste.

Es ergab sich also eine Diskrepanz aus den damals artikulierten Empfindungen und dem, was die früheren Aktivistinnen in der Gegenwart mit einem möglichen erneuten Erscheinen der Geister verbanden. Dennoch wurde generell der Wunsch signalisiert, die eigene Geschichte sichtbar(er) zu machen. So lag es nahe, gemeinsam mit den ehemaligen Mitgliedern der Initiative ein Konzept zu erarbeiten, das die wissenschaftliche und künstlerische Interpretation mit den Vorstellungen der Zeitzeug:innen verband. Zentral für die gemeinsame Arbeit war daher der Dialog, der in der Folge als „Work in Progress“ mit einem Tonbandgerät aufgezeichnet wurde. Dieser dialogische Prozess und Austausch sollte sich dadurch in der Ausstellung wiederfinden und vorhandene

Dissonanzen zwischen den wissenschaftlich/künstlerischen wie den „historischen“ Akteur:innen sichtbar machen. Die darauffolgenden Zusammenkünfte gestalteten sich insofern wie Gruppeninterviews, die zwar durch Fragen grob strukturiert waren, den Frauen aber viel Raum gaben, ihre eigenen Geschichten zu erzählen und Themenkomplexe zu vertiefen. Zudem brachten die Protagonistinnen Fotos und andere Andenken an den Hüttenkampf mit, die inzwischen vom LWL-Industriemuseum (in Kopie) als Archivalien übernommen worden sind.

Im Vordergrund des Interesses stand während des weiteren Austauschs die Reflexion der damaligen Ereignisse rund um die Protestbewegung und die Diskussion bisheriger Interpretationen dazu. Während es etwa in den früheren Interviews mit den Geister-Akteur:innen vor allem darum ging, den Ablauf des Protestgeschehens 1987 zu rekonstruieren, wurden nun eingehender Gefühlslagen und Empfindungen thematisiert, die sich mit den Protesten verbanden. Ferner sollte es in den Gesprächen mit den Zeitzeug:innen um konkrete Formen von Aktivismus während des Hüttenkampfes gehen und darum, wie sich die Frauen selbst dabei verorteten. Konkret gefragt: Welche Ängste und Sorgen, aber auch Hoffnungen verbanden die Beteiligten mit den Aktionen? Welche Probleme ergaben sich? Wo gab es Konfliktpotenzial? Zum anderen stellte sich die Frage, wie eine Vermittlung unter Rückbezug auf eine künstlerische Interpretation gelingen konnte und welche Erwartungen die beteiligten Frauen an eine solche Aufarbeitung und Sichtbarmachung stellten.

Zunächst wurden Deutungsverschiebungen sichtbar, die sich für uns als damals Nicht-Beteiligte oder -Betroffene ergaben. Ein Beispiel hierfür bietet ein Dialog um die Beschreibung der Geisteraktion als Auftritt:

Interviewerin K.: Also es gab drei Geisterauftritte?

Mehrere: Mindestens!

Zeitzeugin R.: Du hast es jetzt gerade benannt als Auftritt. Das waren für uns damals keine Auftritte, das waren wir. Das war unser Innerstes.

Interviewerin K.: Aber es ist ja ein Kostüm.

Zeitzeugin R.: Ja, es ist ein Kostüm.

Zeitzeugin V.: Ja, aber einen Auftritt, den hab' ich geprobt.

Interviewerin K.: Naja, aber ihr habt euch dann ja schon dafür entschieden, das nochmal zu benutzen. Wie kam das zustande?

Zeitzeugin J.: Ja, weil das deutlich gemacht hat, was passieren wird, wenn die Henrichshütte geschlossen wird. Also Ideen sind während des Arbeitskampfes, also dem Kampf um die Henrichshütte, ganz viele gekommen. Wir haben ja die Auszubildenden gehabt, die hatten auch ihre eigenen Ideen. Da haben die Frauen selbstverständlich auch hingeguckt, als die die Tür der Lehrwerkstatt zugemauert haben.

Zeitzeugin A.: Und die Geisterdemo hat ja einen eigenen Charakter, eine Stärke, also viele Gefühle, Angst und Kreativität. Auftritt ... kannst du nicht sagen. Was kann man da sagen? Auftritt verbinde ich mit einem Theaterstück (GEISTER-Kunstinstallation 2020).

Hier scheint vor allem ein unterschiedliches Verständnis von Begrifflichkeiten und ihren Bedeutungszuschreibungen auf. Konträr zum „Auftritt“ als distanzierte, theater-

hafte Inszenierung, die gleichsam abgehoben vom Realen agiert, zielte das Performative der Geisteraktion auf den unmittelbar bedrohten Alltagsraum. Aussagen wie „Das waren wir. Das war unser Innerstes“ unterstreichen den Charakter als zutiefst authentisch empfundene Aktion, die nicht wiederholbar oder wiederabrufbar ist; der Aufführungsgedanke liefe dem klar zuwider. Vielmehr ergab sich 1987 die Notwendigkeit, Gefühle der Angst kreativ nach außen zu tragen und so die Lebensrealität sichtbar zu machen. Der Slogan der Zweiten Frauenbewegung (ab Ende der 1960er-Jahre), „Das Private ist politisch“, der die Trennung von privater und öffentlicher Sphäre kritisierte, erhält mit Blick auf die Fraueninitiative eine neue Anreicherung. Hier trugen Frauen konkrete Sorgen und Ängste aus dem privaten in den öffentlichen Raum und machten sie sichtbar (Gorny 2020: 189). Dies führte zwangsläufig zu einer Politisierung der Beteiligten:

R.: [...] uns war klar, wir werden da nicht einmal als Geister jetzt eine Performance geben, sondern wir werden viel mehr noch zeigen können, was notwendig ist, damit sich was verändert. Und dass sich auch – bei der einen Frau mehr, bei der anderen Frau weniger – dass sich einfach auch gesellschaftlich was verändern muss (GEISTER-Kunstinstallation 2020).

Der Charakter einer bloßen Performance liefe somit dem Politikverständnis und dem politischen Aktivismus der damals Agierenden entgegen, der sich für diese eher als zwangsweise stattfindende Reaktion auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen ausdrückte. Eine Politisierung kam demnach durch das Handeln selbst in Gang, wie bereits in einem früheren Interview in Bezug auf die Geisteraktion deutlich wurde:

Eine besondere Aktion ist mir in Erinnerung geblieben, was uns dann auch wieder Überwindung gekostet hat. Das darf man nicht vergessen. Wenn man auf einmal so in der Öffentlichkeit steht, bedarf das da mancher großen Überwindung. Zum Beispiel wenn ich von folgender Aktion erzähle: Wir sind nach Hattingen gegangen. Hatten uns, wie auch immer, Gespensterkostüme gemacht, haben die vor den verdutzten Hattingern umzogen und sind dann durch Hattingen marschiert unter dem Motto: „Macht Thyssen uns die Hüte platt, wird Hattingen zur Geisterstadt.“ Daher eben diese Gespensterkostüme. Es ist gar nicht so ganz leicht, das mal einfach so zu tun (LWL-IM 3270.45.0194, Z. 184-192).

Das Agieren in der Öffentlichkeit und die damit verbundene Demonstration, auch das Stellen von Forderungen im öffentlichen Raum waren für die Berichtende mit großer Überwindung verbunden und keine Selbstverständlichkeit. Vielmehr kann das kollektive öffentliche Auftreten als emanzipatorisches Moment verstanden werden. Ganz entsprechend der Beobachtung, „dass Männer und Frauen als Folge der Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit partiell anders in der Öffentlichkeit agieren und ihre öffentlichen Ausdrucksformen bis heute unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden“ (Klaus/Drücke 2008: 239), stellte die Hattinger Geisteraktion auch für einen Großteil der beteiligten Frauen selbst ein Novum in der eigenen wie in der Fremdwahrnehmung dar. Darüber hinaus mussten sich viele Mitglieder der Initiative gegenüber ihren Ehemännern und Partnern durchsetzen, die den bis zu zweimal wöchentlich stattfindenden Treffen und Aktionen skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden. Wenn ihr

Mann ihr sagte, sie solle nicht immer zur Initiative gehen, betonte eine der Frauen gegenüber einer ihrer Mitstreiterinnen: „Du kommst nicht zu uns, du bist eine von uns!“ (Finissage: 30.1.2022).

Neben einer Emanzipation von der häuslichen Sphäre und einer generellen Politisierung führte die gemeinsame Arbeit in der Initiative aber auch zu einem differenzierteren Politikverständnis, kamen doch in der Fraueninitiative viele unterschiedliche Akteur:innen zusammen, etwa sowohl Frauen, die parteipolitisch bereits aktiv waren, als auch solche, die sich bis dahin jedenfalls nicht explizit für Politik interessiert hatten. Sie agierten partei- und auch kirchenübergreifend und schafften es, gemeinsam auf die Straße zu gehen und politische Forderungen zu stellen, was häufig zur Verwunderung der Männer führte. Dabei waren alle Aktionen darauf ausgerichtet, zwar aufzufallen, aber niemanden zu überfordern oder in seiner oder ihrer Würde zu verletzen. Darüber hinaus sollte sich jede:r möglichst einfach beteiligen können, ohne erst große finanzielle Hürden bei der Anschaffung von Materialien überwinden zu müssen. Vielmehr wurde auf das zurückgegriffen, was bereits zur Verfügung stand und der Lebensrealität der Frauen entsprach:

*Interviewerin A.: Also haben dann alle einfach ihre Bettlaken mitgebracht?
Zeitzeugin V.: So ungefähr – oder sich weiß geschminkt, konnte jeder machen wie er [sic!] das wollte. Sieht man ja auch auf den Bildern. Das war bei der Menschenkette, da haben wir uns hier versammelt und dann sind wir runter zum Feld gegangen (GEISTER-Kunstinstallation 2020).*

Die Fraueninitiative ließ ihren Mitgliedern also große Freiräume, um sich einzubringen, und schaffte so eine hohe Anschlussfähigkeit. Dies wurde auch dadurch zum Ausdruck gebracht, dass sich die Frauen gegenseitig bei der Kinderbetreuung unterstützten und wenn möglich ihre Treffen und Demonstrationen so gestalteten, dass sie ihre Kinder mitnehmen konnten. Dadurch wurde einmal mehr unterstrichen, dass die Mitglieder der Initiative in ihren Protesten ihre Rolle als Mütter ebenso wie die gefährdete Zukunft der nächsten Generation verklammerten und dadurch abermals ihre Lebensrealität sichtbar machten. Eine der Beteiligten stellte dies im Interview auf die Nachfrage, was sie damit habe bezwecken wollen, folgendermaßen dar:

Unsere Kinder gehörten einfach zu uns dazu. Wir haben damit nichts bezwecken wollen oder wir haben damit auch keinen Hintergrund in dem Moment gesehen als Frauen oder Mütter, sondern, ja wir haben sonst unsere Kinder bei uns gehabt und das war da dann auch so (LWL-IM 3230.45.0134, Z.169-172).

In dieser Konstellationsbeschreibung ist indes zugleich ein auch von der Soziologin Ingrid Artus festgestelltes Paradox impliziert. Sie stellt in „feminisierten“ Streiks eine häufige Anwesenheit von Kindern fest, da dabei Lebenswirklichkeit und Arbeitskampf stärker miteinander verwoben seien als es in „maskulinisierten“ Streiks der Fall sei (Artus 2020: 88). Praktisch bedeutet dies aber auch, dass damit implizit ein (paternalistisches) Rollenbild der sorgenden Mutter aufrechterhalten oder auch bedient wurde, das aufgrund der ihm zugeschriebenen emotionalen „Wärme-Merkmale“ sowohl von Männern als auch von Frauen positiv bewertet wird. Dadurch ergab sich gleichwohl

eine Anschlussfähigkeit für Bürger:innen, die sich womöglich im bloßen gewerkschaftlichen Arbeitskampf nicht repräsentiert fühlten:

Zeitzeugin V.: Was ich auch im Gefühl hatte damals, so wir als Geister, ich sag mal wir als Ehefrauen und Mütter haben auch viele andere animiert mitzumachen, dann da, wo eine Mutter mit einem Kinderwagen geht, da kann ich mit meinem Krückstock auch mitlaufen. Wir haben, glaub ich, vielen die Hemmschwelle genommen. Ich denke da an dieses ältere Pärchen, wo er auch schon in Rente war und die Frau dann dieses Teil genäht hat. Die war schon damals über 70. Da hatten wir zwölf Meter Stoffbahnen und die hat das genäht, aber die wären sonst wahrscheinlich auch nie auf die Idee gekommen, was zu machen. [...] (GEISTER-Kunstinstallation 2020).

Eine solche Anschlussfähigkeit sollte für das neue Ausstellungsprojekt dann auch bei einem gemeinsamen Aktionstag mit den Mitgliedern der Fraueninitiative hergestellt werden, der im Sommer 2020 stattfand – wenn auch nunmehr vor allem mit Blick auf die Erinnerung an die Ereignisse von 1987. Hierfür wurde in der Hattinger Innenstadt ein Infostand mit Fotografien und Andenken der Fraueninitiative aufgebaut, die einen Austausch mit den Hattinger Passant:innen zur Geschichte des Hüttenkampfes und der beteiligten Frauen anstoßen sollten. Wie zunächst für die Wiederaufführung der Geisteraktion geplant, wurde nunmehr der Aktionstag filmisch begleitet und in die spätere Ausstellung integriert. So rege der begonnene Dialog mit der lokalen Öffentlichkeit war, so wurde doch ersichtlich, dass sowohl die Fraueninitiative als auch der Hüttenkampf selbst vielen Einwohner:innen der Stadt kaum noch bekannt sind.

Teil der Aktionen war außerdem der Austausch mit ehemaligen Mitglieder der Hoesch-Fraueninitiative, mit denen die Hattinger:innen schon in Zeiten des Hüttenkampfes eng zusammengearbeitet hatten. So wurde im Zuge der intensiven Beschäftigung mit der Fraueninitiative Hattingen immer deutlicher, wie stark in der Schließungsphase des Hattinger Werks ein Erfahrungsaustausch mit verschiedensten anderen Frauengruppen und -initiativen stattfand, neben den Hoesch-Frauen aus Dortmund und der Fraueninitiative Rheinhausen etwa auch mit französischen Frauengruppen und anderweitig über die Grenzen des Ruhrgebiets hinweg. Die Sängerin Fasia Jansen scheint dabei eine Vermittlungsposition eingenommen zu haben, da sie an zahlreichen Arbeitskämpfen, in denen Frauen eine maßgebliche Stellung einnahmen, mitwirkte.⁷

Wichtig war allen Beteiligten des Aktionstages der Aspekt der Intergenerationalität, da die „Töchtergeneration“ ein solches Interesse für die Arbeit und das Engagement der 1987 Aktiven zeigte. In der Finissage wurde daher noch einmal die Bedeutung der Zeitzeug:innenschaft sowie die Notwendigkeit betont, Geschichte(n), vor allem derer, die oft marginalisiert wurden, zu dokumentieren und zugänglich zu machen. Aus diesem Grund gaben alle beteiligten Mitglieder der Fraueninitiative an, dass die Zusammenarbeit für sie eine große Bereicherung dargestellt habe und sie die Ausstellung insofern als sehr gelungen betrachteten.

7 Das Protestlied „Keiner schiebt uns weg!“ wurde im Zuge dessen immer wieder umgedichtet. Ursprünglich wurde es 1981 anlässlich des Protestes der „Heinze-Frauen“ geschrieben, vgl. https://www.frauen-ruhrgeschichte.de/frg_interviews/heinze-frauen-keiner-schiebt-uns-weg-113/ (1.3.2023).

4. Fazit

Aufgrund der offenen Zusammenarbeit mit den Zeitzeug:innen der Fraueninitiative Hattingen gelang es, eine multiperspektivische Kunstinstallation zu schaffen. Dabei stand vor allem der Austausch mit den damals Beteiligten im Vordergrund. So konnten Dissonanzen beziehungsweise Deutungsverschiebungen zu Tage treten, die sich in der Lücke zwischen einer wissenschaftlich-analytischen Sicht einerseits und dem Blick von Zeitzeug:innen auf ihre eigenen Erzählungen andererseits ergeben können. Die fortgesetzte oder – in diesem Fall – neu aufgenommene Konversation mit den Hattinger Akteur:innen ermöglichte so eine vielleicht authentischere Vermittlung von Zeitzeug:innengeschichte(n). Im Zentrum des Arbeitsprozesses stand dabei vor allem die Frage nach der Aneignung von Geschichte und Erinnerung. Für die beteiligten Wissenschaftler:innen und Künstler:innen bedeutete das, die eigene Deutungshoheit zurückstellen zu müssen und andere Deutungen zuzulassen. Insofern sollten Konzepte und Interpretationen nicht über etwas „übergestülpt“ werden, in dem sich die historischen Akteurinnen nicht wiederfinden konnten.

Dies wurde im Besonderen anhand der Begriffsdiskussion über den „Auftritt“ als Geister deutlich, in der sich das damalige wie auch rückblickende Selbstverständnis der Mitglieder der Fraueninitiative ausdrückt. Anstelle des vermeintlich rein oberflächlichen Charakters eines „Auftritts“ woll(t)en die damaligen Aktivistinnen ihre Aktion als Handlung verstehen, in der sie aus ihrer Not heraus ihr Inneres und ihre Empfindungen nach außen trugen und dadurch politisch handelten. Als zentral erwies sich dabei, dass diese Form des politischen Aktivismus einer weiblichen Lebenswirklichkeit entsprang und es dadurch gelang, eine Anschlussfähigkeit gegenüber den Bürger:innen der Stadt Hattingen herzustellen und so weitere Verbündete für den Hüttenkampf zu gewinnen.

Des Weiteren waren es vor allem die vermittelten Emotionen und der Pragmatismus der Frauen, die sie während der Konfliktzeit für die Medien besonders interessant machten und zu zahlreichen Beiträgen in der lokalen, aber auch in der überregionalen und ausländischen Presse führten, was vor allem der von ihnen durchgeführte fünftägige Hungerstreik verdeutlicht. Sie sprachen damit neue Aspekte von Arbeitskämpfen an und machten diese sichtbar, was zur damaligen Zeit ebenso ein Novum darstellte wie der aktive Austausch mit anderen Frauengruppen, die sich ebenfalls im Zuge von Arbeitskämpfen gebildet hatten.

LITERATUR

- Artus, Ingrid (2020): Wenn Frauen* streiken... – Zur Vergeschlechtlichung von Arbeitskämpfen, in: Ingrid Artus, Nadja Bennewitz, Annette Henninger, Judith Holland und Stefan Kerber-Clasen (Hg.): Arbeitskonflikte sind Geschlechterkämpfe, Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven, Arbeit, Demokratie, Geschlecht, Bd. 27, Münster, 75-97.
- Akademie der Künste der Welt (2020): CC, Das Magazin, 2, 34-37.
- Baumöller, Peter und Heinz Schäfer (1988): Hattingen – ein Beispiel, Verteidigt die Arbeitsplätze auf der Hütte, Nachrichten-Reihe, 43/44, Frankfurt am Main.
- Bierwirth, Waltraud und Otto König (Hg.) (1988): Schmelzpunkte, Stahl: Krise und Widerstand im Revier, Essen.
- Berger, Stefan (2017): Labour Movements in Global Historical Perspective: Conceptual Eurocentrism and Its Problems, in: Stefan Berger und Holger Nehring (Hg.): The History of Social Movements in Global Perspective, A Survey, Palgrave Studies in the History of Social Movements, London, 385-418. https://doi.org/10.1057/978-1-137-30427-8_14

- Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie (2021): Abschlussempfehlungen, Düsseldorf.
 Flieter Verlag, IG Metall Hattingen und KUBISCHU (1988): Der Ofen ist noch lange nicht aus, Ein Lesebuch zu Stahlkrise, Arbeitsplatzabbau und Widerstand, Hattingen.
- Gorny, Alicia (2020): „Unsichtbare Motoren“?, Die Fraueninitiative Hattingen, in: Ingrid Artus, Nadja Bennewitz, Annette Henninger, Judith Holland und Stefan Kerber-Clasen (Hg.): Arbeitskonflikte sind Geschlechterkämpfe, Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven, Arbeit, Demokratie, Geschlecht, Bd. 27, Münster, 184-198.
- Grever, Maria und Kees Ribbens (2008): The Dynamics of Memories and the Process of Canonization, in: Sylvia Paletschek und Sylvia Schraut (Hg.): The Gender of Memory, Cultures of Remembrance in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe, Frankfurt am Main, New York, 253-266.
- Hordt, Arne (2018): Kumpel, Kohle und Krawall, Miners' Strike und Rheinhausen als Aufruhr in der Montanregion, Göttingen. <https://doi.org/10.13109/9783666370663>
- Hubert, Andrea (2010): Heldenhaft?, Der Kampf um die Arbeitsplätze der Henrichshütte Hattingen, in: LWL-Industriemuseum (Hg.): HELDEN, Von der Sehnsucht nach dem Besonderen, Katalog zur Ausstellung im LWL-Industriemuseum Henrichshütte Hattingen, 12.3.-31.10.2010, Essen, 306-315.
- Kellershohn, Jan (2019): Streik und Erinnerung. Der Bergarbeiterstreik 1889 als vergangenheitspolitische Ressource, Arbeitspapier aus der Kommission „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“, Düsseldorf.
- Kift, Dagmar und Olaf Schmidt-Rutsch (2015): Tonband – Vitrine – Digitalisat, Das Erinnerungsbuch des LWL-Industriemuseums, in: Elsbeth Bösl (Hg.): Westfälische Forschungen, 65, Themenschwerpunkt: Inklusion/Exklusion in regionalgeschichtlicher Perspektive, 283-292.
- Klaus, Elisabeth und Ricarda Drücke (2008²): Öffentlichkeit und Privatheit: Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten, in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Genderforschung, Theorien, Methode, Empirie, Geschlecht & Gesellschaft, Bd. 35, Wiesbaden, 237-244. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91972-0_27
- König, Otto (2012): Band der Solidarität, Widerstand, alternative Konzepte, Perspektiven, Die IG Metall Verwaltungsstelle Grevelsberg-Hattingen 1945-2010, Hamburg.
- Laube, Robert, Udo Böhm, Helmut Helling und Astrid Kirschey (Hg.) (2017): 100 Hüttenleben, Arbeiterportraits von Astrid Kirschey, Essen.
- Notz, Gisela (2020): Die Geschichte von Frauenstreiks und streikenden Frauen: „Das vierte „K“ heißt Kampf“, in: Ingrid Artus, Nadja Bennewitz, Annette Henninger, Judith Holland und Stefan Kerber-Clasen (Hg.): Arbeitskonflikte sind Geschlechterkämpfe, Sozialwissenschaftliche und historische Perspektiven, Arbeit, Demokratie, Geschlecht, Bd. 27, Münster, S. 28-49.
- Obertreis, Julia und Anke Stephan (2009): Erinnerung, Identitäten und „Fakten“: Die Methodik der Oral History und die Erforschung (post)sozialistischer Gesellschaften (Einleitung), in: Julia Obertreis und Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende/Remembering after the fall of communism, Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften/Oral History and (post)socialist societies, Essen, 9-36.
- Zeruvabel, Yeal (1995): The multivocality of national myth: Memory and counter-memories of Masada, Israel Affairs, 1, Heft 3, 110-128. <https://doi.org/10.1080/13517129508719340>

QUELLEN

- Archiv LWL-IM 3270.45.0134: 15.2.2005
 Archiv LWL-IM 3270.45.0172: 8.9.2009
 Archiv LWL-IM 3270.45.0193: 8.9.2009
 Archiv LWL-IM 3270.45.0194: 8.9.2009

Archiv Frauengeschichtskreis Gelsenkirchen (Hg.) (o. J.): Jansen, Asia: „Keiner schiebt uns weg!“. Online: https://www.frauenruhrgeschichte.de/frg_interviews/heinze-frauen-keiner-schiebt-uns-weg-113/ (1.3.2023).

Thyssen Henrichshütte AG (1987): Metall, Nachrichten für die Beschäftigten der Thyssen Henrichshütte AG, 5, 17. Februar.

Zusammenfassung

Die (historische) Auseinandersetzung mit dem Strukturwandel und den damit verbundenen Arbeitskämpfen im Ruhrgebiet unterlag und unterliegt implizit einer maskulinen Prägung der Erinnerungskultur, die sich vornehmlich auf männliche Arbeit und Biographien stützt. Weibliches Engagement in Arbeitskämpfen, das über die Rolle als unterstützende Randfiguren hinausgeht, kann demgegenüber noch immer als blinder Fleck der Geschichtsforschung betrachtet werden. Die Ausstellung „Geister“ präsentierte die erlebte Geschichte derer, die von der klassischen Geschichtsschreibung verdrängt wurden. Durch den aktiven Einbezug damaliger Beteiligter entstand ein partizipatives, multiperspektivisches Ausstellungskonzept. In der Genese des Konzepts traten Dissonanzen und Deutungsverschiebungen zu Tage, die sich in der Lücke zwischen einer wissenschaftlich-analytischen Sicht einerseits und dem Blick von Zeitzeug:innen auf ihre eigenen Erzählungen andererseits, ergaben. Zentral für den Arbeitsprozess wurde die Frage nach der Aneignung von Geschichte und Erinnerung. Eigene wissenschaftliche und künstlerische Deutungshoheiten mussten zurückgestellt werden, um andere Deutungen zuzulassen.

Literaturbesprechung

Dorothee Schmitz-Köster: Unbrauchbare Väter. Über Muster-Männer, Seitenspringer und flüchtende Erzeuger im Lebensborn, Göttingen: Wallstein Verlag 2022, 160 Seiten, 24,00 €.

Die Publikation nähert sich den Männern an, deren Kinder in einem Lebensbornheim¹ geboren wurden. Der Lebensborn e. V. war eine 1935 gegründete SS-Organisation, welche dem Reichsführer-SS (RFSS) Heinrich Himmler unterstand und insbesondere ledige Mütter unterstützte. Ziel war die Reduktion von Abtreibungen sowie die Erhöhung der Geburtenrate. Eine ausführliche Überprüfung der „rassischen und erbbiologischen“ Faktoren erfolgte im Vorfeld, um zu gewährleisten, dass Mutter und Vater den SS-Auslesekriterien entsprachen. Schwangere konnten ihre Kinder in lebensborneigenen Entbindungsheimen, fern von ihrem Wohnort, zur Welt bringen. Eigene Melde- und Standesämter ermöglichten eine umfassende Geheimhaltung, welche aufgrund verschwundener Dokumente, vorrangig der Urkunden mit namentlicher Nennung des Kindesvaters, die NS-Diktatur überdauerte.

Das Hauptaugenmerk der vorliegenden Veröffentlichung liegt auf der Leerstelle der Lebensbornväter und verspricht, ein „erstaunlich facettenreiches Bild“ (Schutzumschlag) der Erzeuger zeichnen zu können. Dies erfolgt unter den erkenntnisleitenden Fragestellungen, ob die Lebensbornväter Ausnahmeerscheinungen waren, inwieweit ihr Denken, Handeln und ihre Gefühlswelt von dem zeitgenössischen Vaterbild geprägt waren bzw. ob Männer im damaligen Geschehen um Mutter und Kind eine Rolle einnahmen (15). Als Quellengrundlage benennt die Verfasserin ihr Interviewsample von 96 Männern und Frauen, die in einem deutschen oder in dem österreichischen Lebensbornheim geboren wurden, 17 Frauen und Männer, die als Kleinkinder in einem dieser Heime untergebracht waren, darunter auch die sogenannten geraubten Kinder aus Ost- und Südeuropa und norwegische Kinder (15). Weiterhin 19 Interviews mit Lebensbornmüttern und/oder -angestellten. Wesentliche Angaben – beispielsweise Interviewdaten, Alter, Geschlechtsverteilung oder berufliche Funktion bzw. Tätigkeitszeitraum – fehlen. Demnach werden Interviewpassagen durchgängig nicht bibliografiert (zum Beispiel: 44, 58, 63, 67, 70, 83, 108).

Während im ersten Kapitel „Annäherungen“ die Archivalien mehr als komprimiert vorgestellt werden, hat eine Skizzierung des Forschungsstandes keinen Eingang gefunden. Der abschließende Verweis auf Johanna Haarers Ratgeber *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* (Erstauflage München 1934), in dem die Väter angeblich mit keinem Wort erwähnt würden,² gibt den Auftakt für weitere Ungenauigkeiten und verkürzte Darstellungen.

1 Aus Gründen der Lesbarkeit werden in dieser Buchbesprechung Komposita mit dem Terminus „Lebensborn“ zusammengeschrieben, obgleich zeitgenössische Quellen eine Schreibweise mit Bindestrich vorsehen.

2 Beispielsweise wird in der Passage „Aussehen des Neugeborenen“ dem Vater unterstellt, das Neugeborene, anders als die Mutter, nicht schön zu finden: „Der Vater ist vielleicht eher betroffen von dem Aussehen seines Erstgeborenen. Auf jeden Fall behalte er seine Eindrücke für sich. [...] (Haarer 1941: 97)“. Auch wird der Ehemann angehalten, im Wochenbett Rücksicht auf die seelische Verfassung zu nehmen (ebd.: 103). Das Unterkapitel „Der Ehemann während der Entbindung“ geht explizit auf den Ehemann ein (ebd.: 100 f.).

Das zweite Kapitel umfasst die „Kontexte“, die „Deutschen Väter“. Vaterbilder in der NS-Gesellschaft, in der SS und im Lebensborn stehen dabei im Zentrum.

Anhand zweier konträrer Strategien soll dargelegt werden, wie Männer während des NS-Systems versuchten, Macht und Raum zurückzugewinnen. „Forcierte Männlichkeit“ als Strategie 1 stellt Uniformierung in der NS-Zeit und Verlust der Individualität heraus und zeigt anhand diverser bevölkerungspolitischer und SS-interner Maßnahmen auf, wie Ehe und Nachkommenschaft kontrolliert oder verhindert wurden.³

Die „Eroberung des weiblichen Raums“ firmiert als Strategie 2 und erläutert, wie die klassische Rollenverteilung – Küche und Kinder als weibliches Feld und Status des Vaters als alleinberufstätiges Familienoberhaupt (28) – durch Artikel in der SS-Zeitung *Das schwarze Korps*, Organ der Reichsführung SS, gelegentlich eine Erweiterung des Vaterbilds erfuhr. Belegt wird dies nur anhand einer einzigen Abbildung aus einem SS-Leitheft des Jahres 1943.

Sodann wird der „gute“ Lebensbornvater beschrieben, von dem der Lebensborn e.V. vorrangig die Erfüllung der Dokumentations- und Untersuchungspflicht, die Vaterschaftsanerkennung sowie Kostenübernahme erwartete. Im Gegenzug erhielt der Kindesvater umfassende Geheimhaltung seiner Vaterschaft. Während die Kindesmutter diese oftmals nur als temporäres Element beanspruchte, wird anschaulich beschrieben, wie Kindesväter aus unterschiedlichen Gründen eine lebenslange Geheimhaltung anstreben, was schlussendlich zu Lasten der Kinder ging (33).

Die im dritten Kapitel zusammengestellten statistischen Daten basieren auf drei Dokumenten: Der zeitgenössische „Jahresbericht von 1939“ legte Daten der ersten vier Jahre seit Vereinsbestehen vor. Die Autorin berücksichtigt selektiv nur die prozentuale Verteilung der Berufsschichtung der Kindesväter (38). Erhellende Zusatzinformationen, wie beispielsweise eine Eheschließung der außerehelich Schwangeren noch vor der Entbindung im Lebensbornheim in 61 Fällen von 832 (rund 7,33 Prozent) bleiben außen vor.

Der zweite Quellenbestand ist die „Zusammenstellung der statistischen Arbeiten 1. November 1941 bis 31. Mai 1942“. Diese Datensätze wurden schon einmal aufbereitet und publiziert, auf entsprechende bibliografische Verweise wurde verzichtet.⁴ An der Validität der von der Verfasserin präsentierten Tabelle entstehen Zweifel, wenn als Berufsangabe „hauptamtliche Parteimitglieder“ geführt werden (38).⁵ Weitere wichtige statistische Daten aus dieser Quelle werden ignoriert: die Eheschließungen mit dem Kindesvater (3,0 Prozent) und die Sterbefälle der Kindesväter – immerhin 5,1 Prozent der aufgenommen Schwangeren/Mütter.⁶

3 An dieser Stelle sei angemerkt, dass die zitierte Anordnung Himmlers, mit der Männerbesuche in den Lebensbornheimen verboten wurden bzw. Besuchsbaracken errichtet werden sollten, nicht im November 1943 erging, sondern bereits im Januar 1941, vgl. Aktenvermerk Ebners, 13.01.1941, 4.1.0/82448330/ITS Digital Archive, Arolsen Archives.

4 Vgl. Clara Hullmeine: Das Lebensborn-Projekt als Teil der nationalsozialistischen Geburtenförderung – eine Auswertung der geburtshilflichen Ergebnisdaten der deutschen Lebensbornheime im „III. Reich“, Dissertation Medizinischen Fakultät Charité – Universitätsmedizin Berlin 2019 (Hullmeine: 86).

5 Aus der Quelle wird ersichtlich, dass „Parteiglied. hptamtl.“ angegeben waren, also hauptamtlich Beschäftigte in Parteigliederungen der NSDAP, vgl. Zusammenstellung der statistischen Arbeiten 1. November 1941 bis 31. Mai 1942, 4.1.0/82449176/ITS Digital Archive, Arolsen Archives.

6 Die statistische Erhebung differenziert allerdings nicht zwischen unehelichen und ehelichen verstorbenen Kindesvätern, vgl. Zusammenstellung der statistischen Arbeiten 1. November 1941 bis 31. Mai 1942, 4.1.0/82449173/ITS Digital Archive, Arolsen Archives.

Als drittes, größtes Zeitfenster werden, durchaus lückenhafte, statistische Archivalien von April 1939 bis November 1941 angeführt. Bibliografierte Einzeldokumente vermisst man ebenso wie eine monatliche Aufgliederung der genehmigten Aufnahmeanträge samt SS- bzw. Polizeiangehörigkeit der Kindesväter.⁷

Insgesamt wirkt dieses Kapitel unvollständig, auf bestehende, umfangreiche Auswertungen des Heimes „Schwarzwald“ 1942-1945 wird lediglich in einer Anmerkung verwiesen (42). Diese Ergebnisse – statistische Daten über Vaterschaftsanerkennungen, namentliche Nennung des Kindesvaters oder Eheschließungen der Kindesmutter mit dem Kindesvater – zu integrieren, hätte einige Erkenntnisse eröffnet, zum Beispiel die kriegsbedingt rapide absinkende Zahl der Vaterschaftsanerkennungen.⁸

Das Kernkapitel der vorliegenden Publikation gilt dem Entwurf einer Typologie und behandelt zuerst die symbolischen Väter, worunter Himmler und seine Akteure – Vorstandsmänner, Heimleiter und Paten – gezählt werden (43). Beschrieben wird hierbei insbesondere Himmlers engmaschige und persönliche Kontrolle sämtlicher Lebensbornangelegenheiten. Dr. Gregor Ebner, anfangs Heimleiter des ersten Lebensbornheimes in Steinhöring und vorrangig ärztlicher Betreuer aller Heime, korrespondierte umfangreich und oftmals in persönlichem Ton mit Schwangeren und Müttern. Zwei andere langjährige Heimleiter – und mehrfache Familienväter – werden als „Vertrauenspersonen und Vaterfiguren“ (51) exemplifiziert, gleichwohl weder biographische Forschungen über dieselben noch historische Studien über die Abläufe in den von ihnen geleiteten Heimen vorliegen. Der Abschnitt über die SS-Paten der Lebensbornkinder erläutert in Kürze, dass diese Patenschaft nicht immer freiwillig und motiviert übernommen wurde (53).

Unter „reale Väter“ werden im Folgenden fünf Gruppen, wiederum kategorisiert in bestimmte „Typen“, abgebildet und mit spezifischen biographischen Fallbeispielen untermauert. Es handelt sich dabei um Ehemänner mit ehelichen Kindern, um „Seitenspringer: Ehemänner mit außerehelichen Kindern“ (76), ledige Lebensbornväter, falsche Väter und Ersatz-Väter. Nicht nur in Einzelfällen werden Quellenbestände unsachgemäß verkürzt (81). Dazugehörige handschriftliche Dokumente wurden augenscheinlich nicht entziffert, denn sonst wäre das zurückhaltende Agieren Ebners einer betrogenen Kindesmutter gegenüber infolge ihrer zuvor übersandten psychologischen Befunde offensichtlich (vgl. Schreiben Lieselotte Sch.s an Ebner, 4.1.0/82457620/ITS Digital Archive, Arolsen Archives). Ein weiteres Beispiel ist die nicht zitierte Korrespondenz – mit handschriftlichem Vermerk über den Kriegstod des Kindesvaters (vgl. Schreiben Willy von B.s an Ebner, 19.06.1942, 4.1.0/ 82461111/ITS Digital Archive, Arolsen Archives) – einer Kindesmutter mit Ebner (138 f.).

Kapitel 5 und 6 umfassen jeweils nur zwei Textseiten und gelten den Lebensbornvätern nach Kriegsende (151), die weiterhin größtenteils geheim blieben. Die proträtierten Fragmente der 79 Männer lassen den Schluss zu, es handele sich zu nicht unerheblichen Teilen um „unbrauchbare Väter“, aus heutiger und damaliger Sicht (154). Es wird dabei verkannt, dass die von der Autorin als selten bezeichneten fürsorglichen Männer mit Blick auf schätzungsweise 8.000 Lebensbornkinder aus dem Reichsgebiet

7 Aus diesen würde ersichtlich, dass es sich bei den von der Verfasserin als „Polizei-Mannschaft“ interpretierten Abkürzung „Pol. M.“ um Polizeimeister handelte.

8 Vgl. Dorothee Neumaier: Das Lebensbornheim „Schwarzwald“ in Nordrach, Wissenschaftliche Beiträge aus dem Tectum Verlag/Reihe Geschichtswissenschaft, 32, Zugleich Dissertation FernUniversität Hagen 2017, Baden-Baden 2017.

eine hohe Dunkelziffer stellen könnten – Väter und SS-Männer, die ungeachtet etwaiger (Mit-)Täterschaft an NS-Verbrechen ihren Kindern eine relativ behütete Kindheit ermöglichten. Nicht unerheblich dürfte ebenfalls die Zahl der Kindesväter sein, die infolge eines Kriegstodes keine Vaterrolle mehr einnehmen konnten.

Die Publikation erhebt offenbar nicht den Anspruch, eine anschlussfähige Studie vorzulegen. Neben einem fehlerhaften Inhaltsverzeichnis (ab 149 bzw. 151) fehlt ein Quellenverzeichnis. Verwendete Archivalien können somit nur über den Anmerkungsapparat erschlossen werden. Zitationsrichtlinien der Arolsen Archives werden nicht angewandt – zumindest ein Kurztitel des Dokumentes sowie Datumsangaben wären für Forschende durchaus hilfreich. Letztere können durchaus für Dokumente aus Privatbesitz erfolgen, ohne die gewünschte Anonymisierung zu gefährden.

Ebenso ist anzumerken, dass Verweise auf vorhandene (biographische) Forschungen oftmals unterbleiben. Dies betrifft sowohl fremde, bereits publizierte Forschungsleistungen (vgl. 38, 65, 85 ff.), als auch geeignet Literaturverweise auf eigene Veröffentlichungen der Autorin die hauptsächlich *Lebenslang Lebensborn* entstammen (vgl. 72 f., 98 f., 104 ff., 124 ff., 143 ff.).⁹

Der Sprachstil ist nicht immer um Neutralität bemüht. „Unter den Seitenspringern und Lendengöttern ist [...] ein besonderer Fall.“ (98), die Bezeichnung eines neunfachen Kindesvaters als „ähnlicher Lendengott“ (96), der Vergleich mit Himmler als einem „Gottvater“ (49) oder seine Bezeichnung als „Übervater“ (85) stellen hierfür ausgewählte Beispiele.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die Autorin auf einen sicherlich in diesem Forschungsfeld quantitativ einmaligen Interviewbestand zurückgreifen kann, diesen allerdings ohne jegliche Zusatzinformationen zitiert und er somit von dem Lesenden nicht kontextualisiert werden kann. Die gedruckten Abbildungen von Dokumenten und Fotografien aus privatem Besitz wären weiteren Forschungsprojekten ohne diese Publikation jedoch verschlossen geblieben. Dennoch bleibt der Erkenntniswert dieses schmalen Bandes recht gering. Zum einen, weil bereits Publiziertes zusammengetragen wurde, zum anderen, weil Interviewsequenzen sowie Quellenzitate beliebig platziert wirken und bibliografische Angaben fehlen.

Dorothee Neumaier

⁹ Dorothee Schmitz-Köster und Tristan Vankann: *Lebenslang Lebensborn, Die Wunschkinder der SS und was aus ihnen wurde*, München 2012.

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Vera Blaser, Universität Bern, Philosophisch-historische Fakultät, Historisches Institut,
Länggassstrasse 49, CH-3012 Bern

Alicia Gorny, Ruhr-Universität Bochum, Institut für soziale Bewegungen, Clemensstr.
17-19, 44789 Bochum

Wolf Kaiser, Dr., Holbeinstr.39, 12203 Berlin

Klaus Kraimer, Prof. Dr. em., Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes
(htw), Privatdozent Universität Osnabrück, Lindenstraße 37, 49152 Bad Essen

Sonja Matter, PD Dr., Universität Bern, Philosophisch-historische Fakultät, Histori-
sches Institut, Länggassstrasse 49, CH-3012 Bern

Marcel Mierwald, Jun.-Prof. Dr., Technische Universität Braunschweig und Leibniz-
Institut für Bildungsmedien | Georg-Eckert-Institut (GEI), Abteilung Mediale
Transformationen, Freisestraße 1, 38118 Braunschweig

Dorothee Neumaier, Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für Geschichte und Biogra-
phie, Universitätsstr. 47, 58097 Hagen

Barbara Stauber, Prof. Dr., Universität Tübingen, Institut für Erziehungswissenschaft,
Abteilung Sozialpädagogik, Münzgasse 22-30, 72070 Tübingen

Maria Kondratjuk
Olaf Dörner
Sandra Tiefel
Heike Ohlbrecht (Hrsg.)

Qualitative Forschung auf dem Prüfstand

Beiträge zur Professionalisierung
qualitativ-empirischer Forschung in
den Sozial- und Bildungswissenschaften



Maria Kondratjuk, Olaf Dörner, Sandra
Tiefel, Heike Ohlbrecht (Hrsg.)

Qualitative Forschung auf dem Prüfstand

Beiträge zur Professionalisierung
qualitativ-empirischer Forschung in den
Sozial- und Bildungswissenschaften

2022 • 393 S. • kart. • 65,00 € (D) • 66,90 € (A)

ISBN 978-3-8474-2618-9 • eISBN 978-3-8474-1780-4 (Open Access)

Rund um die Frage der Professionalisierung qualitativ-empirischer Forschung versammelt der Band des Zentrums für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM) Beiträge zur Verhältnisbestimmung von Theorie und Empirie, zu Methodologien in ihrer Bedeutung und Funktion für Forschungsprozesse, zu Methoden, Methodenentwicklung und qualitativen Ergebnisformaten sowie zur Frage der Lehre und Vermittlung qualitativer Forschung.

Die Herausgeber*innen:

JProf*in Dr*in Maria Kondratjuk, Universitätsprofessorin, TU Dresden

Prof. Dr. Olaf Dörner, Universitätsprofessor, Universität Magdeburg

Dr.*in Sandra Tiefel, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Universität Magdeburg

Prof*in Dr*in Heike Ohlbrecht, Universitätsprofessorin, Universität Magdeburg



Rosemarie Nave-Herz

Die Ehe in Deutschland

Eine soziologische Analyse über Wandel, Kontinuität und Zukunft

Die Ehe wird in diesem Buch erstmals soziologisch als eine eigene Lebensform analysiert, und zwar im Hinblick auf ihre vielfältigen Aspekte. Dabei werden aktuelle Probleme aufgegriffen, wie bspw. Kinderehen, Zwangsehen, die Zunahme von kinderlosen Ehen und der Anstieg der Ehescheidungen. Ferner wird die Zukunft der Ehe thematisiert. Historische Rückblenden sollen das Erkennen des gegenwärtig Besonderen ermöglichen. Ziel des Buches ist es, offene Fragen und aktuelle Probleme zu benennen und zu diskutieren sowie ihren Wandel aufzuzeigen.

2022 • 191 S. • kart. • 19,90 € (D) • 20,50 € (A)
ISBN 978-3-8474-2655-4 • eISBN 978-3-8474-1810-8



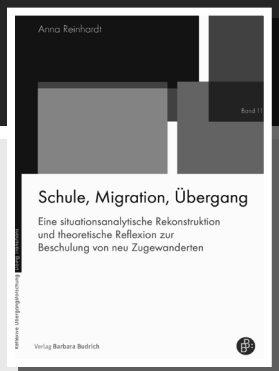
Sarah Czerney, Lena Eckert, Silke Martin
(Hrsg.)

Mutterschaft und Wissenschaft in der Pandemie

(Un-)Vereinbarkeit zwischen Kindern, Care und Krise

In der Pandemie spitzen sich gesellschaftliche Schieflagen und strukturelle Ungerechtigkeiten zu, so auch die berufliche Benachteiligung, die maßgeblich durch die Ungleichverteilung von Care-Arbeit begünstigt wird. Dieses Buch versammelt Erfahrungsberichte von Frauen*, die im Wissenschaftsbetrieb tätig sind und von ihren Erlebnissen während der Pandemie an deutschen Hochschulen berichten, und trägt somit zur Sichtbarkeit tabuisierter und individualisierter Erfahrungen bei. So werden die prekären Bedingungen, die sich während der Pandemie noch verstärkt haben, deutlich gemacht.

2022 • 230 S. • kart. • 30,00 € (D) • 30,90 € (A)
ISBN 978-3-8474-2654-7 • eISBN 978-3-8474-1811-5



Anna C. Reinhardt

Schule, Migration, Übergang

Eine situationsanalytische Rekonstruktion und theoretische Reflexion zur Beschulung von neu Zugewanderten

Der Zugang zu Bildung und damit der Übergang in das Regelschulsystem findet für neu zugewanderte und geflüchtete Kinder und Jugendliche oft durch eine institutionell ge-
rahmte Zwischenphase in Vorbereitungsklassen statt. Aus einer ungleichheitsrelevanten Perspektive rekonstruiert Anna C. Reinhardt in ihrer qualitativen Studie diese Vorbereitungsklassen als komplexe Übergangssituationen und dekonstruiert ihr relationales Zustandekommen als konflikthaften Aushandlungsprozess um Teilhabe und Zugehörigkeit in der Migrationsgesellschaft.

Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions, 11
2023 • ca. 480 S. • kart. • ca. 58,00 € (D) • ca. 59,70 € (A)
ISBN 978-3-8474-2526-7 • eISBN 978-3-8474-1718-7



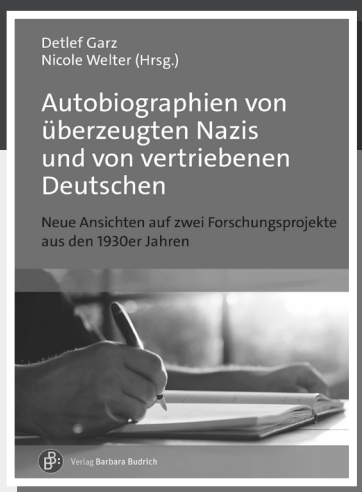
Nils Klevermann

Organisationen der postmigrantischen Gesellschaft

Eine Subjektivierungsanalyse von Kollektiven

Stand lange das Subjekt im Fokus des Integrationsdiskurses, nehmen vermehrt *Migrant*innen*-Organisationen eine zentrale Position im Kampf um die Deutungsmacht dieses Übergangs ein. Vor diesem Hintergrund analysiert die Studie die Bedingungen, unter denen Kollektive in einer postmigrantischen Gesellschaft soziale Existenz und Handlungsfähigkeit erlangen. Sie geht der Frage nach, wie *Migrant*innen*-Organisationen integrationspolitisch adressiert werden und wie sie sich zu diesen Vereinnahmungen positionieren. Mit ihren Erkenntnissen leistet die Arbeit einen Beitrag zur diskriminierungs- und rassismuskritischen Organisationsforschung.

Reflexive Übergangsforschung – Doing Transitions, 9
2022 • 306 S. • kart. • 39,00 € (D) • 40,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2523-6 • eISBN 978-3-8474-1719-4



Detlef Garz, Nicole Welter (Hrsg.)

Autobiographien von überzeugten Nazis und von vertriebenen Deutschen

**Neue Ansichten auf zwei Forschungs-
projekte aus den 1930er Jahren**

2023 • ca. 300 S. • kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2743-8 • eISBN 978-3-8474-1913-6

Warum kam Hitler an die Macht? Diese viel gestellte Frage war auch der Titel einer 1934 durchgeführten Studie mit überzeugten NS-Anhänger*innen, deren Autobiographien Gegenstand der Beiträge dieses Bandes sind. Auch die Selbstzeugnisse ehemaliger Nationalsozialist*innen und vertriebener Deutscher werden herangezogen, um individuelle und kollektive biographische Prozesse nachzuvollziehen. Die Autor*innen widmen sich etwa Orientierungsmechanismen in nationalen Wir-Gemeinschaften, Eintrittsmotiven und Entlastungsstrategien sowie der Frage, welche Forschungsperspektiven und Erkenntnispotenziale sich aus den vielfältigen Manuskripten generieren lassen.

Die Herausgeber*innen:

Prof. Dr. Detlef Garz, Seniorprofessor, Institut für Pädagogik, Allgemeine Pädagogik, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Prof. Dr. Nicole Welter, Professorin, Institut für Pädagogik, Allgemeine Pädagogik, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel



Timo Schreiner,
Dominik Wagner-Diehl (Hrsg.)

**Soziale Ungleichheit,
Bildung, Biografieforschung**
Perspektiven zum Werk von
Ingrid Miethe

2023 • 143 S. • kart. • 24,90 € (D) • 25,60 € (A)

ISBN 978-3-8474-2716-2 • eISBN 978-3-8474-1886-3

Der Band befasst sich mit unterschiedlichen Facetten der Bildungs-, Ungleichheits- und Biografieforschung. Die Autor*innen behandeln die Themen Ausgrenzung, Teilhabe, gruppenbezogene Diskriminierung aber auch Forschungsethik und empirische Zugänge rund um soziale Ungleichheit. Die Beiträge sollen so die Themenschwerpunkte der Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Miethe abbilden, deren Schriften auch für die Soziale Arbeit als prägend gelten.

Die Herausgeber:

Prof. Dr. Timo Schreiner, Professur für Kinder- und Jugendhilfe, Fakultät Soziale Arbeit, Ostfalia Hochschule für angewandte Wissenschaften

Dr. Dominik Wagner-Diehl, Pädagoge im therapeutischen Dienst, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie des Universitätsklinikums Giessen und Marburg (UKGM), Standort Marburg